Wilh. Walloth

Gesammelte Werke.

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030790419

UNIVERSITY OF VIRGINIA
1819

Tiberius.

Historischer Roman

von

Wilhelm Walloth. 1856 -

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. K. Hofbuchhändler.

PT
2647
.A63T5
1889
v.1-2
copy 1

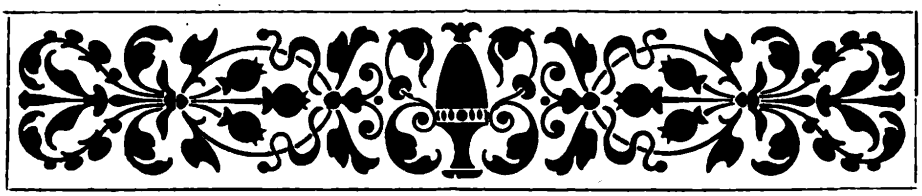
Alle Rechte vorbehalten.

Herrn

Georg Christaller

in treuer Freundschaft zugeeignet

vom Verfasser.



I.

„Ich? Nicht vorgelassen?“

Drusus, der Sohn des Kaisers war's, der diese Worte entrüstet einem zitternden Prätorianer entgegenschleuderte, der mit dem Speer dem Vorwärtsstrebenden den Eintritt in's nächste Gemach wehrte. Der Kronprinz, dessen breite Nase der Stolz aufblähte, dessen dicke Lippen der Zorn zur Seite zog, riß an der Goldquaste, die vom scharlachrothen Thürvorhang herabhing, sodaß die Metallringe der Stange klirrend aneinander schlugen. Dabei musterten seine entzündeten, weinseeligen Wüstlingsaugen wüthend den armen Soldaten, dem man zwar die große Verlegenheit ansah, in die ihn das Ungestüm des vornehmen Eindringlings versetzt, aber dem man zugleich auch den Entschluß vom bärtigen Gesicht las, dem an ihn

ergangenen Befehl unter allen Umständen nicht untreu zu werden. So herrschte einen Augenblick hindurch unbehagliches Schweigen im kaiserlichen Vorgemach. Die Begleiter des Prinzen, die den Hintergrund des spiegelnden Marmorgemachs mit einem blendendweißen Faltengewirr von Togen, wie mit einer bauschigen Wolkenwand abschlossen, trugen meist absichtlich möglichst gleichgültige Gesichter zur Schau; nur Einige lächelten befriedigt über die Demüthigung ihres Herrn, oder zeigten, den Hals schildkrötenartig aus der Toga reckend, die unterdrückte Neugier gespannt auf die Entwicklung der Scene lauschender Zuschauer. Der Soldat hielt indeß den Speer, der ihm in der Hand leise zitterte, quer vor die Vorhangsöffnung, spreizte die wuchtigen Kniee auseinander und nahm so, bis an den Helmrand erröthend, mit vor Verwirrung thränenden Augen die Stellung eines energisch Abwehrenden ein, während der grellrothe Reflex des Scharlachvorhangs, der hinter und neben ihm von der Decke herabfloß, in seinen glatten Harnisch ölartig verwischte Glutlichter warf und zugleich sein sich im Marmorboden fortsetzendes Spiegelbild in einen Blutstrom tauchte. Drusus dem die entschiedene Abwehr des Soldaten anfangs

imponirt, schämte sich allmählich seiner traurigen Rolle, die er im Angesicht des Gefolges spielte. Er blies, seiner Gewohnheit gemäß, die breiten Backen auf, so daß der dünne, florartige Bart der ihm wie ein Spinnweb die Wangen verunstaltete, wegzufliegen drohte und stampfte dann mit dem einen Fuß so heftig auf den Marmorboden, daß ihm ein Riemen der Sandale lossprang.

„Lieg' ich denn noch im Weinrausch?" rief er mit seiner heiseren Schlemmerstimme, „Kerl, kennst Du mich etwa nicht? Ich muß den Kaiser sprechen — hörst Du — mach Platz — oder ich lasse Dich von meinen Sclaven hinwegpeitschen —"

„Befehl Sejans," rief der Krieger kurz, starr wie ein Automat ins Leere blickend.

Das Wort: Sejans! traf die verlebte aufgeschwemmte Mißgestalt des Prinzen wie ein Speerstoß.

„Was sagst Du — Sejan?" stotterte er, den Soldaten mit weitaufgerissenen, wässerigen Augen anstarrend, „Sejan — Befehl —?"

„Niemand vorzulassen," schnarrte der Soldat so automatenhaft wie vorher.

Der Prinz drehte den schweren Kopf auf dem dicken mit einem röthlichen Kropf versehenen Hals.

Mit bebenden, zusammengepreßten Lippen, vor Erregung aufathmend, durchirrte sein innerlich vor Haß aufbrennendes Auge den Kreis seiner Begleiter.

„Hört ihr das?“ brachte er mühsam hervor, während das Gefolge ein verständnißinniges, bedauerndes Gemurmel durchlief und die weißen Gewänder rauschend aufwogten, als wollten sie sich auf den frechen Wächter des Vorhangs werfen.

„Sejan — Sejan — o -- Sejan —“ durchflüsterte es die Reihen der Höflinge.

„Bei den Schrecken der Unterwelt,“ fing nun der Kronprinz an, seinem lang zurückgehaltenen Groll Luft zu machen. „Wann werde ich diesen Namen nicht mehr hören. Sejan und immer Sejan! Jeder Pflasterstein in Rom ruft: Sejan! Die Pferde wiehern den Namen, die Sperlinge piepsen ihn, die Sclaven rülpsen und die Weiber seufzen ihn, der Senat flötet ihn mit kriechendem Lächeln, die Prätorianer trotzen auf ihn — ja! Zeus sei's geklagt — mein kaiserlicher Vater hört diesen Namen lieber, als den seines Sohnes — aber beim Donnerer, das soll anders werden. Ich will wie ein Blitz in diese von dem verhaßten Namen des Emporkömm-

lings geschwängerte Luft Roms niederfahren — ich will meinen Vater sprechen, ihn warnen, ihm die Tücke dieses Elenden vorhalten und wenn er darauf nicht achtet — beim Herkules — ich nehme den Kampf auf mit dem großen Günstling und wenn ihn alle Götter beschützten — ja — wenn der Kaiser seinen einzigen Sohn —"

Die Stimme versagte dem sehr asthmatischen Prinzen, er rang nach Luft und stieß fauchende Töne aus, die mit einem Hustenanfall endigten.

Während dieser sehr laut mit schnarrender Stimme hervorgestoßenen, von drohenden Geberden begleiteten Zornrede, wagte sich keiner der Anwesenden zu rühren. Selbst der wachthabende Soldat erbleichte; Alle hielten erschrocken den Athem an; erst als das Echo des letzten Wortes wie ein gellendes Hohnlachen aus dem anstoßenden leeren Marmorsaal zurückschlug und plötzlich die eingetretene Stille von hastigen Schritten gestört wurde, kam Leben in die erstarrten Togen der Gruppe, wandten Alle den Kopf nach dem sich bewegenden Thürvorhang. Gleich darauf tauchte das vergilbte Gesicht des kaiserlichen Kammerherrn Makro zwischen den rothen Falten auf und musterte mit einer so entsetzten Jammermiene die Versammel-

ten, daß Einige kaum ein Gelächter unterdrücken konnten.

„Um Zeus, des Allmächtigen Willen,“ entrang sich's dem mageren, sehr beweglichen Hofmann, von dem man bis jetzt immer nur den Kopf zu sehen bekam, „was geht hier vor — wer wagt's, so bäurisch im Vorgemach zu schreien — —? ah! kaiserliche Hoheit!“ verbesserte er sich sofort bestürzt, als er das düstere Gesicht des Prinzen gewahrte, das, vor Wuth blauroth, immer noch mit der Athemnoth kämpfte.

„Ja, ich wag's so zu schreien,“ keuchte der Prinz trotzig, eine Handbewegung ausführend, mit der er die Goldquaste, die er umpackt gehalten, so heftig von sich schleuderte, daß ihr Gewicht den Vorhang bis an die vergoldete Tragstange der Decke rothe Wellen schlagen ließ.

„Ich wag's,“ fuhr er fort, seiner Stimme einen immer gereizteren Ausdruck gebend, „ist denn das erhört? Ein kaiserlicher Prinz nicht vorgelassen, weil es ein elender Emporkömmling verbietet? Ist in der römischen Geschichte je dergleichen vorgekommen. Geht, erzählt es auf der Straße — das Volk wird's nicht glauben, sagt ihm, Sejan stünde in größerer Gunst beim Kaiser

als sein leiblicher Sohn, damit sie der frechen Katze, die den Löwen spielt. das Haus demoliren."

„Aber ich bitte Dich, Herr," stotterte Mackro mit seinem abgemagerten Bein die Falten ein wenig zurückschlagend, „ich bitte Dich — Dein hoher Vater schlummert noch — es wäre ja unkindlich, wolltest Du dem Herrscher die Ruhe mißgönnen, die ihm nach den anstrengenden Regierungsgeschäften so nöthig ist — und was Du über Sejan gesagt, Götter, das ist mehr wie Gotteslästerung — das darf ich nicht hören."

Drusus, den seine Athemnoth, wenn sie ihn auch noch mehr in Aerger versetzte, doch zwang, seine Stimme zu dämpfen, unterbrach den Schwätzer ungeduldig.

„Vor Allem, ist's wahr! Verbietet Sejan auch mir den Eintritt —" fragte er, zwar ruhiger wie vorher, dafür aber mit desto verächtlicherem und hochfahrenderem Gesichtsausdrucke. „Gieb Antwort —"

Mackro that, als habe er nicht recht verstanden und reckte sein linkes Ohr, es durch die vorgehaltene Hand verlängernd, dem Sprecher zu.

„Erlaube," seufzte der dürre Hofmann, sich in den Hüften förmlich windend vor Ehrerbietung

und Verlegenheit, „erlaube hoher Herr — ich flehe Dich an, Bester — bringe mich nicht in Verlegenheiten —“

„Keineswegs,“ bedeutete ihm der Prinz mit vornehmer Miene, seinen arbeitenden Brustkasten zur Ruhe bringend, „ich werde mir einfach den Eintritt erzwingen und will doch sehen, wer es wagt, dem Sohn des Kaisers ernstlich in den Weg zu treten — mach Platz“ — setzte er ärgerlich hinzu, mit seiner dicken Hand eine wegwerfende Bewegung ausführend.

„Herr erlaube —“ keuchte Makro fast zu Boden gekrümmt, zögernd bei Seite schleichend.

„Was?“ stieß Drusus heraus, im Begriff auf den Thürvorhang zuzuschreiten.

„Erlaube,“ stammelte Makro, halb kindisch lallend, sich mit der einen Hand völlig außer Fassung den Kahlkopf kratzend. „Du bringst mich ins Grab, Sejan — es ist mein Untergang —“

„Alter Affe,“ herrschte Drusus dem entsetzten Mackro zu, der es weder mit Drusus noch mit Tiber noch mit Sejan verderben wollte und in seiner Unentschlossenheit mit so possierlichen Drehungen vor dem Vorhang einen Verzweiflungs-Tanz aufzuführen begann, daß das Gefolge rückhaltlos

in ein schallendes Gelächter ausbrach. Aber schon hatte sich der Prinz dem Thürvorhang zu bewegt, während Makro ihn mit flehendlicher Geberde und halbverrenktem Oberkörper an der Toga festzuhalten suchte.

„Du wagst doch nicht, dem allmächtigen Minister zu trotzen?“ jammerte er, die untere Kinnlade kläglich verziehend, erhielt aber jetzt von dem wüthenden Drusus einen so unhöflichen Stoß, daß er halb hüpfend, halb fliegend gegen den, wie eine Erzstatue dastehenden Soldaten taumelte, der, während sich die Lachlust des Gefolges sogleich steigerte, keine Miene verzog.

„Ich will doch sehen —“ brummte Drusus und griff, allerdings ein wenig beunruhigt, nach der Falte, deren Stickerei die Oeffnung des Vorhangs markirte.

Aber er hatte kaum die Vorhangsfalten ein wenig auseinander geschlagen, als ein Metallblitz — die Speerspitze des Soldaten — zwischen seinem Gesicht und dem Scharlach der Falten niederzischte und ihm zugleich das eigenthümliche glitschende Schlürfen, das Sandalen auf glattem Marmorboden verursachen, anzeigte, daß sich hinter seinem Rücken etwas Ueberraschendes zugetragen haben

mußte. Sich empört umwendend, sah er, wie die bauschige Toga-Wolke seines Gefolges sich hastig in zwei Theile zerlegte und wie in der hierdurch entstandenen schimmernden Gasse, überrieselt von dem durch die Dachöffnung herabquellenden silbergrauen Lichtschleier, ein schlankgewachsener Mann, mit blassem, feingeschnittenem Gesicht auftauchte, der ihn regungslos, wie ein eben vom Olymp niedergeschwebtes Götterbild betrachtete. Die geschliffene Glätte des Marmorbodens, in deren Mosaik das Oberlicht des Atriums mit hartem Metallglanz aufblitzte, blendete im ersten Augenblick den Prinzen derart, daß es ihm vorkam, als stünde jene Gestalt frei im lichten Aether; nachdem sich sein Auge an den Glanz gewöhnt, erkannte er erst den lautlos Eingetretenen.

Dieser Mann, dem der weiße Mantel malerisch den die Muskeln des Oberkörpers plastisch wiederholenden Harnisch freiließ, dieser Mann, dessen nackter Arm sich mit selbstbewußter Grazie von der edelgeformten Schulter bis zu der den Schwertknauf kaum berührenden Hand herabbog, dieser in seiner Erscheinung heiter-freundliche, jugendliche Mann war Sejan, der allmächtige Günstling Tibers, der Präfekt der Prätorianer, der erste Minister des

Reichs. Als Drusus diesen Gewaltigen erblickte, fühlte er sich schon durch dessen äußere Gestalt, das Sonnige, Helle, das jeden Blick fesselnd von ihr ausstrahlte, gedemüthigt und gekränkt. Mit verächtlichem Ingrimm betrachtete er die Geberde von fast weibischer Sanftheit, mit der der Allmächtige sich jetzt an Makro wandte, während rings das Gefolge gespannt aufhorchte, keine Falte knitterte, keine Sandale schlürfte, eine ehrerbietige Stille vom Goldgetäfel des Plafonds herabsank, als breite der kaiserliche Aar seine majestätischen Fittige über die Anwesenden aus. Das liebenswürdige Lächeln, das der von einer pikanten Bartandeutung umzogenen Oberlippe des Günstlings einen gewinnenden Reiz gab, verhöhnte gleichsam des Prinzen eigene Plumpheit, der sich seiner Rohheit noch deutlicher bewußt ward, als er sah, wie das Gesicht dieses Großen, da er die ovalen Lider über die Augen herabschlug, den anziehenden Ausdruck einer bescheidenen Melancholie annahm.

„So viel ich weiß, lautete mein Befehl, der Kaiser solle noch nicht gestört werden?“ sagte Sejan mit klarer ungemein einschmeichelnder Stimme, der er absichtlich eine weiche Klangfarbe gab. Seine Stimme verklang und es war, als müsse der An-

geredete all seinen Muth zusammen nehmen, um die noch in der Luft schwebende Feierlichkeit durch seine Erwiderung zu zerstören. Wie Sejan so mit berechneter Anmuth das eine Knie an das andere heranschmiegte, die wohlgepflegten glatten Arme, mit dem schönen Ebenmaß einer belebten Statue, nie zu weit vom Körper entfernend, schien er den Anwesenden gegenüber, seine Machtstellung entschuldigen zu wollen.

Makro verbeugte sich indes tiefer, als er es vor Tiberius gethan haben würde.

„Herr — ich bin schuldlos" — stotterte er achselzuckend, den Kopf mit beredter Wendung dem Prinzen zukehrend, der darüber ergrimmt war, daß Sejan ihn übergangen und den Makro zuerst eines Wortes gewürdigt. Aber seine Entrüstung sollte sich noch steigern, als jetzt Sejan, die Lippen kalt, ohne Lächeln aufeinanderpressend, das Gesicht mit einer zuckenden Bewegung ihm zukehrte. Es lag in dieser fragenden Kopfwendung eine gewisse geringschätzende Verwunderung, ein unausgesprochener Tadel, der dem Prinzen das Blut in die Wangen trieb. Indes glaubte der Prinz seiner Würde zu vergeben, wenn er sich vertheidigte. Anfangs dachte er daran, ohne Notiz von Sejan zu nehmen, ge-

radeaus durch den Vorhang seinem Ziele zuzuschreiten, doch flößte ihm die sichere Ruhe des Ministers unwillkürlich eine gewisse Scheu ein und er wandte sich, um diese unbequeme Befangenheit los zu werden, desto ingrimmiger zu seinem Gefolge.

„Was steht ihr denn alle wie einbalsamirte Leichen?“ rief er dem verblüfften Gefolge zu, „was hat sich denn Merkwürdiges zugetragen? Was ist dieser Mann hier? Vor wem zittert ihr? Ich hoffe nur vor mir! Wie?“

Sejan drehte langsam den schlanken Hals, um den vom Helm herab sich Locken, schwer bis auf die Schultern ergossen; seine Blicke glitten über die Versammelten, die sich erschrocken ansahen, dann hefteten sie sich mit ihrem eigenthümlichen, verschleierten, kalten Glanz, müde, fast ausdruckslos auf den Prinzen. „Ich hoffe nur vor mir!“ wiederholte der Letztere gereizter.

„Nein Herr,“ entgegnete Sejan ohne Strenge, aber mit einer fast noch beleidigenderen Heiterkeit und Ruhe, „nein hoher Herr — diese Männer zittern, weil Du es wagtest, meinem Befehl zum Trotz, die kaiserlichen Gemächer betreten zu wollen —“ Er sah den Prinzen immer noch

fest an und hob kaum merklich die schön geschwungenen Augenbrauen, was seinem Gesicht einen gelind drohenden Zug verlieh.

„Deinem Befehl?“ rief Drusus höhnisch, den Kopf zur Seite biegend, aber noch unter dem Druck stehend, welchen Sejans Benehmen auf Alle ausübte, „ich — wage — Deinen Befehl? welch eine Anmaßung — mir hat nur der Kaiser zu befehlen — ich bitte Dich, dies beherzigen zu wollen —“

„Der Kaiser befiehlt Dir durch mich,“ versetzte Sejan mit klarer, heiterer Betonung, gewissermaßen im Klang seiner Stimme schwelgend, „und ich sehe mich leider gezwungen, Dir im Namen des Kaisers einen Verweis zu ertheilen —“

Das Wort: „Verweis,“ das der Sprecher stärker betont, fiel wie ein Wurfspeer unter die Versammelten.

„Verweis? mir?“ fuhr Drusus empor, die Unterlippe derart in die Höhe ziehend, daß sein Kinn sich in trotzige Falten legte und sein dickes Gesicht demjenigen eines wüthenden Mopses ähnlich sah,

„So ist es, Herr,“ fuhr Sejan fort, mit Behagen jedes seiner Worte, so zu sagen, vorher

kostend, ehe er es über die Lippen ließ, „der Herrscher berieth mit mir bis spät in die Nacht hinein über den Theaterunfug Roms, über die Wasserbauten, welche die Stadt vor der Ueberschwemmung des Tiberstroms schützen sollen — wichtige Fragen, die der anstrengendsten Geistesarbeit bedürfen — und die den Kaiser nicht einschlafen ließen, so müde er war . . . Desto mehr drang ich darauf, daß der hohe Herr heute Morgen den versäumten Schlaf nachzuholen suche. Du aber Drusus hast nun eben zu meinem großen Verdruß," wandte er sich direkt an den Angeredeten, „den müden Kaiser durch Dein ungebührliches Schreien, das man bis in das letzte Gemach des Palastes vernahm, aus dem wohlverdienten Schlaf geweckt. Der Kaiser sagte mir, als er erwachte, seufzend in seiner menschenfreundlichen Weise: ‚das ist doch unrecht, man weiß, daß ich leidend bin und raubt mir die Frische, deren ich bedarf, um für das Wohl des Staates wachen zu können. Geh doch mein Lieber und sieh nach, wer so lärmt —' so sagte mein gnädiger Fürst — ich gehe und finde — doch genug," unterbrach er sich, einen Blick auf Drusus werfend, der diesem andeutete, wie sich der Tadler' seiner Bevorzugung

bewußt war. Drusus mußte sich eingestehen, daß er sich schuldig fühlte.

Dennoch wollte er auf diese ihm eine abhängige, untergeordnete Stellung anweisende Zurechtweisung entgegnen, schwieg aber betreten, da, wie Alle beobachten konnten, Sejans Augen sich auf einmal befeuchteten. Anfangs suchte Sejan seine Gemüthsbewegung zu verbergen, indem er sich abwandte, dann aber, als sei ihm Verstellung unmöglich, legte er sich keinen Zwang mehr auf.

„Wahrhaftig ihr Freunde," fuhr er mit zitternder Stimme und traurigem Gesichtsausdruck fort, „verzeiht — ihr seht es mir an, ich fühle das tiefste Mitleid mit dem kranken Kaiser, dem nun ein Tag seines kostbaren, dem Wohl der Menschheit gewidmeten Lebens verdorben wurde, denn es gelingt dem Kaiser nie, die versäumte Nachtruhe am Tage nachzuholen — verzeiht, meine Freunde, wenn ich meiner Entrüstung über die Rücksichtslosigkeit eines Unkindlichen einen vielleicht allzuschroffen Ausdruck gab —"

Wieder brach er ab, die Wirkung seiner bescheidenen Worte und seines das Loos des Kaisers beklagenden Gesichtsausdrucks beobachtend. Natür-

lich betrachtete das Gefolge Sejans Ergriffenheit als eine Aufforderung, ein bedauerndes Gemurmel hören zu lassen, das anfangs übertrieben beistimmend klang, das sich jedoch bei dem kühnen Wort: „eines Unkindlichen", einen Augenblick dämpfte. Drusus mit vor Schuldgefühl und Zorn dummem Gesichtsausdruck ins Leere starrend, suchte nach einem Anlaß, der seiner zurückgedämmten Wuth eine Ablenkung zu geben vermöchte.

Dieser Anlaß fand sich rascher, als er wünschen mochte, dadurch, daß vor der auf den Vorplatz führenden Thüre des Gemachs Stimmen laut geworden waren.

„Um aller Götter Willen — was beginnst Du Herrin?" vernahm man den Ruf eines Hauptmanns.

„Beklagen will ich mich — ja! beklagen — beim Kaiser —" wiederholte eine thränenerstickte Stimme, die nun dicht hinter dem Thürvorhang erscholl.

Ein allgemeines Flüstern der Ueberraschung durchwogte das Gefolge, alle Blicke richteten sich bald erschrocken, bald lächelnd faud Drusus und selbst der Minister ließ auf Augenblicke eine ganz undiplomatische Neugier auf seine sonst so ruhigen

Züge treten. Der Prinz, der an der Stimme sofort seine Gemahlin Livia erkannt hatte, stand sprachlos, hülflos wie vom Schlage gerührt. Er ahnte, um was es sich handelte, er wollte der Anklägerin zuvorkommen und nur dem Dazwischentreten dieses Sejan hatte er es zu verdanken, daß ihn die eifersüchtige Gattin noch im Vorzimmer überraschte, um die Eifersuchtsscene, die sie heute früh mit ihm aufgeführt, hier vor Zeugen weiterzuspielen und womöglich früher zum Kaiser zu gelangen wie er. Noch ehe er sich von seinem Schrecken erholen konnte, hob sich der Thürvorhang, aber die eintretende Livia, als sie ihren Gatten mit zorngeröthetem Gesicht sich nach ihr umwenden sah, prallte zurück, als habe man das Gitter der Arena vor ihr geöffnet und es schnappte eine Bärenschnauze nach ihren Hüften.

Ihre feinen Züge durchzuckte eine jähe Bläße, unwillkürlich hielt sie den fast allzuzarten Arm, wie abwehrend vor die Brust und klammerte sich mit der andern Hand so angstvoll an die angestrafften Falten des Thürvorhangs, daß die Metallringe knirschend die Tragstange bogen. Diese Geberde scheuer Ueberraschung gab dem Prinzen den Muth wieder, ließ ihn erkennen, was für ihn

auf dem Spiel stehe, wenn er nicht rasch Livia zu entfernen wisse.

„Und Du schämst Dich nicht —“ keuchte es ihr aus seiner schwerarbeitenden Brust entgegen, „hier — öffentlichen Skandal — zu verursachen?“ er zitterte theilweise aus Angst, theilweise aus Grimm so heftig, daß seine Stimme versagte, griff nach Livias abwehrendem Arm und riß, während sie einen hülfesuchenden Blick auf Sejan warf, diesen Arm am Handgelenk wüthend hin und her. „Fort! folg mir,“ stöhnte er dazwischen, das Weib mit sich ziehend.

„Aber ich bitte Dich, hoher Herr —“ wagte sich Sejan in diese Familientragödie zu mischen, „behandelst Du vor Aller Augen Livia wie eine Sklavin?“

„Was?“ schrie ihm Drusus zu, seine Frau loslassend, die wie ein zu stark zusammengedrückter Bogen, den man plötzlich vom Druck befreit, an den Marmorthürpfosten schnellte. Sejan achtete nicht auf den sinnlos Rasenden, sondern wendete sich zum Gefolge.

„Sie fällt in Ohnmacht,“ bedeutete er demselben, „steht ihr bei“ — und wollte der die Augen schließenden Frau zu Hülfe eilen, die lang-

sam an der Wand in die Kniee sank. Drusus drehte einmal hastig den Kopf nach der jetzt vom herbeistürzenden Gefolge aufrecht Gehaltenen, wendete ihn dann aber mit dem Ausdruck stumpfen Hasses dem hilfsbereiten Sejan zu.

„Was geht das Dich an," tobte er und vertrat dem herzutretenden Minister den Weg, „laß sie fallen, wenn sie will — kümmere Dich darum, ob Du nicht fällst — dies Weib rührst Du nicht an oder —"

„Wie, Herr?" unterbrach ihn der Günstling, stehen bleibend.

Drusus, dem die Ohnmacht seiner Frau hier im kaiserlichen Palast sehr ungelegen kam, wußte in seiner durch Verlegenheit und Furcht gesteigerten Wuth nicht mehr, was er sprach und that.

„Oder —" wiederholte Sejan das letzte Wort des Drusus.

„Oder Du machst Bekanntschaft mit meiner Faust . . ." schrie dieser fiebernd und hob die geballte Hand drohend dem ihn stolz musternden Günstling entgegen. Sejans Kopf reckte sich, als habe er nicht recht gehört, in seinen Augen glomm ein unheimlicher Blitz auf.

„Wie war das?" stammelte er, wie im Traum,

sah sich verschlafen um und schien erst an der Geberde seines Feindes zu errathen, um was es sich handelte. „Ich glaube, hier redete Jemand — von," flüsterte er mühsam —

„Schlägen — ja — beendige nur den Satz" — keuchte der Prinz.

„Wirklich?" rang sich's athemlos aus der Brust des todtblassen Günstlings, „ich bitte — laß doch sehen — ob — versuch es doch —"

Und er ging, die bebenden Lippen im Hohn verziehend, mit einem starken Schritt auf den noch immer zum Schlag Ausholenden los, wie ein Soldat, der dem Kommando gehorcht und bot ihm mit herausfordernder Verachtung die Wange an. Und das Unerhörte ereignete sich, die Hand des Prinzen schlug zu. Wenn sich der Marmorboden geöffnet, wenn alle Schrecken der Unterwelt heulend heraufgestürmt wären, oder wenn ein Bettler gewagt hätte, dem göttlichen Donnerer die Abzeichen seiner Gewalt zu stehlen, ihm ins Gesicht zu speien, seinem Adler den Hals umzudrehen — die Anwesenden hätten nicht mehr erstarren, nicht entsetzter Augen und Ohren vorrecken können, um sich von der Glaubwürdigkeit des Unglaublichen, der Möglichkeit des Unmög-

lichen zu überzeugen, als sie es jetzt thaten. Der Schlag zuckte wie ein eisiger Blitz vor den Augen der Versammelten, es war ihnen, als hätten ihre zwanzig Wangen auf einmal, nicht die eine des Allmächtigen, den Schlag erhalten; der klatschende Laut, der so unehrerbietig die pomphafte Feierlichkeit des kaiserlichen Vorzimmers zerschnitt, ging wie ein Riß durch den ganzen Palast, ja, durch ganz Rom — gab den leblosen Gegenständen, den Tischen, Stühlen und Säulen momentan einen entsetzten furienhaften Ausdruck. Aber auch das Lächerliche vermischte sich mit dem Tragischen. Einem ältlichen Senatoren entwischte vor Schrecken ein Ton, der die angstvolle Stille, die das Unglaubliche gewissermaßen in der Luft erstarren ließ, zu verhöhnen schien. Erst diese menschliche Lebensäußerung, über die aber Niemand lachte, erinnerte die Betäubten wieder an die Wirklichkeit; der Nebel zerfloß, man erkannte sich wieder, athmete wieder und bemerkte mit Befremden, daß die Säulen thatsächlich immer noch standen, das Himmelsblau unverändert wie ein blödsinniges Auge in das Wasserbecken des Impluviums stierte, der Wasserstrahl mißmuthig

murmelte, als habe sich nichts ereignet, und daß sogar der zum Erzbild erstarrte Minister noch immer herausfordernd die Wange zum Schlag hin hielt, auf der man aber jetzt fünf rothe Fingerabdrücke brennen sah. Diese Fingerabdrücke bezeugten auch dem Mißhandelten selbst, daß er nicht geträumt, das Prickeln, das ihm die Wange durchrieselte, erweckte ihn aus dem Taumel, in den ihn das, was er für unmöglich gehalten, momentan versetzt. Im ersten Augenblick, als der lähmende Schauder von ihm wich, flammte ein blutrother Schleier vor seinen Augen empor, der ihm den Gegner zur Hohngestalt verzerrte.

Sein Herz setzte in seinen Schlägen aus, seine Brust rang krampfhaft nach Athem Aber kaum drei Sekunden lang dauerte diese Fassungslosigkeit des Weltmannes, bei der er sogar nicht vergaß, instinktiv das Gesicht zur Seite zu biegen, als wolle er es verbergen. Jetzt bewegte er die Arme, kam völlig zu sich.

Dieser Moment war vielleicht noch peinlicher für die verstummten Zuschauer, als der vorhergegangene. Man gönnte dem Günstling zwar die

Demüthigung, man fühlte aber auch, daß Drusus zu weit gegangen war, daß der Beleidigte im Recht war, wenn er jetzt von all der ihm zu Gebot stehenden Gewalt Gebrauch machte. Einige, als sie die Züge des Günstlings erwachen sahen, fürchteten, er würde das Schwert ziehen, Andere erwarteten, er würde dem Soldaten befehlen, den Prinzen aus dem Zimmer zu werfen. Doch nichts von dem Erwarteten geschah. Nur einmal zuckte es grell in der innersten Pupille des Gedemüthigten auf; es war das jener eigenthümliche verglaste Blitz, wie er im brechenden Auge des sterbenden Löwen, der Welt grimmige Verachtung zuschleudert — dann beobachteten Alle mit scheuer Ueberraschung, wie ein anfangs nichtssagendes, allmählich fast kriechendes Lächeln die Wachsmaske der gefürchteten Züge umformte, wie der Allmächtige mit den Fingern träumerisch am Schwertknauf spielend, die Stellung eines willenlosen Untergebenen annahm, der besorgt dem Befehl des Gebieters lauscht. Nur sehr Scharfsichtigen entging der leise Hauch von Ironie nicht, der in dieser weisen Selbstbeherrschung und erkünstelten Unterwürfigkeit schlummerte, gleichsam die Wolfsklaue unter dem Lammfell hervorreckte. Drusus, der sich durch die er-

theilte Züchtigung wieder vor sich selbst in Respekt gesetzt, den aber die jetzt allzu bescheidene Haltung Sejans doch ein wenig beunruhigte, da sie eine stille, aber scharfe Kritik des Gewaltthätig-rohen seines Vorgehens zu sein schien, Drusus hatte indessen die Miene eines ernsten, würdevollen Ehrenmannes angenommen.

„Man soll nie vergessen, daß ich der Sohn des Kaisers bin," sagte er mit der Stimme eines pflichtgetreuen Pädagogen und sah sich mit brutaler Majestät im Kreise um, nicht ohne im Geheimen zu fürchten, er stoße auf mißbilligende Mienen, „man soll sich nicht überheben, denn so hoch man auch durch die Gunst eines Herrschers gestiegen ist, den Adel der Geburt eignet man sich mittelst der Talente nie an. Der letzte Mann von Adel hat stets das Recht, dem Ersten ohne Adel Verweise zu ertheilen — und das, was ich soeben für nothwendig auszuführen hielt, mag Allen eine Lehre sein. Im Uebrigen sehe ich den Folgen meines Thuns mit Ruhe entgegen und werde mich vor dem Thron zu rechtfertigen wissen —"

Also sprechend, gönnte er seiner asthmatischen Brust noch einige Athemzüge, brachte mit geckenhafter Würde seine Toga in schöne Falten und

wandte sich dann dem Ausgang zu, dem Gefolge einen Wink ertheilend. Während nun das Gefolge die ohnmächtige Livia in ein Nebengemach trug, fuhr Sejan aus seiner träumerischen Versunkenheit, lächelte, hielt seine noch röther gewordene Wange geflissentlich allen Anwesenden zur Schau hin und eilte diensteifrig an den Thürvorhang.

Während er den Vorhang mit einer übertriebenen Höflichkeit, die an die affektirte Manier der Friseure erinnerte, vor dem hinausschreitenden Prinzen in die Höhe hob, unterließ er es wiederum nicht, seine geschändete Wange recht absichtlich im Kreise herum zu präsentiren, wodurch der Prinz, dem diese wieder von einem ironischen Lächeln begleitete Geberde diesmal auffiel, doch einigermaßen in Verlegenheit gerieth. Als die Umstehenden diese Verlegenheit bemerkten, nahm der kluge Minister sofort eine bestürzte Miene an, als sei es ihm leid, den hohen Herrn in Verwirrung gesetzt zu haben, fuhr sich mit der Hand einmal über die anschwellende Wange und bog traurig lächelnd den Kopf zur Seite. Kaum hatten die Höflinge, die wirklich den beschimpften Günstling zu bedauern und sich seinetwegen zu schämen anfingen, das Gemach verlassen, als sich der Gesichts-

ausdruck des Geohrfeigten änderte. Er stand mit dem Gesicht dem Vorhang zugekehrt, dessen Scharlach-Reflex seine weibisch-zarte Haut mit duftiger Röthe anglühte, sah durch eine Spalte desselben dem weggehenden Drusus nach und verzog dabei den sonst so regelmäßig geschnittenen Mund zu einer hämischen Grimmasse, die seine blinkenden Zähne bloßlegte. Seine Kniee zitterten, seine Hand umkrallte den Schwertgriff und das tückische Lächeln, das seine Züge erbeben ließ, gab seinen verschleierten Augen eine unheimliche Ungezähmtheit. Diese Herzlosigkeit, die zugleich eine dämonische Sinnlichkeit athmete und der er seine Erfolge der Frauenwelt gegenüber verdankte, verlieh auch in diesem Augenblick seinen von Natur edelgebildeten Zügen einen bestrickenden Reiz. In seinen Bewegungen lag etwas von der wilden Geschmeidigkeit des schöngefleckten Königstigers, der sich gern zum Sprung niedergekauert hätte.

„Den Schlag hat er sich selbst versetzt," keuchte er tonlos in sich hinein, das schön gerundete Kinn so heftig auf den Brustpanzer herabdrückend, daß es zum häßlichen Doppelkinn ward, „das war sein Todesstreich —" setzte er innerlich hinzu.

Dann, als erschrecke er über seine momentane

Selbstvergessenheit, fuhr er hastig um und verwandelte sich mit staunenswerther Geschwindigkeit in einen ganz anderen Menschen. Er ging und blieb dann vor dem wachthabenden Prätorianer stehen, indem er seiner ganzen Haltung eine gutmüthige Nachlässigkeit, seinem Gesicht eine derbe Jovialität zu geben suchte.

„Du hast Deine Pflicht tapfer erfüllt, mein Sohn," redete er ihn leutselig lächelnd an, ihm sogar vertraulich die Hand auf die Metallschienen der Schulter legend, „wie ist Dein Name?"

„Valerius" — sagte der Soldat in strammer Haltung.

„Ah," fuhr der Minister mit gemüthlicher Betonung fort und wußte dabei meisterhaft die rauhe, nachlässige Sprechweise der Soldaten zu erkünsteln, „hast wohl den pannonischen Feldzug mitgemacht —? Was?"

„Ja Herr!"

„Siehst Du — so sind wir ja Waffengenossen" — fuhr er fort, sich absichtlich mit plumper Behaglichkeit auf dem einen Beine wiegend, „im wievielten Regiment stehst Du —? ah, zwanzigsten — dritte Manipel —? gut — hier nimm —."

Er steckte dem sich nicht rührenden Soldaten

behutsam einige Denare in den Tuchbeutel. Dann that er, als wolle er gehen, blieb aber und frug leise: „Hast Du das eben gesehen?“

„Du meinst — Herr —“ stotterte der Soldat zweifelnd, die bärtigen Lippen öffnend, die Augen starr auf den Frager geheftet.

„Hier, hier,“ flüsterte Sejan und deutete auf seine noch immer vom Schlag geröthete Wange.

„O Herr,“ stammelte der Prätorianer tief erröthend und so verwirrt zu Boden blickend, als habe man ihm selbst den Rebstock angemessen.

„Sprich offen, mein Sohn,“ fuhr Sejan vertraulich fort, „was denkst Du davon? Muß ich mich nicht sehr geehrt fühlen, so gnädig von der fürstlichen Faust bedacht worden zu sein — o er schlug sehr wacker zu —“

Der Soldat schwieg, betreten die Stirn runzelnd.

„Du weißt, ich liebe die Prätorianer,“ plauderte der Minister weiter, „Du darfst frei von der Leber wegreden — was würdest Du an meiner Stelle thun, Freund —?“

„'s ist schändlich, Herr,“ murmelte der Soldat zornig, „Du mußt Dich rächen, Herr — aber verzeih' — ich sollte das nicht sagen —“

„Sprich nur zu, mein Lieber," ermunterte der Minister freundlich, „ich verrathe Dich nicht — was werden Deine Kameraden dazu sagen wenn Du ihnen von diesem Wangenstreich erzählst —?"

Der Soldat kämpfte mit sich; dann platzte er heraus: „Wir gehen Alle für Dich durch's Feuer Herr — Du mußt Dich beim Kaiser beschweren, mußt Genugthuung fordern — wir lassen uns das nicht gefallen, daß man unsern Anführer beohrfeigt —"

Sejan seufzte und schlug schwermüthig die Augenlider herab.

„Ach, bester Freund, ich darf doch den Sohn des Kaisers nicht verklagen! Der Kaiser darf von meiner Demüthigung gar nichts erfahren."

„Herr," fiel ihm der biedere Soldat ins Wort, „der Kaiser soll von diesem Schlag erfahren —"

„Wie — so?"

„Laß mich nur machen, laß mich nur machen, Dieser Schlag wird bald das Stadtgespräch Roms sein. Es wird mich keine drei Worte kosten und alle Prätorianer werden dem Cäsar eine Bittschrift einreichen, in der sie die Angelegenheit erzählen, für Dich um Genugthuung bitten — Drusus an-

schuldigen — o laß mir nur machen — Gerechtigkeit ist noch zu finden im römischen Reich und der Cäsar will nicht, daß freche Willkür herrsche. —

„Wirklich! Ihr liebt euren Anführer?“ frug Sejan den leidenschaftlich gewordenen Prätorianer.

„O — um so mehr, wenn sie Dich hier behandeln — wie — einen Sklaven — Herr“ — rief dieser, den Speer auf den Marmorboden stoßend, ganz erregt mit den gerötheten Gesichtszügen zuckend.

„Nun,“ lächelte der Minister mit einer vieldeutigen Treuherzigkeit, die ihm jedes Soldatenherz gewinnen mußte, „ich hoffe euch diese Liebe einst vergelten zu können —“ dann blitzte er den Soldaten mit seinen scharfen metallharten Augen einmal aufmunternd an und schritt freundlich mit der Hand grüßend durch den Thürvorhang.

Das eben geführte Gespräch hatte sich gewissermaßen wie ein kühlendes Pflaster auf seine brennende Wange gelegt, hatte die erhaltene Beschimpfung, die ihm durch die Seele schnitt, wie in einen duftenden Balsam getaucht, der ihren Schmerz fast zum angenehmen Prickeln linderte.

Ja diese Beschimpfung war ihm auf einmal in vieler Hinsicht willkommen, da der maßlos

Ehrgeizige, mit unerhört tollkühnen Plänen innerlich Ringende, sogleich einsah, wie vortrefflich sie zu seinen Gunsten sich ausbeuten ließ.

Meinetwegen, dachte er, ein hämisches Lächeln unterdrückend, während er durch die einsamen Säle des Palastes schritt und ihn die Marmorstatuen der Nischen so neugierig ansahen, als wollten sie sich gegenseitig auf seine geschändete Wange aufmerksam machen, meinetwegen .... mag er mir jeden Tag eine Ohrfeige versetzen, wenn sie stets vor solchen Zeugen, wie dieser brave Soldat verabreicht wird, kann sie meine Stellung nur befestigen. Dieser Schlag treibt meine Pläne nur rascher vorwärts, spornt das Flügelroß meines nach dem schimmernden Berggipfel der Herrschaft dürstenden Geist's nur zu rascherem Lauf an — es wird auch den zuhauenden Fuhrmann überspringen — verlaß dich drauf, Drusus! Ehre! Pah! Ob mir ein Dachziegel auf den Kopf fällt, ob mir ein Esel oder ein hochadliger Geck einen Schlag versetzt — wo steckt da die Entehrung? Im Gegentheil! Alle sollen es fühlen, daß er sich durch diese Heldenthat entehrt.

Auf seinem Weg durch den letzten wiederhallenden Corridor, der zu dem kaiserlichen Schlaf-

gemach führte, begegnete ihm der gerade die Treppe heraufkommende Eudemus, der Arzt des Drusus, den man soeben schleunigst zu der noch im Palast befindlichen ohnmächtigen Gattin des Prinzen gerufen.

Einige Senatoren, die ebenfalls die teppichbelegte Marmortreppe herauf schritten und die sich tief vor dem allmächtigen Minister verbeugten, würdigte er einer kurzen Ansprache. Er bemerkte sehr gut, wie die Herren verstohlen nach seiner rothen Wange schielten und konnte daraus ermessen, mit welcher Geschwindigkeit sich das Gerücht des Vorgefallenen im Palast verbreitet. Doch hatten die Herren Senatoren sich geirrt, wenn sie einen schwermüthigen Gemaßregelten zu sehen erwarteten. Der Minister war nie liebenswürdiger gewesen. Anstatt den Kopf zu hängen, Rache zu brüten, oder von Regierungsangelegenheiten zu reden, erzählte er den Männern in der graziösesten Weise ein paar pikante Tages-Neuigkeiten, Anekdötchen, über welche man sich vor Lachen ausschütten wollte, erkundigte sich dazwischen theilnehmend nach Familienangelegenheiten und bot bereitwilligst seine Unterstützung an. Dann zog er den Arzt bei Seite, als wollte er speziell ihm noch eine ganz besonders pikante Historie mittheilen.

„Besuche mich heut Abend“, flüsterte er dem sehr lebemännisch dreinschauenden Eudemus zu, „habe wichtige Dinge betreffs des bewußten Plans mit Dir zu verhandeln.“ — Dann wendete er sich wieder lachend zu den noch immer lachenden alten Herren und erzählte die Geschichte der frommen Ehefrau zu Ende, indeß der junge Arzt mit seinem pausbäckig frischen Priester-Gesicht, seinen vorgequollenen Schweinsäuglein in das Lachen einstimmte.

„Aber Du mußt zu Deiner Kranken?“ unterbrach Sejan die allgemeine Heiterkeit, sich an Eudemus wendend.

„Eilt nicht so,“ meinte der Arzt, „die Natur und die Zeit sind die besten Aerzte.“

Dennoch verabschiedete sich der Minister von den Herren, welchen er herzlich die Hände schüttelte, und stand bald vor der dunkelgrünen, reichbestickten Portière des kaiserlichen Gemachs. Von den dunkelweichen Falten derselben hoben sich scharf die eckigen Conturen des Kammerherrn Makro ab, der sich noch nicht völlig von dem Ebenerlebten erholt hatte und den die auf dem Mosaik aufklappenden Sandalen des Näherkommenden aus seinem Brüten weckten. Das diensteifrige, dürre Männchen schritt

oder drehte sich vielmehr dem Herankommenden wurmartig entgegen und legte seine, einer vergilbten alten Citrone ähnelnden Züge in bedauernde Falten.

„O, o,“ stöhnte er mit affektirter Betonung, „was man nicht Alles erlebt in diesem Rom, an diesem Hof! Mir zittern noch alle Glieder, — hoher Herr, — welch' ein Hitzkopf dieser Prinz ist — o — man thut gut, gar nicht weiter darüber zu reden. —“

Sejan, der den harmlosen Schwätzer in seiner heiteren Art anlächelte, fragte: „Warum mein Bester?“

Der bestürzte Höfling ließ einen so erschrockenen Blick über die beschimpfte Wange des Ministers gleiten, als bebe er vor den Schrecken der Unterwelt zurück.

„Ah, warum?“ stieß er dann verlegen lachend hervor, „weil man nie weiß, auf welche Seite man sich drehen soll. Bald kommt der Wind von links, bald von rechts, man saust nur so wie eine Gliederpuppe nach allen Himmelsgegenden und ist hier nie vor schlechtem Wetter, ja dem Gewitter selbst sicher. Aber ich hoffe, ich darf es wagen, Dir mein innigstes Beileid auszudrücken, hoher Herr,“ fügte er mit halb humoristischer, halb trauriger Betonung hinzu.

„Ich hoffe das auch,“ lachte Sejan gutmüthig auf den vor ihm Gekrümmten herabsehend. „Du hast aber doch dem Drusus Dein Beileid ebenfalls ausgedrückt?“ —

„Ich, beim Zeus, was sagst Du?“ rief Makro erschrocken — „woher weißt Du das? Es ist meine heilige Ueberzeugung, daß Drusus der Schuldige.“

„Und wie vielerlei verschiedene Ueberzeugungen hast Du Dir angewöhnt, über ein und dieselbe Sache im stolzen Römerbusen zu tragen?“ spöttelte Sejan.

Makro fuhr sich unwillkürlich mit der Hand an die Wange, als wollte er prüfen, ob sie noch nicht angeschwollen sei.

„Ach! spotte nicht über meine Vorsicht,“ hüstelte der Höfling wehmüthig lächelnd, einen scheuen Blick auf den Thürvorhang werfend, „die Vorsicht weißt Du, ist am Hof die Mutter eines ruhigen Lebens. Nicht, daß ich sagen will, Dir sei Vorsicht nöthig — behüte mich Zeus, ich werde Dir auch noch Rathschläge ertheilen sollen — o — o — mißverstehe mich nicht — aber weißt Du, Niedriggestellte, wie ich einer bin, sollen jedes Wort, das sie am Hof aussprechen, erst zwan-

zigmal im Mund herumwerfen — filtriren, destilliren. —"

„Ist der Cäsar schon wach?" unterbrach Sejan die Redseligkeit des Ueberängstlichen.

„Ach mein Gebieter, ja!" stieß der Hofmann heraus, froh darüber ein weniger verfängliches Thema besprechen zu dürfen, „seit einer Viertelstunde beglückt uns Tiberius mit seinem Lächeln. Er war anfangs, da er so früh gestört wurde, ein wenig verdrießlich, jetzt aber ist er wieder ganz der leutselige Gott, als welchen wir ihn kennen. Ich glaube der Cäsar frühstückt gerade — oder sollte er noch im Bade sitzen — ich weiß wirklich nicht genau — sehr möglich, daß er auch schon in seine heiligen Regierungsarbeiten vertieft ist — Du kennst den hohen Fleiß des Monarchen. —"

„Hättest Du die Güte mich anzumelden?" frug Sejan.

Aber Makro hob erstaunt den Kopf. „Dich anzumelden?" sagte er fast bestürzt, „scherze doch nicht, wir wissen ja Alle, daß Du zu jeder Tageszeit freien Zutritt hast in die kaiserlichen Zimmer."

„Von diesem Recht möcht' ich heute keinen Gebrauch machen," erwiderte Sejan, der es liebte seinem kaiserlichen Freund von Zeit zu Zeit Proben

seiner Bescheidenheit abzulegen, „man hat mir ja überdies eben erst," fügte er bitter lächelnd hinzu, „meine untergeordnete Stellung am Hof mittelst einer nicht mißzuverstehenden Manipulation klar dargelegt." —

„O!" stieß Makro nach Luft schnappend hervor, hüstelte verlegen und verschwand hinter dem Vorhang, während sich der Minister auf der Marmorbank niederließ, deren Löwentatzen mit majestätischer Ruhe auf dem Mosaik des Fußbodens wuchteten.

Ueberall in dem weiten Palast herrschte feierliche, beängstigende Stille, welche die Nähe des weltbeherrschenden Throns anzukündigen schien. Der Pomp, der in reichen Farben von der Decke herabquoll auf den spiegelnden Fußboden, schien wie in Ehrfurcht erstarrt, und die Mosaikbilder der Wände wagten sich von dem Goldhauch der Herrschergewalt der durch diese Räume wehte, umwittert, nicht zu bewegen und hielten in ihre tanzenden Stellungen festgebannt, ängstlich den Athem an. Nur hie und da hallte das verlorene Echo eines Sklaven-Schritts melancholisch durch die einsamen Gänge, als murmelten die Bilder der Treppenhäuser im Schlaf, oder es brauste, wenn ein Fenster, eine Thür geöffnet wurde, der

Straßenlärm der Weltstadt herüber, wie eine Mahnung an die ewige Schlacht, die der Mensch mit dem Menschen schlägt, mit Worten, Blicken, Geberden, Buchstaben. In Sejan, auf den dieser ehrfurchtgebietende Glanz mit dem die Herrschenden ihre innere Bedürftigkeit vor dem Auge der Welt verbergen, längst keine niederdrückende Wirkung mehr hervorbrachte, der hinter die Coulissen des Throns und der Staatsmaschine geblickt, und manches, was Andere bewunderten, zu belächeln gelernt hatte, in Sejan stiegen, da er sich allein befand, sogleich wieder jene bestrickenden glänzenden Ideen auf, die allmählich sein Ich vergiftet, ihm zur Lebensluft geworden waren. Wie wäre dir's zu Muth, wenn das Alles dein gehörte? Dieser Palast? Diese imponirende Ruhe dir huldigte! Diese Soldaten dir gehorchten, dich bewachten? Wenn du es wärst, dem der scheue Tritt der obersten Regierungsbeamten, der Präfekten, der Senatoren und Prätoren gelte, nicht jenem alten Mann, dem das Gold des Diadems den kahlen Schädel wund schürft und der die Stunde seufzend herbei sehnt, die sein Gebein im Aschenkrug dem Gebein des Sklaven gleichmacht. Wärst du dann glücklicher? Würde jene innere

Leere, die dir das Leben so verächtlich macht, ausgefüllt werden? Würde die Welt, die dich jetzt angrinst, wie der zum „Wehe“ geöffnete Mund der tragischen Maske, lieblichere Züge tragen? Es war ihm, als stellten die vergoldeten Ornamente der Decke, die bunten Arabesken des Fußbodens dergleichen Fragen an seine Seele. Die Purpurfalten des Thürvorhanges rauschten sie ihm zu, sie lebten nicht mehr in ihm, sie hatten Körper angenommen, sie bebten im Lufthauch, blitzten im Glanz des Marmors. In Sejans, an sich praktischer Natur schlummerte doch, obgleich er nichts davon wissen wollte, eine gewisse auf die Außenseite des Lebens gerichtete Schwärmerei. Sich mit Glanz umgeben zu können, von Dichtern besungen zu werden, schien ihm begehrenswerth, obgleich er den Glanz und die sogenannte Unsterblichkeit verachtete. Da er kein Mensch war, der an Kunst und Wissenschaft aufrichtige Freude fand, der neben seinem ursprünglichen Ich ein zweites höheres Ich pflegen konnte, oder dem es genügte, sich in sein Inneres liebend zu versenken, da er Realist, ja Naturalist war, — mußte er, um nicht dem öden Einerlei des Daseins zu erliegen, um die Trostlosigkeit des zwecklosen Dahin-

lebens los zu werden, nach möglichst glänzender Zerstreuung haschen, Kämpfe durchführen, sich an kühnen Plänen berauschen. Mit einem Wort, er wollte, weil er dunkel fühlte, daß kein Ding im Leben des Erreichens werth war, das Höchste erreichen, was überhaupt zu erreichen war, auf die Gefahr hin einzusehen, daß dies Höchste den Durst nach Glückseligkeit noch unvollkommener zu stillen vermöchte, wie das Niedrigste. Er konnte sich indeß nicht lange seinen Träumereien hingeben; der Vorhang ward hastig getheilt, Makro stürzte sehr erregt gestikulirend auf den in Brüten Verlorenen zu.

„Der Kaiser," stieß er keuchend hervor „der Kaiser will: Du sollst augenblicklich eintreten. Was denn das bedeute, sagte der Monarch, daß Du Dich anmelden ließest? Ob Du ihm denn zürntest? Ob ihr Euch verfeindet — ihr Götter," brach der Kammerherr ab, einen bewundernden Blick auf den lächelnden Sejan werfend, „welche Zuneigung der Monarch zu Dir gefaßt! Behandelt er Dich nicht fast wie seines Gleichen? Wie einen Fürsten?"

„Wieso?" fragte Sejan, der aufgestanden war, um den Vorhang zu heben.

Makro's Auge glänzte feucht, er bog den Kopf

auf die Seite, was ihm indeß den possirlichen Ausdruck eines sentimentalen Kaninchens gab.

„Tiberius schien schmerzlich bewegt, ich bemerkte, daß er zitterte," flüsterte der Höfling, der in der That eine nicht ganz unaffektirte Rührung zur Schau trug.

Auch über Sejans Züge glitt ein auffallender Ernst, als er dies vernahm, er räusperte sich, ließ dann aber rasch den Vorhang hinter sich herabfallen und eilte sich beherrschend dem folgenden Gemach zu.

In der That, der Kaiser liebte ihn, wie einen Sohn, gestand sich der Günstling und der wehe Stich, der ihm die Brust durchbohrte, belehrte ihn, daß auch er den Kaiser liebte — soweit er fähig war zu lieben. Ein Unbehagen befiel ihn, wie eine lästige Krankheit. Er ahnte, daß solche Gefühle seinen Plänen hinderlich sein mußten. Er hatte kaum die Thüre erreicht, als ihm, wie er hörte, Schritte entgegenkamen und er, da er in dem Entgegenkommenden den Kaiser vermuthete, blieb unwillkürlich wie von Scham gelähmt, stehen. Ja, er erröthete wirklich, wie er mit Unbehagen fühlte, es war dem sonst so Selbstbewußten, als könne er, in dessen Seele so undankbare Pläne

wühlten, in diesem Augenblick den Anblick seines hohen Gönners so wenig ertragen, wie der aus einem finstern Sklavenkerker Steigende in die lebenspendende Pracht der Sonne zu schauen vermag. Aber auch jetzt siegte in dem Zaudernden die instinktive Schlauheit. Ohne zu überlegen, nur dem dumpfen Drang seines Innern folgend, der ihm die nützlichen Folgen seiner Handlungsweise in halbverwischten Bildern vormalte, rieb er sich mit der Hand die geschändete Wange, deren Röthe anfing, nachzulassen und frischte dadurch das sichtbare Zeichen seiner Entehrung wieder auf. —

II.

„Es ist gut — gehe!“ murmelte Tiberius und rückte von dem mit Büchern, Tafeln, Rollen und Schriftzeug bedeckten Marmortisch den vergoldeten Sessel zurück, der eine schöngeschweifte Rücklehne graziös um des Sitzenden Schulter schmiegte. So blieb er regungslos in sich versunken.

Makro, welcher in diesem Augenblick dem Kaiser jenen Vorfall, der sich im Vorgemach ereignet mitgetheilt, verbeugte sich tief und entfernte sich, um Sejan in das Arbeitszimmer zu geleiten.

Das weite Hausgewand umschloß, wie aus beweglichem Marmor geformt, die Glieder des Kaisers, spiegelte sich in der glatten Tischplatte und floß in schweren Falten auf den Fußboden nieder, woselbst sich die Klauenfüße des Sessels nach abwärts gekehrt, fortsetzten.

Ueber der Nasenwurzel des Herrschers, die hohe, in den mächtigen Schädel wuchtig verlaufende Stirn herab, bildete sich eine Falte; seine ungewöhnlich großen, von energisch geschweiften Brauen umzirkten Augen hefteten sich finster auf den blauen Mosaikstern des Fußbodens, über den der schön geschnitzte Elfenbeinschemel elegant seine Krallenfüße spreizte. Allmählich verbreitete sich langsam eine leichte Schamröthe über die nicht mehr jugendlichen Züge des Kaisers, welchen Arbeit, Sorge, Weltekel vor der Zeit gewisse grämliche Furchen eingemeißelt, die anstatt greisenhaft anzumuthen, dazu beitrugen, diesen Zügen zuweilen eine imponirendere Herbheit zu verleihen. Während er mit dem Schreibgriffel auf der bunteingelegten Marmorplatte des Tisches trommelte, nahm dieser Ausdruck des Unwillens im Auge des Herrschers zu und prägte sich besonders charakteristisch in den bartlosen ungemein edel und beredt modellirten Lippenlinien aus. Mit einem ärgerlichen Ruck, der die Gewandfalten aufrauschen ließ, erhob sich nun die ehrfurchtgebietende Gestalt und schritt vor sich hinbrütend, nach dem Hintergrund des Gemachs. Hier angekommen zog Tiberius an einer Schnur;

der grüne, die ganze Hinterwand einnehmende Vorhang theilte sich, um den kleinen rings von Säulen umschlossenen Hausgarten zu enthüllen, der im hellen Tageslicht zwischen den finstern Mauern funkelte, wie eine Hand voll Juwelen, die man in eine Gruft geworfen. Einige Zeit sah der Cäsar mit auf dem Rücken ruhenden Händen auf diesen kleinen Garten hinaus. Die klare Frische dieses Morgens vergoldete draußen die Büsche und Pinienwipfel, blinkte wie Metallstaub in dem Springbrunnen und warf in die finstere Pracht des kaiserlichen Arbeitsgemachs einen heiteren, herzerquickenden Lichtschleier, in dessen unschuldigem Glanz der erkünstelte Prunk der Geräthschaften und Möbel aufzuleben, aufzuathmen schien. Der Mosaik glänzte freundlicher, die vergoldeten Löwenköpfe der Tische lächelten, der reichverzierte Plafond ruhte mit hoheitsvollerer Wucht auf den trotzig emporgeballten Säulenknäufen. Nur das Gesicht des Kaisers heiterte sich nicht auf, es hatte in ihm die aufsteigende Schamröthe wieder jener brütenden Herbheit Platz gemacht, die ihm nicht angeboren, sondern durch Welterfahrung und Menschenbeobachtung aufgezwungen war. Der Kaiser war unzufrieden mit sich, weil er in der

eben vernommenen Angelegenheit zu keinem Entschluß kommen konnte. Je redlicher er empfand, mit desto mehr Verdruß erfüllte ihn das allzu Vorsichtig-Abwägende, Schwerflüssige seines Naturells, über das er nicht Herr werden konnte. Sollte er seinen Sohn, den Thronerben strafen? Durfte er das, ohne sich selbst herabzusetzen? Sollte er Sejan um Entschuldigung bitten? Oder besser, die ganze Angelegenheit todtschweigen? Wenn er Sejans ganze Erscheinung ruhig auf sich wirken ließ und sie dann mit der seines Sohnes verglich, mußte er in seiner ihm eigenen peinlichen Gewissenhaftigkeit sich gestehen, daß sein Herz den glänzenden, einschmeichelnden Güstling, dem wüsten, oft bäuerisch derben Drusus vorzog. Und doch schmerzte ihn dieses, sein eigen Fleisch und Blut so tief herabsetzende, seine Eigenliebe so tief verwundende Selbstgeständniß, und doch hielt er es für seine Pflicht, den Erben des Throns bei jeder Gelegenheit als solchen zu behandeln, über jeden seiner Umgebung emporzuheben. Das war's, was sein Vaterherz dem wilden Prinzen immer wieder zuneigte — in ihm sah er trotz alledem seinen Nachfolger, während der Andere im Grunde nur ein hochgestiegener, mit Herrschergewalt ausgerüsteter

Sklave blieb. Sejan aber hatte reale Verdienste aufzuweisen. Freilich — war das ein Verdienst des Prinzen, der Sohn des Kaisers zu sein? Ohne daß es ihm selbst völlig bewußt wurde, zürnte der Herrscher der Natur, die aus seinem Sohn einen rohen Faun, aus einem ihm völlig Fremden einen geistvollen Halbgott gebildet und es stahl sich bei solchen Betrachtungen allmählich in die sonst so gerecht urtheilende Seele des Großdenkenden ein Gefühl von Bitterkeit, ja von Neid. Noch in solche Betrachtungen vertieft, schlugen die Schritte Sejans aus dem anstoßenden Gemach an sein Ohr, und zerstreuten mit einem mal alle Bedenken. Die Nähe des verehrten Freunds rief ihm sogleich ins Gedächtniß, welchen Dank er demselben schuldete, der bis dahin sich als der treueste, hingebendste seiner Mithelfer im Regiment erwiesen, und den man soeben fast vor seinen Augen auf's schimpflichste beleidigt. Rasch entschlossen wandte sich Tiberius von dem Anblick des Hausgartens ab, räusperte sich und bewegte sich mit der ihm eigenthümlichen, etwas verlegenen Hast, den Kopf mit den angestrafften Mienen in den Nacken zurückgebogen, dem nächsten Gemach zu. Hier traf er etwa in der Mitte des Gemachs

mit dem Minister zusammen, dessen Hand er erfaßte, während er einen bedauernden Blick über des Günstlings Gesicht gleiten ließ. Dieser suchte die wieder aufgefrischte Röthe seiner beleidigten Wange anscheinend durch leises Neigen des Kopfes zu verbergen, wodurch er sie aber, wie er wohl wußte, erst recht mit der Glorie des Märtyriums umgab. Sejan, von der fast naiven Herzlichkeit des sonst so Verschlossenen ergriffen, schlug die Augen nieder und stand verlegen dem fast noch verlegeneren Kaiser gegenüber, dem der leise Hinweis, der in der Kopfwendung des Geschlagenen lag, nicht entgangen war.

„Mein Kaiser —“ stammelte Sejan in der That bestürzt, „bin ich einer solchen Gunst würdig —? ich bitte Dich Herr, — Du erweisest einem einfachen, seine untergeordnete Stellung wohl fühlenden Manne zu hohe Ehren.“

Tiberius schmiegte seinen Arm um die Schulter seines Ministers und zog ihn mit sanfter Freundlichkeit vorwärts, in sein Arbeitszimmer. Hier erst ließ er ihn los, nicht ohne von Sejans Bescheidenheit bewegt zu werden und auf's innigste wünschend, seines Sohnes Uebereilung wieder gut machen zu können.

„Ja mein Lieber, Du bist dieser Gunst in vollem Maße würdig,“ sagte der Kaiser, dem es nicht leicht ward, glatt und fließend zu reden, da er oft allzu peinlich nach dem graziösesten Ausdruck suchte. „Bitte — komm näher — hier — setze Dich. —“

Tiberius war mit der ihm eigenen schwerfälligen Ungeduld an den Schreibtisch geeilt und wollte seinem ersten Regierungsbeamten eigenhändig einen der daselbst stehenden schweren Sessel zuschieben.

„O Herr — was thust Du —“ rief Sejan dies bemerkend und eilte dem sich bemühenden Cäsar zu Hilfe.

Tiberius, der in seiner liebenswürdigen Hast den Sessel ungeschickt an der Lehne geschoben, stieß gegen den Tisch und warf eine daselbst stehende Schale um, die im Fallen ihre kunstvoll geordneten Matianischen Aepfel auf den Marmorboden schleuderte, woselbst sie wie Goldbälle umhertanzten.

Sejan, der gerade am Tisch anlangte, bückte sich, um einige der Aepfel aufzuheben. Während sich jeder Andere, dem ein so unbedeutendes Versehen begegnet, mit einem Scherz leicht darüber

hinweggeholfen hätte, sah Tiberius mit einem unbeholfenen Ernst, der dem weltscheusten Stubengelehrten Ehre gemacht habe würde, den rollenden Aepfeln und dem sich bückenden Sejan zu, dabei leise Verwünschungen vor sich hin murmelnd, die seiner Ungeschicklichkeit galten.

Sejan erhob sich wieder; Tiberius fuhr aus seinem Sinnen empor und schritt, sich mehrmals räuspernd, auf und ab. Während Sejan die aufgehobenen Aepfel mit graziösen Handbewegungen auf der Silberschale ordnete, ahnte er, was der beunruhigte Herrscher auf dem Herzen hatte, that aber ganz unbefangen, und berichtete über einige Vorfälle in den Provinzen, besonders über Judäa, woselbst ein gewisser Christus, ein absonderlicher geisteskranker Redner, die Bevölkerung zur Widersetzlichkeit verleite.

Tiberius hörte ihm auf- und abgehend zu, bis er auf einmal stehen blieb, über seine linke Schulter zurückblickte und den Sprecher mit den ganz unvermittelten, barsch hervorgestoßenen Worten unterbrach: „Forderst Du irgend welche Genugthuung."

„Genugthuung?" gab Sejan zurück, als wisse er nicht, von was die Rede sei.

„Ich meine —" fuhr der Kaiser mit rauher

Stimme fort, „auf welche Art willst Du, daß ich meinen Sohn zur Rechenschaft ziehe?“ —

Sein Gesicht hatte einen leidenden und doch in seiner Verwirrung wilden Ausdruck angenommen.

„Zur Rechenschaft?“ fragte der kluge Günstling, sich erstaunt stellend „weshalb —? was hat Drusus sich zu Schulden kommen lassen —?“

Tiberius wandte sich nun völlig dem ihn zweifelnd Anschauenden zu, sah ihm starr in's Gesicht, bewegte die Lippen, brachte aber erst allmählich mit Anstrengung ein paar Worte hervor.

„Mein Lieber,“ sagte er, den Blick gequält zu Boden schlagend, als fürchte er sich vor seinen eigenen Worten, „wenn ich es nicht längst von einem Augenzeugen erfahren, würde mir Deine Wange von dem Geschehenen Kunde geben —“

Er brach leise zitternd ab, den Mund wie in schmerzlichem Zorn halb öffnend. Sejan that, als habe ihn ein Speerstoß getroffen, er brachte es sogar fertig, zu erblassen.

„Wie? man hat Dir —“ preßte er mit gutgespielter Verzweiflung heraus, „hat Dir — mitgetheilt — was sich im Vorzimmer — o! ihr Götter!“ seufzte er schmerzbewegt, „daß doch einem

Herrscher auch die kleinlichsten Vorgänge hinterbracht werden müssen — o mein Gebieter — verzeihe — wie gern hätte ich diese Dich gewiß sehr peinlich berührende Angelegenheit mit Stillschweigen übergangen — und jetzt —" er brach ab und fuhr dann, als raffe er gewaltsam alle seine männliche Großmuth zusammen — „nein Herr — auch jetzt noch bitt' ich Dich — schweigen wir von der Sache — ich habe sie vergessen — vergiß auch Du sie, Herr — Dein Sohn — nun — wessen Hand reißt nicht zuweilen die Unüberlegtheit fort — es geschah unabsichtlich —"

Tiberius drückte die Lippen fest aufeinander, athmete erleichtert auf und sah einmal sinnend zur Seite.

„Ich danke Dir," sagte er dann ruhig-herzlich, „wahrlich, ich werde Dir diese Selbstverleugnung nicht vergessen. Du siehst selbst ein, in welch' mißlicher Lage ich mich befand — was hätte ich thun sollen — wem hätte ich Recht geben sollen — ich hätte den Zwiespalt nur noch vergrößert —"

„O — ich bitte — lassen wir's beruhen —" flüsterte Sejan, einen bittenden Blick zu Tiberius gerunzelter Stirn emporsendend.

Der Kaiser nickte ernst.

„Dies ist Edelsinn! Dies bringt Dich meinem Herzen nur näher," fuhr er leise fort, „ich weiß, daß sie Alle Dich hassen, weil ich Dich liebe, Dich ihnen vorziehe, aber ich habe Grund, Dich ihnen vorzuziehen, nicht bloß deßhalb, weil einst Dein Leib den meinen vor jener stürzenden Grotte bedeckt — ich habe hundertmal Gelegenheit gehabt Dich zu prüfen. Deine Uneigennützigkeit, Deine mir sonst bewiesene Treue rechtfertigt es vollkommen, daß ich Dich gewissermaßen zum Mitregenten ernannt und man soll sehen, daß ich meine Freunde zu belohnen weiß, daß"—

„Die Prätorianer fühlen sich sehr wohl in ihrem neuen Lager," unterbrach ablenkend der kluge Höfling die Worte des Kaiser, als sei es ihm unmöglich, dessen Lobsprüche länger ohne Erröthen mit anzuhören.

Der Kaiser verstand diesen Wink und verzieh dem Minister gern die etwas brüske Unterbrechung. Er hielt inne, besann sich und ließ sich, indem er befriedigt lächelte, in dem Sessel nieder. Dann hieß er den ein Erröthen erkünstelnden Sejan sich ebenfalls setzen, was dieser anfangs absichtlich überhörte und frug dann, mit außergewöhnlicher Lebhaftigkeit und Herzlichkeit, nach dem neuen

Lager der Prätorianer, das er, auf den Rath des Ministers, außerhalb Roms nach dem viminalischen Feld verlegt. Sejan, der sich bescheiden, ganz auf den äußersten Rand des Sessels niedergelassen, als wolle er sogleich wieder aufstehen, beeilte sich Bericht zu erstatten, seinen von ihm ersonnenen Plan dem Kaiser als nothwendig hinzustellen.

„Es herrscht nun eine ganz andere Manneszucht unter den Soldaten wie früher," sagte er mit seiner einschmeichelnden Stimme, seinem Worte mit zarten Handbewegungen Nachdruck verleihend, „tritt ein plötzlicher Nothfall ein, so ist gleich eine starke Hülfe bei der Hand und der Soldat wird schonungsloser dreinschlagen, wenn zwischen ihm und den Verlockungen der Stadt ein Wall aufgerichtet ist."

Tiberius gab dies gern zu.

„Hoffentlich," fügte er hinzu, „bedürfen wir nie dieses Dreinschlagens. Aber Du hast Recht, Sklaven kann man nur durch Furcht regieren."

Alsdann waren noch einige kaiserliche Unterschriften auszufertigen, die Einschränkung des Luxus, Bauten, Militärangelegenheiten betreffend.

Sejan unterbreitete dem nach der Feder

greifenden Monarchen die Pergamente, stehend, mit einer gewissen graziösen Feierlichkeit; er gab mit leiser Stimme den Inhalt der Schriftstücke an und strich, indem er sie hinlegte, mit der Hand gewissermaßen liebkosend über dieselben.

Tiberius unterzeichnete mit fester, sicherer Hand. Plötzlich hielt er inne.

„Was ist das?“ fragte er.

„Hier,“ sagte Sejan, vor dem Kaiser ein neues Blatt entfaltend, „will Dich der Senat zum Vater des Vaterlandes machen —“

„Was?“ stieß der Kaiser heraus, legte die Feder hin und sah fragend zu dem das Blatt Haltenden empor.

Sejan wiederholte, daß, weil der Kaiser kürzlich die in Rom ausgebrochene Theuerung erleichtert, der Senat ihm den Titel: Vater des Vaterlands! sich zu ertheilen gestatte.

„Unsinn,“ sagte der Kaiser, „ich habe nur meine Pflicht gethan. Nimm den Wisch fort. Du weißt wie wenig ich dergleichen Kriechereien leiden mag.“

Tiberius war, während Sejan die Schriftstücke zusammenpackte, aufgestanden, und kehrte sich einem großen Silberspiegel zu, dessen das Gemach

verdoppelnde Fläche, zwei Metallsäulen, wie zum Schauen einladend, elegant und würdevoll in der Schwebe hielten.

Vor diesem, wie ein kleiner Teich blinkenden Spiegel, stand ein silberner, in Form eines Baumschafts gegossner Papageienständer. Der Kaiser sah einige Zeit schweigend dem grünschillernden Vogel zu, der girrende Liebesklagen ausstoßend mit seinem krummen Schnabel zärtlich sein Spiegelbild in der glatten Silberfläche zu küssen suchte.

„Sieh mein Freund," wandte sich dann der Kaiser lächelnd nach Sejan um, der die Schriftstücke in eine Mappe gelegt, „sieh auf diesen Vogel — hier hast Du ein Bild des Menschenseins — "

Sejan hielt ein Schriftstück in der Hand und warf einen fragenden Blick auf den Kaiser, der ernster werdend, fortfuhr: „So suchen wir Alle sehnsüchtig die Seele unsres Nächsten, die wir so nahe wähnen und berühren immer nur die kalte Außenfläche des Ich's."

„Immer?" wagte Sejan zu fragen, seiner Stimme eine treuherzige Klangfarbe gebend.

„Die Ausnahmen sind so gering, daß man sagen kann: „immer!" fuhr der Kaiser fort, legte die Hände

auf den Rücken und wandte sich, das Kinn auf die Brust neigend, dem kleinen Garten zu, dessen freundlicher Anblick ihn jedesmal erquickte, ihn von dem beengenden Druck dieser Marmormauern befreite.

„Selbst wenn wir den Blick in unsere eigene Brust kehren," fuhr er sinnend fort, „grinst uns schließlich doch ein leerer Hohlraum entgegen — wir blicken wie in einen fensterlosen Kerker, wie in jenes Thor, in das beim Kampfspiel die todten Fechter geschleift werden — und wenn wir uns selbst ein unlösbares Räthsel sind — wie wollen wir also die Brust des Nächsten verstehen! Es ist ein Jammer! Besonders wir Herrscher, die wir vor lauter Verbeugungen, Kniefällen, Redensarten und faltenreichen Prachtgewändern nie den Menschen zu sehen bekommen, tasten im Dunkeln, wissen nie, ob wir richtig gewählt —"

Sejan nahm seine Mappe unter den Arm, mit einem hastigen hörbaren Ruck, der dem philosophirenden Gebieter andeuten sollte: hier stände ein Diener neben ihm, den er mit solchen menschenfeindlichen Bemerkungen kränke.

Der Kaiser wandte das sinnende Gesicht dem Minister zu, sein Auge blickte geistesabwesend an

ihm vorüber, als suche es eine ferne trübe Zukunft zu entschleiern.

„Zürne mir nicht mein Lieber,“ sagte er dann leise, „und deute, was ich gesagt, nicht falsch. Es mag ja auch wohl treue Diener geben, aber sieh, man wird als Herrscher künstlich zum Menschenfeind erzogen, die Edelsteine der Krone ziehen, wie alles Licht, Motten und Ungeziefer herbei. Derartige Ehrenbezeugungen, wie die eben vernommene, die mir der Senat will angedeihen lassen, verstimmen mich jedesmal. In Asien wollten mir, wie Du weißt, zehn Städte Tempel errichten — hält mich denn die Welt wirklich für einen so schlechten Menschenkenner? Glaubt man, ich wisse nicht, was hinter dieser anbetenden Maske für ein Fauns-Gesicht lauert —?“

„Mir scheint, hoher Herr,“ wandte Sejan ein, da es ihm unbehaglich zu werden anfing, „Du beurtheilst die Menschen zu schroff — Du weisest aufrichtige Dankbarkeit zurück —“

„Lerne mich die Welt kennen,“ fuhr Tiberius finsterblickend fort, „Dankbarkeit? Vom Volk? Das ist ein Märchen. Sie sind nur dankbar, wenn man ihnen mit Schlägen droht. Mit diesen Ehrenbezeugungen, die sie mir angedeihen lassen,

wollen sie sich nur selbst ehren, sich selbst in Scene setzen — an mich wird dabei am aller wenigsten gedacht. Hast Du das Volk schon beobachtet, wenn es einem Triumphzug entgegenjubelt? Ihr Jubel besagt im letzten Grund nur: Wir ergötzen uns vortrefflich — hör nur was für schöne Stimmen wir haben — und Du dort auf Deinem Siegeswagen lächle uns dankbar an, denn was wärst Du ohne uns — Du bist ja nur die Puppe, mit der wir spielen —"

Sejan, der nicht gern ernstere Betrachtungen anstellte, hatte doch ein gewisses Talent, die philosophischen Launen seines Gebieters mit geschickt gewählten Lobsprüchen zu unterbrechen.

„Ich bewundere die Tiefe Deiner Selbsterkenntniß, aus welcher die Kenntniß deiner Umgebung hervorgeht," sagte er „immerhin scheint mir die Anerkennung der Mitwelt nicht zu verachten —"

„Du bist ein Realist mein Lieber," entgegnete der Kaiser lächelnd, „ich für mein Theil hoffe auf die Anerkennung der Köpfe, die erst noch geboren werden und" — hier unterbrach er sich, sah seinem Minister scharf in die Augen und fuhr fort: „Ich vergaß, — der Senat will ja auch Dir eine Bildsäule errichten —? ist's nicht so?"

Sejan unterdrückte seine Verwirrung. Ein Lächeln erzwingend, warf er, leicht mit den Achseln zuckend, hin: „Ich habe davon gehört, aber natürlich weigere ich mich noch entschiedener wie Du, Herr, daß man mit meiner Figur einen öffentlichen Platz Roms verunstaltet —“

Tiberius, dem es stets eine heimliche Freude verursachte, wenn er die Schwächen seiner Freunde ans Tageslicht bringen und bespötteln konnte, spitzte seine feingeschnittenen Lippen zu einem sarkastischen Schmunzeln.

„Das heißt,“ fragte er aufhorchend, „Du weigerst Dich nur deshalb, weil ich mich weigere.“

„O,“ stieß Sejan heraus, „nicht deshalb Herr — ich liebe dergleichen Ehrenbezeugungen so wenig wie Du.“ —

„Wie? wirklich?“ sagte Tiberius, mit den Augen wieder boshaft blinzelnd, „sie wollen Dich so viel ich weiß, als Mars in Silber darstellen? Du verzichtest auf diese Ehre?“

„Dieser Ehre solltest nur Du theilhaftig werden,“ entgegnete Sejan verlegen, da er wußte, wie schonungslos zuweilen der Monarch die ihm bekannte Eitelkeit seines Günstlings zu geißeln liebte.

„Geh doch mein Lieber," fuhr der Kaiser immer behaglicher fort, „Dein Herz denkt anders als Dein Kopf, ich weiß, daß es Dir sehr willkommen sein würde, vor Deinem eigenen silbernen Götterbilde zu opfern." —

„Du scherzest Cäsar," sagte Sejan gezwungen lachend.

„Scherzen? mit einem silbernen Gott," lachte der Kaiser, „ich bin leider oder zum Glück nur ein Mensch und setze mich gegen alle Versuche, die mich zum Gott machen wollen, zur Wehr. Nein, lasse Dir nur diese Statue errichten — nur mußt Du die Vorsichtsmaßregel gebrauchen in das Postament Deiner Götter-Bildsäule die bekannten Worte von wegen Verunreinigung dieses Platzes eingraviren zu lassen, — Du hast Feinde in der Stadt, ich stehe Dir nicht dafür, daß man eines Morgens den silbernen Sejan mit Schmutz beworfen oder gar kopflos findet. —"

Tiberius blickte nach dieser zweideutigen Bemerkung seinen Minister mit verstohlener Neugier halb gutmüthig, halb boshaft an.

„Wahrlich Herr," entgegnete der Minister bitter lachend und neigte leise seine beschimpfte Wange dem Kaiser zu. „Da hast Du Recht —

so lange es noch so schlagfertige und sich ihrer Unverletzlichkeit bewußte Herrn am Hofe giebt, stehe ich selbst nicht für meinen Kopf — den ich," setzte er melancholisch hinzu, „bisher stets zum Ruhm und Wohl meines edeln Monarchen angestrengt habe. —"

Hierauf schien er sich zum Gehen wenden zu wollen, eine Miene tiefster Niedergeschlagenheit heuchelnd. Tiberius, unangenehm an die Brutalität seines Sohnes erinnert, die in so scharfem Gegensatz zu Sejans großmüthigem Verzeihen stand, zuckte leicht mit den Gesichtsmuskeln, die allmählich eine trübe, sinnende Schlaffheit annahmen. Dann wendete er sich langsam zum Tisch und ließ in den grau glänzenden Bauch des dort aufgestellten Silberbeckens eine der Elfenbeinkugeln rollen. Der schrille Klagelaut, der sich hierdurch dem Becken entrang und an den harten Marmorwänden verzitterte, rief einen weißgekleideten Sklaven ins Gemach, der dicht vor dem Thürvorhang stehen blieb.

„Ist mein Sohn noch im Palast?" frug ihn der Kaiser.

„Drusus will noch in den Stallungen die neu angekommenen hispanischen Hengste prüfen," erwiderte der Angeredete.

„Ich bitte ihn hier her,“ lautete des Kaisers Befehl.

Der Sklave verschwand. Sejan, der bisher die tiefste Unterwürfigkeit heuchelnd unter sich gesehen, fuhr aus seinem Brüten, seufzte, faßte die Mappe fester unter den Arm und trat dem Kaiser näher, um sich zu verabschieden.

Der im Gemach auf- und abwandelnde Monarch überhörte anfangs die bescheidenen Versuche seines Ministers, seine Aufmerksamkeit zu erregen, dann als er bemerkte was Sejan wollte, sagte er: „Du bleibst noch!“ und schritt wieder den Kopf zur Brust geneigt, die Hände auf dem Rücken, umher.

Sejan stand unschlüssig, der kommenden Scene, die er, ohne es zu wollen herbeigeführt, mit einiger Unruhe entgegensehend. Er ahnte dunkel, daß die jetzt wahrscheinlich nahende Entscheidung, seine ehrgeizigen Pläne rascher zur Ausführung drängte, als ihm lieb war, weil die jetzt sich abspielende Scene seines Beleidigers Zorn voraussichtlich zum höchsten Brand aufschüren mußte. Doch ließ sich das Geschehene nicht mehr rückgängig machen, der Stein war in's Rollen gebracht, es wäre vergeblich gewesen, dem Kaiser jetzt Vorstellungen zu machen.

Schon nach wenigen Minuten hörte der Kaiser die Stimme seines Sohnes im Vorgemach, die mit heiserer Klangfarbe einen Sklaven auszankte, einen andern barsch nach dem Vater fragte.

Tiberius blieb stehen, kehrte den Kopf um und sah finster, mit leise gehobenen Augenbrauen nach dem Thürvorhang, der sich jeden Augenblick theilen mußte. Je lauter sein Herz dem Nahenden entgegen schlug, eine desto ruhigere Miene nahm er an, je mehr es ihn drängte, den trotz allen seinen Fehlern geliebten Sohn zu umarmen, desto kälter und liebloser erschien sein Benehmen, denn er hoffte immer noch durch Beispiel und Ermahnung auf den verwilderten Wüstling einwirken, ihn erziehen zu können.

Nun ward der Vorhang weggezogen, Drusus schlenderte behäbig, unordentlich mit den Armen schlenkernd in's Gemach, als gälte es in einer Taverne einen Becher zu leeren. Dann hielt er die breite Hand vor den gähnenden Mund und sah sich nach einem Stuhl um. „Kann man Dich endlich sprechen?“ lauteten seine ersten Worte, die er mit verdrießlicher Miene heraussprudelte, „ich dachte schon, Du wolltest mich in die Verbannung schicken, ist das in der Ordnung, daß ich zwei

Stunden hindurch im Vorzimmer warten muß, Vater, ehe ich mich in Deinem Glanze sonnen darf? Nein, wahrhaftig, ganz Rom tadelt das, und wenn ich darüber nicht ärgerlich wäre, wahrlich ich verdiente die Sklavenpeitsche. —" Während dieser Worte hatte er mit dem linken Fuß einen Stuhl herbeigezogen und sich rittlings über denselben gesetzt.

Der Kaiser rührte sich nicht vom Fleck, veränderte auch die Härte seines Gesichtsausdrucks nicht, sondern sagte nur, obgleich ihm das Herz blutete, so kühl wie möglich: „Du befindest dich vor Deinem Kaiser!"

Der Prinz drückte den Mund auf die über der Stuhllehne ruhende Hand. „Leider bist Du mir selten mehr als mein Kaiser —" fuhr er vorwurfsvoll fort.

„Und Du mir selten mehr als ein Pferde zureitender Schlemmer," erwiderte ihm der Kaiser ein wenig heftiger.

„Das ist möglich, und hat auch seine Gründe," fuhr Drusus fort, dessen Augen jetzt erst Sejan gewahrten. „Andere scheinen meinen Platz besser auszufüllen," setzte er höhnisch lächelnd hinzu, den Günstling mit kalten Blicken musternd, der betreten

zu Boden sah, als wollte er sogleich das Gemach verlassen.

„Ganz wohl," entgegnete Tiberius mit scharfer Betonung, „das thun auch die Andern, sie ersetzen Dich, ja sie übertreffen Dich in jeder Beziehung. —"

Der Prinz erhob sich phlegmatisch. „So? Na, da will ich lieber gleich wieder gehen," lachte er bitter vor sich hin, „laßt Euch nicht stören."

Es entstand eine Pause, der Kaiser regte sich nicht.

„Drusus" — herrschte er endlich, als der Angerufene sich wirklich langsam der Thür näherte.

„Wie?"

„Ich habe mit Dir zu reden."

„Ich lasse ja mit mir reden," warf der Prinz hin, sich wieder dem Vater zuwendend, „aber herabsetzen lasse ich mich nicht. Ich mag ein Schlemmer sein, mag Pferde und Weiber den Staatsgeschäften vorziehen, aber trotzdem kannst Du nicht leugnen, daß ich ein guter Soldat bin. Hab ich mich etwa während des Pannonischen Feldzugs nicht benommen, wie es einem römischen Feldherrn geziemt —? Hab' ich die aufständigen Legionen nicht mit Gewalt und Klugheit zum Gehorsam zurückgeführt?"

„Gewiß," bestätigte der Vater etwas ruhiger, „aber vergiß nicht," setzte er auf Sejan deutend hinzu, „daß dieser Mann hier Dein Rathgeber war, während des Feldzuges — und besinne Dich künftig auf ein neues Verdienst, mit dem Du mir imponiren kannst —"

„Hab' ich mir deshalb," unterbrach ihn Drusus, dem ein Hustenanfall drohte, „hab' ich mir deshalb diesen ewigen Schnupfen und Husten auf den stürmischen Feldern Pannoniens geholt, damit Du jetzt meine Verdienste herabsetzest —?"

Er brach hierauf, wie um seinen Vater zum Mitleid zu bewegen, in einen Krampfhusten aus, hielt sich die Toga vor den Mund, spie dann aus, unterließ es aber auch jetzt nicht, feindselige Blicke auf den harmlos mit seinem Portefeuil spielenden Minister zu werfen.

Tiberius, dem das Husten seines Sohnes durch die Seele schnitt, mußte sich Mühe geben, um seinen strengen Ton aufrecht halten zu können. Er trat, in seinen Büchern und Schreibheften wühlend, an den Tisch, und wartete solange, bis seines Sohnes blauroth anlaufendes Gesicht wieder eine normale Färbung angenommen. Mehrmals wollte er sodann von neuem seine Zurecht-

weisung beginnen, aber immer wieder schnitt ihm der Hustende mit seinem das Echo des Vorzimmers wachrufenden Räuspern, das Wort ab.

Endlich trat eine Pause ein, der Kaiser wendete sich mit im Schmerz gerunzelter Stirn und absichtlich sehr förmlichem Benehmen dem Prinzen zu, der sich das Gesicht mit seinem Schweißtuch trocknete.

„Drusus," sagte der Kaiser mit ernster leise bebender Stimme, und in etwas geschraubten Redewendungen, „der Feldzug hat Dir dieses Lungenleiden ebenso wenig wie Deine Aufgeschwemmtheit zugezogen. Die Aerzte behaupten, Du verdanktest diese Uebel Deinem ausschweifenden Lebenswandel —"

„Unsinn," fuhr Drusus dazwischen, absichtlich seinem Hustenreiz, den er hätte unterdrücken können, nachgebend.

„Sei dem wie ihm wolle," fuhr der Vater fort, den die keuchenden Athemzüge des Leidenden peinigten, „Du betrübst mich tief, Dein Körper sowohl als Deine Seele flößen mir Besorgniß ein. Dein Lebenswandel macht mir und meinem Hause wenig Ehre, am wenigsten Dir selbst; Du behandelst Deine Gemahlin nicht wie eine solche, es

laufen darüber bei mir mannigfache Klagen ein — still! unterbrich mich nicht," setzte er hinzu, als Drusus Einwendungen machen wollte, „diesen Gegenstand will ich jetzt nur streifen, ein andermal mehr davon. Vorerst das Wichtigere. Ich befehle Dir, daß Du, sobald es wärmer wird, etwa im Juni, in Bajä eine Kur gebrauchst" . . . dann fügte er in demselben Ton, kaum merklich ernster hinzu: „Vorerst aber hast Du einen Tag Zimmerarrest abzusitzen —" Drusus reckte den Kopf, als traue er seinen Ohren nicht.

„Was?" stieß er heraus, indem er seinen Husten sogleich unterbrechend, die Toga vom Munde nahm.

Tiberius wich dem herausfordernden Blick seines Sohnes aus, während Sejan eine so besorgte Miene sehen ließ, als sei nicht Drusus, sondern er selbst der Bestrafte.

„O Herr —" sagte er, trat dem Kaiser einen Schritt näher und hob, um Nachsicht bittend, die Hand.

„Still Sejan," bedeutete ihm sein Gebieter streng, seine oft gesuchten Redewendungen mit den ihm eigenen seltsamen Fingerbewegungen begleitend — „es ist besser so — Du selbst hast

mich daran erinnert, daß auch mein Sohn meinen ersten Regierungsbeamten nicht beleidigen darf — Du sollst mir keine Vorwürfe machen können —" die Stimme, die er zu übermäßiger Rauhheit zwang, versagte ihm fast, er räusperte sich, trat dicht an die marmorne Tischplatte und suchte sich zu sammeln, indem er einige seiner Bücher auf und wieder zu schlug.

„Und doch meine ich —" stammelte Sejan einen bittenden Blick auf den finster die Stirn runzelnden Prinzen werfend.

„Du hast nichts zu meinen," schnitt ihm der Kaiser das Wort ab, „ich weiß, was ich thue —" dann sich an Drusus wendend, setzte er im Ton eines durch tiefe Kränkung gemilderten Verweises hinzu: „Dieser Mann, der meinem Herzen nahe steht, den ich geprüft und auserwählt und den Du auf bübische Weise, ohne jeden triftigen Grund schwer beleidigt, hat für Dich großmüthig um Verzeihung gebeten — nur diesem Umstand hast Du es zu verdanken, daß ich Dich so nachsichtig behandle."

Drusus, der bisher mit düstrer Beklommenheit vor sich hingebrütet, begann ein vieldeutiges Lächeln sehen zu lassen, das er durch ein im-

pertinentes Schnicken des Kopfs noch zu verstärken suchte.

„Elende Verstellung!“ murmelte er dann vor sich hin.

„Was flüsterst Du da?“ fragte ihn der Kaiser drohend, während Sejan, der die Worte verstanden, erbleichend zusammenzuckte. Drusus hob den Kopf, sah erst seinem Vater, dann dem Günstling trotzig ins Gesicht und wendete sich langsam dem Thürvorhang zu.

„Du würdest mich doch nicht verstehen,“ sagte er mit beleidigendem Lachen, „denn man kann eher einen Sterndeuter von der Richtigkeit seiner Kunst, als Dich von der selbstsüchtigen Verlogenheit Deines Sejan überzeugen —“

Ueber des Kaisers Gesicht glitt eine Wolke, finsterer Unwille bebte aus dem aufschwellenden Stirngeäder und der zuckende Griff, mit dem er die Stuhllehne umpackte, verkündete, daß ein Sturm im Anzuge sei.

Es würde auch gewiß zu einer heftigen Scene gekommen sein, wenn nicht Sejan sich ins Mittel gelegt hätte, der seine ganze bestrickende Verstellungskunst und weichliche Höflingsgeschmeidigkeit zusammenraffte, um ein sich Aussprechen von Vater und Sohn, das ihm gefährlich werden konnte, zu verhindern.

„Herr, ich bitte Dich,“ flüsterte er dringend, mit Thränen in den Augen, seine Hand auf die geballte Faust des Kaisers legend. „Strafe Deinen Sohn nicht, er weiß nicht, was er spricht —“

Tiberius sah seinem Minister in das treuherzige Großmuth heuchelnde Gesicht, als erkenne er ihn nicht.

Dann ließ die Spannung seiner Gesichtszüge nach, die blau aufgeschwollenen Adern traten zurück, die geballte Faust löste sich und einen mißmuthigen Blick auf den Sohn werfend, entrang sich ihm ein heiseres: „Gehe!“ während er eine zornig-wegwerfende Handbewegung ausführte.

Drusus entfernte sich, ohne ein Wort zu erwidern. Sejan kam es vor, als bestätigte das Echo der Schritte des Prinzen, das im Vorgemach verhallte, höhnisch die Wahrheit von Drusus letzten Worten und ermahnte ihn, die Pläne rasch auszuführen, die nun einmal ausgeführt werden mußten.

Der Kaiser stützte die Faust auf die Tischplatte, aus deren Marmorglätte ihn sein Gesicht verschwommen anstierte, wie das eines in der Arena gefallenen Gladiators, das Staub und Blut unkenntlich gemacht.

So stand er in schmerzliches Brüten verloren, regungslos. Erst das Rauschen von Sejans Mantel verkündete ihm, daß er nicht allein sei.

Er bemerkte das Spiegelbild in der Tischplatte und schrak vor seinen eigenen Zügen zurück, mit welchen er überhaupt nicht zufrieden war, da er stets annahm, seiner Umgebung müsse das Angestraffte derselben auffallen.

Hastig fuhr er empor.

„Verlasse auch Du mich," wandte er sich theilnahmslos an Sejan.

Sejan wollte antworten. Er war es gewohnt, daß der Kaiser oft die herzlichsten Ergießungen plötzlich abbrach und ihn mit einem fremden Blick, mit einem mürrisch hingeworfenen Wort verabschiedete, als sei er es müde, den Leutseligen zu spielen. Sejan that in solchen Fällen, als sei die krankhafte Laune des Herrschers eine ganz selbstverständliche Folge der Uebermüdung, in die ihn die aufreibenden Regierungsgeschäfte versetzt.

Diesmal hatte er dem Kaiser eine kleine Ueberraschung bereitet, von der er ihm gern vorher eine Andeutung gegeben, doch hielt er es für weiser, den Monarchen in der Stimmung, die ihn jetzt überfallen, nicht zu stören. Sich tief ver-

beugend wandte er sich zum Gehen, indem er mit den Sandalen, um jedes Geräusch zu vermeiden, den glatten Marmorboden kaum zu berühren wagte.

Als der Kaiser allein war, nahm die traurige Versunkenheit seiner Gesichtszüge fast noch zu.

Eine greisenhafte Erschlaffung prägte sich momentan um seine Mundwinkel aus, in seinem Auge schien der Blitz des Lebens erloschen, seine eine Hand hing wie gelähmt, während die andere matt auf der kalten Tischplatte ruhte. Nicht nur das Betragen seines Sohnes bereitete ihm Kummer.

Wie eine kalte Schlange, die sich am warmen Leib emporringelt und vor dem Schreckgelähmten den unnatürlich weiten, formlos dehnbaren Rachen aufspannt, beschlich ihn wieder sein menschenfeindliches Mißtrauen.

Mit diesem Mißtrauen quälte er sich herum, wie ein Cirkus-Roß, dem der Stier den Bauch aufschlitzte und das sich jammervoll in seine eignen Gedärme verwickelt.

Der Zweifel an Sejans Treue, den Drusus eben in seine Seele geschleudert, griff leise mit der zersetzenden Schärfe eines äthiopischen Gifts in derselben um sich, obgleich er ihn unwillig aus seinem wahrhaft großdenkenden Geist zu ver-

bannen suchte. Nun trat der Schwermüthige vor den breiten, zwischen den Säulen blinkenden Metallspiegel und spielte müde, träumerisch sinnend mit seinem Papagei, den er am Halse in den schillernden Federn graute, was sich der Vogel mit wollüstiger Versunkenheit gefallen ließ. Dann richtete der Kaiser den Spiegel mit dem Fuß in eine senkrechte Lage. Ein Silberblitz zuckte an den Marmorwänden hinauf, als die reflektirende Metallfläche zu wanken begann, der die Ehre zu Theil wurde, die kaiserlichen Gesichtszüge in sich aufnehmen zu dürfen. In dieser, seine Haut ein wenig bleicher wiedergebenden Silberglätte betrachtete Tiberius seine linke Wange, auf der sich wieder jene kleinen gerötheten Anschwellungen bildeten, an welchen er oft litt. Er fuhr mit der Hand ärgerlich über die prickelnde Stelle und frug sich dabei: warum er ohne jeden Grund manchmal Sejans Anhänglichkeit bezweifelte und manchmal sogar fast wünschte, er habe sich in demselben getäuscht, er dürfe ihn, wie so viele Andere, die ihn verrathen, mit einer verächtlichen Handbewegung verbannen. Und doch liebte er ihn eigentlich. Nur sein Lächeln gefiel ihm zuweilen nicht, die geschmeidige, einschmeichelnde Liebenswürdigkeit

des Mannes war ihm zu gleichmäßig vertheilt, zu unzerstörbar. Auch war ihm ein lauernder Zug aufgefallen. Dabei fühlte er, wenn er sich ganz in das Wesen seines Günstlings versenkte, die hohen Talente, die derselbe besaß, in einer Art auf sich wirken, die ihm Hochachtung abnöthigten, ihn aber in gewissem Sinn unfähig machten, völlig selbständig zu handeln. Doch war es ihm unbequem hieran zu denken. Hab ich denn einen andern Menschen, dem ich trauen dürfte, fragte er sich? Seinem Sohn, obgleich er ihn zärtlich liebte, durfte er noch weniger trauen, als dem Manne, dessen Treue er geprüft. Zwar konnte diese Treue nur die grinsende Lustspielmaske der Untreue sein. Sejan sorgte vielleicht, während er für das Wohl des Kaisers besorgt schien, im Stillen nur für sein eigenes Wohl? Tiberius drückte die Hand an die Stirn. Er fühlte mit einigem Unbehagen, daß seinem Mißtrauen eine gewisse schwerfällige Lässigkeit und Entschlußunfähigkeit beigemischt war, so daß dies Mißtrauen hierdurch wieder zu einer andern Art von Zutrauen, ja leichtfertiger Tollkühnheit wurde. Doch nahm er sich vor, auf der Hut zu sein, seinen Minister zu beobachten, seines Sohnes War-

nung nicht zu unterschätzen. Nun aber ermahnte ihn der Papagei mit einem erzürnten Schrei daran, daß er ihn zu streicheln vergessen. Der Kaiser freute sich geradezu über diesen ehrlichen Naturlaut des Thiers, der ihn nach all den Schmeicheleien, versteckten Bosheiten und Lügen, die er täglich anhören mußte, erfrischte, wie das kalte Wasser des Frigidariums nach dem erschlaffenden Brodem des Kaldariums, die Nerven belebt. Er trat wirklich wieder heran und streichelte den Vogel von Neuem. Ja, ja, murmelte er lächelnd dem den Kopf niederdrückenden Vogel zu, schrei Du mich nur an, ich wollte, ich fände einen Menschen, der so wenig Respeckt vor mir hätte, wie Du, dabei aber so ehrlich ist wie Du, so ohne alle Verstellung seinen Trieben nachgiebt. —

Als sich der Kaiser endlich vom Spiegel entfernte, schrie ihm der Vogel wüthend nach, zerrte an seiner silbernen Kette und suchte dieselbe, sie mit dem krummen Schnabel benagend, von den Klauen zu lösen.

Der Kaiser betrachtete die vergeblichen Bemühungen des Gefesselten einige Zeit. „Still, still mein Lieber,“ rief er dann lächelnd und setzte im Stillen seufzend hinzu, „nicht wahr, die

Kette? ja ja! Aber tröste Dich Lieber, wir Menschen haben auch unsere Kette zu tragen — selbst wenn wir Herrscher sind." —

Dann legte er, seiner Gewohnheit gemäß, die Hände auf dem Rücken zusammen und schritt langsam, zuweilen stehen bleibend, den inneren Gemächern zu, woselbst man sein Morgenbad bereitet. Die vorgebeugte Kopfhaltung, das lange Gewand gaben seiner Gestalt den Charakter eines gutmüthigen Familienvaters, während seine von ernster Denkarbeit zeugenden Züge, mit den scharf ausgeprägten Furchen, den großen, gebietenden Augen dieser Behaglichkeit der Körperhaltung, geistig überlegene Würde befügten. Er schritt zuerst einen Corridor entlang, blieb einen Augenblick vor einem schmalen Fensterchen stehen, das dem Gange spärliches Licht gab und warf einen Blick auf den von Menschen wimmelnden Ochsenmarkt, der sein buntes Treiben bis zu den Füßen des kaiserlichen Palastes ausbreitete.

Ein betäubender Lärm drang, als das Fenster geöffnet wurde, in die stillen Räume des geheiligten Palastes. Die Luft zitterte von Menschenstimmen, dumpfem Gebrüll, üblem Geruch und Staub.

Aus dem Knäuel der halbnackten Metzger und

Viehzüchter, die sich gegenseitig überschrien, um ein paar Danare sich fast die Haare ausrauften, oder die mit kunstgerechten Griffen die Fettigkeit ihrer Waare prüften, ragten die Hörner der geduldigen Vierfüßler. Der Markt war, wie mit einem plastischen Mosaik von Menschen-, Thierköpfen und Ochsenrücken belegt, während ringsum die Häuserwände mit ihren schmalen Fenstern dies widerliche Bild unschön umrahmten.

Der Kaiser mußte lächeln, über die kleinlichen Zwecke, über die niedrigen Bedürfnisse, die jene Menschenmassen in Aufregung versetzten. Es war ihm, als sähe er in einen Ameisenhaufen, dessen geschäftiges Gewimmel ihm unverständlich blieb und er sagte sich, daß, wenn er nicht Kaiser sei, er lieber als Schlachtthier dem Tod entgegengehen, denn als Viehverkäufer sich wegen ein paar Sesterzen herumzanken möchte. Dann wieder bedachte er, daß er im letzten Grund die Achse sei, um die sich der Staat, folglich auch das gemeine Treiben dieses Markts drehte. „O, wie nöthig wir Fürsten der Welt sind," lachte er bitter vor sich hin, und schloß das Fenster. „Damit ein paar dumme Kerle ihren Kohl bauen, Kinder zeugen und in Frieden krepiren können, müssen

wir uns auf dem Thron allen Gefahren der Verleumdung, der Rache, dem Haß, dem Verrath aussetzen," — fügte er hinzu, während er weiter schritt.

Ein zweites Fensterchen gewährte ihm den Blick auf einen Hof des Palastes, der rings von Säulenhallen umragt in seiner traurigen Oede zu schlafen schien. Zwischen seinen Steinen wuchs Gras, in der Mitte erhob sich das sitzende Mormorbild des Augustus, das feierlich den Arm ausreckte, als wolle es die Melancholie dieses vernachlässigten Orts segnen. Der Schatten des Augustus lag schwarz und scharf neben dem Marmorsessel auf dem Pflaster; fern blitzte der Wasserstrahl eines Brunnens aus einem Löwenrachen. Tiberius hatte in Gedanken verloren nicht bemerkt, daß hier einige Prätorianer exercirten, die hinter der sie verdeckt haltenden Statue hervortraten. Ihre Helme blinkten im Sonnenlicht, die Kommandorufe durchschnitten mit eintöniger Schärfe das ferne Brausen der Riesenstadt. „Diese Maschinen," dachte der Kaiser, auf die Soldaten blickend, „die nur die unmenschlichste Drillerei in Bewegung setzt, sind nun die Stützen des Throns; wehe, wenn es diesen dressirten Bestien einmal einfällt, Menschen

sein zu wollen!" — er betrachtete einige Zeit die zehn Soldaten und malte sich aus, was er thun würde, wenn der Hof von sich empörenden Soldaten wimmelte. Eigentlich hatten sie Recht, wenn sie sich empörten, meinte er, sie führen ein wahres Sklavenleben. Als nun der kommandirende Hauptmann dort unten einem der Soldaten, der eine Uebung nachlässig ausgeführt, mit dem Stock direkt in's Gesicht schlug, murmelte Tiberius aufgeregt vor sich hin: „Na? Kerl! das läßt Du Dir gefallen? schlag ihn doch zu Boden." Er nahm auf's Lebhafteste die Partei des Geprügelten, der sich mit der Hand an die blutenden Lippen fuhr und beobachtete gespannt den Hauptmann, der nochmals zum Schlag ausholte. „Empört Euch doch einmal, Ihr getretenen Hunde," setzte er ergrimmt sein Selbstgespräch fort, „stoßt doch dem rohen Führer den Speer in den Leib — damit ich Respekt vor Euch bekomme. Was? nicht? Seid Ihr keine Menschen? O Ihr Elenden, daß man Euch nicht helfen kann. — Ihr bleibt halt Hunde!" — In diesem Augenblick, als er sich schon halb vom Fenster abgewendet, sah er, wie der geprügelte Soldat, dem der Rebstock bereits wieder überm Kopf schwebte, mit trotzigem

Gesichtsausdruck, die Speerspitze dem Vorgesetzten gegen den Stock bis dicht unter die Augen stieß, dabei die Lippen zu einer Drohung bewegend. Der Hauptmann wich vor der Speerspitze zurück und wagte nicht von neuem zu schlagen, sondern kommandirte weiter, als sei nichts geschehen. Sogleich eilte der Kaiser, die Stirn runzelnd an das Ende des Corridors, wo auf dem Treppenabsatz eine Wache stand. Die Wache salutirte.

„Du gehst sofort," redete der vor Erregung zitternde Monarch den Soldaten an, „gehst sofort ein den Marshof es Palstas." —

„Zu Befehl." —

„Der Hauptmann, der dort kommandirt — soll sogleich hierher kommen."

Der Soldat ging; der Kaiser wartete, indem er ungeduldig die Treppe hinab sah, mit der einen Hand die Verzierung des Metallgeländers umklammernd.

Nach einiger Zeit erschien jener Hauptmann, ein noch junger Mensch, sehr beunruhigt und überrascht, da er ahnte, daß der Kaiser seine Waffenübung mit angesehen.

Noch ehe er die Stufen heraufgekommen war, rief ihm der Kaiser von oben herab zu:

„Was hat der Mensch eben gethan, den Du geschlagen?“

Der bestürzte Hauptmann wollte verwirrte Ausflüchte machen. „Mein Gebieter — ich weiß nicht“ — stammelte er.

„Ich weiß Alles,“ herrschte ihn Tiberius an, „ich beobachtete Euch.“ —

„Der Mann“ — mehr brachte der Zugführer nicht heraus.

„Ich will's wissen,“ unterbrach ihn der Kaiser mit dem Fuß zornig an das Metallgeländer stampfend, daß es laut klirrend das Echo der Hallen wachrief.

Der Hauptmann raffte sich auf. „Er hat mich mit dem Speer bedroht,“ stammelte er kleinlaut, sehr bleich werdend.

„Und Du — was thatest Du hierauf?“ frug Tiberius.

„Die Mannschaft,“ — stotterte der Führer sich abwendend, „seit dem letzten Feldzug — so viele Meuterer — — sind so verwildert — daß — nur mit Lebensgefahr.“ —

„Was? Lebensgefahr?“ herrschte ihn der Kaiser an, „ein Soldat spricht von Lebensgefahr? ein römischer Hauptmann läßt sich von seinen

Untergebenen einschüchtern? Wohin kommt die Mannszucht! Du bist Deines Dienstes entlassen — der freche, meutrische Soldat wird sofort nach Art der Vorfahren hingerichtet . . . aus meinen Augen Memme," setzte er verächtlich hinzu.

Der entlassene Hauptmann stand noch, als ob er träume, während ihm Tiberius schon den Rücken gekehrt. Als sich Tiberius noch einmal umwendete und bemerkte, wie der totblasse Mann an allen Gliedern wie gelähmt, die Treppe hinabschlich, fühlte er Mitleid.

„Besitzest Du Vermögen?" rief er dem Weggehenden über das Geländer hinab nach, seine Weichheit hinter Rauheit verbergend.

„Nein," hauchte der Unglückliche sich zitternd am Geländer haltend.

„Du sollst Deinen Gehalt fortbeziehen, bis man Dir eine andere Stelle im —" dann unterbrach er sich. „Nein," fuhr er barsch fort, sich seines Mitleids schämend, „ich kann Dich nicht brauchen. Leute, die gleich zuhauen, wo es unnöthig ist und dann, wenn es nöthig wäre zuzuhauen, feig sind — die kann ich nicht brauchen, in keinem Amt. Du sollst eine jährliche Pension beziehen, weiter nichts."

Er hatte sich kaum einige Schritte entfernt, als die Wache, die er abgeschickt, die Treppe herauf eilte. Tiberius wandte sich um.

„Wo bleibst Du?“ fragte er unwillig.

„Herr, ich half unten im Hof.“ —

„Was? halfst?“

„Jener Soldat, der den Speer gegen seinen Hauptmann erhob, hat sich soeben selbst entleibt.“

Der Kaiser senkte den Kopf. Dann hob er ihn wieder, richtete die Augen auf den Hauptmann und sagte, das erste Wort stark betonend: „Der war kein Feigling.“

Dann schritt er weiter. Er gelangte in das kleine runde Vorgemach seines Badezimmers, dessen Wände und Fußboden mit ganz schwarzem Marmor bedeckt, feucht schimmerten, wie wenn sich die sternlose Nacht in der unheimlichen Regungslosigkeit eines Sumpfes beschaut. Die dunklen Wände, mit ihrem harten Glanz, ihrer kalten Pracht und finsteren Glätte umarmten den Eintretenden feierlich, wie die Mauern eines Mausoleums. In diesem Gemach stand weiter nichts, als eine festgemauerte, wuchtige Steinbank, an der Tiberius vorbeischritt, die eben durchlebte Scene mit der ihm eigenen Gründlichkeit überdenkend. Jener

Soldat, der sich empört und dann zum Selbstmörder geworden war, flößte ihm Achtung ein, er lobte sein Verhalten und hierbei ward er sich auch flüchtig des Widerspruchs seines eigenen Fühlens bewußt. Er entschuldigte diese Inkonsequenz damit, daß der Mensch und der Soldat in ihm zwei völlig getrennte Personen seien. Trotzdem war er nicht ganz zufrieden mit sich und grübelte darüber nach, wie er hätte handeln müssen, wenn er das Ideal der Herrschergröße erreichen wollte, das ihm vorschwebte. In solche Selbstquälereien vertieft, gewahrte sein an den Boden geheftetes Auge die weiße Falte eines Kleides, auf die er eben den Fuß setzen wollte. Er trat erstaunt zurück und hob zugleich den Kopf mit so drohendem Gesichtsausdruck, als blitze vor ihm der Dolch des Prinzen Nero, der ihm vor einigen Monaten bewiesen, wie wenig er seinen nächsten Verwandten trauen durfte. Jetzt erst gewahrte er seinen Irrthum und während sich der Schlag seines Herzens besänftigte und er seinen überreizten Nerven zürnte, nahm er den Gegenstand seiner Bestürzung in Augenschein. In der linken Ecke der Bank saß, weit zurückgebeugt, ein schlafendes Weib. Ihre längliche Gesichtsbildung, ihre hohe Stirn, über

welcher ein Knäuel röthlichen Haars, wie ein Helmbusch aufgewunden prangte, verrieth die Germanin. Schön, im rein ästhetischen Sinn, konnte man dies ungemein weißhäutige Germanengesicht nicht nennen. Wenn man es verglich mit dem sammtweichen Dunkel des römischen Gesichts, muthete es fast an wie eine etwas derbblättrige Wasserlilie. Auch der Körper der Schlafenden unterschied sich durch seine Schlankheit von der üppigen Fülle der italischen Formen; der Arm, mit dem sie ihren Kopf stützte, ließ die zarten Muskeln deulicher hervortreten, als dies bei den mehr mit Fett gesegneteu Römerinnen der Fall zu sein pflegte; seine Linien und die ihres Halses und Busens zeigten jene feine Schärfe der Schwingung, jene weiche Exaktheit, die auf Gewandheit und häufige Bewegung schließen läßt.

Tiberius, der sich nicht mehr in jenem Alter befand, das gegen weibliche Anmuth und Schwäche oft nur allzu nachsichtig ist, fand es höchst unpassend, daß sich die germanische Sklavin irgend eines Palastbeamten dieses Asyl ausersehen.

„Was soll denn das?“ fragte er sich umblickend, ob kein Diener in die Nähe sei, ihm dies Räthsel zu lösen. „He! Antonins!“ rief er

seinen Badediener, in die Hände klatschend, „wie kommt dies Weib hier her? — welche Unachtsamkeit.“ —

Er war unwirsch an den Thürvorhang getreten, den er heftig hinwegzerrte. Zugleich bemerkte er, wie die Germanin den ihren Kopf stützenden Arm von der Wange löste. Sie öffnete verschlafen die Augenlider, dehnte ihre Glieder wie ein müdes Kätzchen und sah sich mit einem so drollig verwunderten, ungenirt-behaglichen Gesichtsausdrucke um, daß Tiberius unwillkürlich lächeln mußte.

Er hatte indeß nicht Zeit, die Erwachende zu beobachten, da sein Badediener herbeistürzte.

Der zehnjährige Knabe, der in der Angst zu spät zu kommen auf dem glatten Marmorboden ausglitt, aber erröthend wieder rasch in die Höhe sprang, stieß in seinem Diensteifer mit dem Kopf fast gegen die Kniee seines Gebieters. „Herr — verzeihe,“ — stammelte der Knabe, „ich las in dem Buch, das Du mir schenktest, dem Virgil — und vergaß. . . .“

„Wie kommt das Weib hier her?“ unterbrach ihn Tiberius streng, da sein stets mißtrauendes Gemüth eine Palastintrigue witterte.

„Weib?“ frug Antonius und folgte mit den

Blicken erschrocken dem Finger seines Gebieters, indem er den Lockenkopf zwischen dessen Toga und den Thürpfosten reckte.

Tiberius beobachtete die Züge des Knaben scharf, überzeugte sich aber, daß derselbe ebenso, oder noch mehr überrascht war durch den Anblick der Germanin, als er selbst.

„Ich weiß wirklich nicht“ — stotterte der Kleine furchtsam zu Tiberius empor blickend, „ich las die ganze Zeit.“ —

„Wie? Du hörtest gar nichts?“ —

„Ich hörte einmal sprechen,“ sagte der Kleine schuldbewußt, „richtig — ich glaube ich hörte die Stimme Sejans.“

„So — — — o?“

Tiberius sann nach. Dann wendete er sich mißmuthig zu der nun völlig Erwachten, die ihm mit ihren großen, blau wie Kornblumen leuchtenden Augen, klar und so völlig unbefangen in die Augen sah, daß der an zitternde Unterwürfigkeit Gewöhnte, fühlte, wie ihn diese Gleichgültigkeit gegen seine Herrscherwürde unsicher machte. Diese Unsicherheit wuchs, als ihn das Weib, anstatt abzuwarten, bis sie gefragt wurde, zuerst anredete.

„Du bist erstaunt Herr, mich hier zu finden!“

sagte sie mit ihrer metallreinen Stimme, ihn immer noch mit naiver Unverfrorenheit fest ansehend. Dabei blieb sie so regungslos, als sei sie ein auf die Bank festgemeißeltes Steinbild, ihre Hände lagen im Schooß, ihr länglicher Kopf war rings von den goldrothen Härchen der Schläfen eingerahmt, als schwämme er in einer duftartig ausstrahlenden Glorie.

Diese hoheitsvolle und doch kindliche Gelassenheit berührte den Kaiser seltsam genug, da er sie mit der kleinlichen Beweglichkeit seines Volkes verglich. Er mußte sich darauf besinnen, was sie gesagt, so hatte ihr Anblick ihm momentan, wie mit einem bestrickenden Schwindel das Bewußtsein umflort. „Du bist erstaunt mich hier zu finden?“ sagte sie nicht so?

„Allerdings!“ sagte er, indem er sich bemühte, seiner Stimme einen Ton unwilliger Verwunderung zu geben.

Sie lächelte, ohne sich im Uebrigen zu bewegen. Diesem Lächeln merkte man an, daß sie nicht das mindeste Verständniß für den kaiserlichen Unwillen und das Außergewöhnliche der Lage besaß.

„Herr,“ erwiderte sie mit der kindlichen Klarheit

ihrer Stimme, die so wunderlich von diesen Marmorwänden zurückschlug, als vernehme das berauschte Ohr in Waldeswildniß das Klagen einer Quelle. „Herr, ich weiß ebenso wenig, was ich hier soll, als Du —“

Dann brach sie ab, als gehe sie ihr Hiersein gar nichts weiter an und nickte freundlich dem Knaben zu, der hinter Tiberius Gewand neugierig hervor lugte.

„Was für ein schönes Kind,“ sagte sie heiter wie zu sich selbst und winkte dem Antonius mit der Hand, „willst Du nicht näher kommen?“ frug sie ihn, den Kopf leicht zur Seite neigend und fuhr dann, flüchtig zu Tiberius aufsehend, fort: „Wenn es in der Welt keine Kinder gäbe, möcht ich nicht weiter leben, Herr.“

Tiberius stutzte, wie von einem fremdartigen Traumbild überrascht. Unwillkürlich ahmte er die lässige Ruhe des Mädchens nach und dann war es ihm auf einmal, als ritt er wieder wie vor Jahren, während seines Feldzugs am Rhein durch den Wald von Moguntiacum. Die Blätter rauschten geheimnißvoll, ein stiller Teich schlief ganz von Schatten zugedeckt unter den Zweigen und der Gesang einer Wassernixe, wie sie die

Germanen verehren, erstarb im aufschauernden Schilf. Dann erwachte er wieder, sich seiner unweltmännischen Anwandlung von poetischer Stimmungsduselei schämend und begnügte sich vorerst zu beobachten, ob die ungesuchten Manieren dieser Germanin nicht schlaue Berechnung seien, ihn in ein Netz zu locken.

Der Knabe war indeß, den einen Finger zwischen den Zähnen kauend, den andern Arm lässig über den Kopf geschmiegt, mit scheuer Zutraulichkeit bis an die Bank herangetreten, wie von der mütterlichen Gutherzigkeit des Mädchens angezogen. Das Mädchen nahm ihm die Hand aus den Lippen, glättete die Falten seines bis an die nackten Kniee reichenden Kleidchens, strich ihm über die Locken und küßte ihn auf die Stirn. Dann sah sie wieder, sich gleichsam entschuldigend, zum Kaiser auf, der daran dachte, dieser sonderbaren Scene ein Ende zu machen, obwohl er selbst nicht wußte, was er daran auszusetzen hatte.

„Mir wird es immer so weh um's Herz," sagte sie leise, den Kopf des Knaben mit der Hand zurückneigend, „wenn ich in Kinderaugen blicke — Kinder gehören nicht in Euer großes Rom." —

Tiberius ahnte ungefähr den tieferen Sinn ihrer Worte, die seine Neugier erregten. Trotzdem fragte er sie, mehr um zu prüfen, sie zu weiterem Sprechen zu veranlassen, als aus Interesse, warum sie ein Kinderauge traurig stimme.

Sie gab hierauf jedoch keine Antwort, frug den Knaben, wie er heiße, ob er brav sei, streichelte ihm die Wange und wischte ihm mit ihrem Tuch über den etwas feuchten offenen Mund.

Der Kaiser, der es nicht gewohnt war, daß man eine seiner Fragen einfach ignorirte, runzelte die Stirn und fragte sich ärgerlich, warum er diese doch höchst abgeschmackte Scene nicht unterbräche.

Doch nun erhob sie wieder ihr Auge, das von einem feuchten Schimmer beseelt schien. „Verzeihe Herr," sagte sie leise, „ich hatte in Deutschland einen Bruder, diesem Kinde ähnlich — es ist nur — weißt Du," — sie schluckte ihre aufquellende Rührung hinunter und sagte dann, sich bescheiden fassend, mit veränderter Stimme: „Hattest Du eine Frage an mich gerichtet, Herr?"

Der Kaiser sah sie finster an, um zu prüfen, welchen Eindruck dies auf sie mache.

„Ja — was willst Du denn eigentlich hier?"

stieß er barsch heraus. Sie schien diese Frage nicht recht zu verstehen und beugte lauschend den Kopf vor.

„Ja — und Du Herr?“ gab sie harmlos zurück.

Der Cäsar traute seinen Ohren nicht. Er sah sie starr, strafend an.

„I . . . ch?“ sagte er gedehnt mit drohender Betonung. Dann nach einer Pause, in der er sie mißtrauisch fixirt, lachte er zornig vor sich hin, brach mitten im Gelächter ab und fuhr ernst, als wolle er dem Scherz, der denn doch zu weit ging, endlich ein Ziel setzen, fort: „Du bist entweder die Schlauste der Schlauen, oder die unbeholfenste Bärin, die je einem deutschen Eichenwald entlaufen.“ —

„Doch darfst Du mir deshalb nicht zürnen Herr,“ entgegnete sie ein wenig verlegen, mit ungekünstelter Bescheidenheit.

Der Kaiser beobachtete ihr leises Erröthen aufmerksam und hatte schon den barschen Ausruf: — „Schweige bis Du gefragt wirst“ — auf den Lippen. Doch brachte er es nicht über sich, sie hart anzufahren, da ihm ein Etwas, das aus ihrem Wesen auf ihn überging, Ehrfurcht abnöthigte.

„Willst Du mir vor allen Dingen sagen, wer Dich hierher gebracht hat?“ fragte er sie im Ton eines Richters, der die Missethat des Delinquenten genau kennt und denselben daher mittelst ironischer Kälte zum Geständniß bringen möchte.

„Ich diente im Hause Sejans,“ entgegnete sie ein wenig verletzt.

„So hat Dich Sejan hier her geführt?“ sagte er aufhorchend.

„So ist's!“

„Und warum geschah dies?“ — fragte er weiter, von dem Hauch der Kränkung, der in ihrer Stimme bebte, nicht unangenehm bewegt.

„Wenn Du ihn gefragt haben wirst,“ entgegnete sie ein wenig trotzig, „wirst Du mir's vielleicht mittheilen —“

„Was? Du weißt nicht warum Sejan,“ — begann Tiberius, brach dann ab und setzte dringender hinzu: „Er muß Dir doch irgend einen Grund, warum er Dich hergeführt, angegeben haben?“

Sie schüttelte den niedergebeugten Kopf, umfaßte mit zwei Fingern den Sitz der Steinbank und sah verstimmt auf ihre nackten Fußzehen, die unterm Gewand hervor sich im Marmor spiegelten.

„Wie kamst Du hier her," examinirte der Kaiser weiter.

„Er ließ mich in einer Sänfte hier her bringen," murmelte sie gelangweilt, als sei sie es müde zu antworten.

Tiberius, dem diese völlige Rücksichtslosigkeit und Nichtachtung seiner Weltstellung imponirte, fand, daß der schmollende Zug, der ihre Lippen vorwölbte, dem Gesicht einen eigenen Reiz von Selbstgefühl und weiblicher Unnahbarkeit gäbe.

„Und sonst hat er Dir gar nichts gesagt? — Was Du thun solltest?" fuhr er nach einer Pause fort.

„Ja" —

„Und?" —

„Daß der Kaiser hier vorüber käme und daß ich ruhig sein sollte und da wartete ich und dann schlief ich ein!" stieß sie mit naiver Hast hervor.

Tiberius betrachtete einige Zeit den niedergebeugten Kopf des Mädchens, der zur Seite geneigt entschiedene Unzufriedenheit andeutete.

„Siehst Du diesen Ring an meinem Finger?" frug er sie dann und reckte ihr seine starke Faust entgegen.

Ja, Herr" — sagte sie aufsehend, immer noch jenen eigensinnigen beleidigten Zug in den Mienen.

„Er gehört Dir, wenn Du mir genau angeben kannst, warum Sejan Dich hier in dies Gemach bringen ließ“ — setzte er hinzu.

„Dann mußt Du Deinen Ring behalten,“ — warf sie kurz hin, mit den Fingern den kalten Marmorsitz beknetend und die Zehen unter das Gewand ziehend.

„Weib!“ fuhr Tiberius heftig auf, „besinne Dich.“ —

„Besinnen?“

„Auf das, was Dir Sejan gesagt?“

Der herbe Ton des Kaisers schien sie nicht zu erschrecken, nur zu verwundern.

„Zürnst Du Herr?“ lautete ihre Antwort, bei der sie den Kopf aufmerkend hob.

Diese eigenthümliche, von einem leichten Tadel durchzitterte Frage übte eine beschämende Wirkung auf den Herrn der Welt aus. Es war ihm, als klänge aus dem Tadel eine Art der Ironie, die ihm bisher unbekannt geblieben, eine gewisse sich über das Leben emporschwingende und doch tief schmerzliche Heiterkeit.

„Ich glaube, Du belügst mich?“ sagte er daher, nicht in anklagendem Ton, sondern leise, dumpf, mit sich selbst uneins.

„Lügen?“ erwiderte die Germanin verächtlich lächelnd und seufzend zugleich, „ihr Römer übertrefft uns germanische Bären in allen schönen Künsten. Wenn Du schöne Lügen bewundern willst, mußt Du Dich nicht an mich wenden.“ —

„Du sagst immer die Wahrheit?“ durchkreuzte er ihr mit höhnischem Gesichtsausdruck die Worte.

„Ich hoffe!“ versetzte sie, seinen spöttischen Ton nachahmend.

„Wenn es aber gefährlich ist die Wahrheit zu sagen?“

„Dann sag' ich sie erst recht?“

„Warum?“

„Weil es stets am Gefährlichsten ist, die Unwahrheit zu sagen!“ entgegnete sie ruhig.

„Doch wohl nicht immer,“ meinte er.

„Ich ziehe wenigstens,“ bemerkte sie trocken, „das Uebel, das aus der Wahrheit folgt, dem Wohl, das die Unwahrheit geben könnte, vor.“

„Wo hast Du das gelernt,“ — fuhr er sie an.

„Gelernt?“ sagte sie ebenso barsch. „Muß man Etwas lernen, um es zu wissen? Ihr Römer freilich“ — —

„Nun? wir Römer.“ —

„Lernt nur von euren Weisen, uns Germanen

murmeln Wald und Quelle, Nachtigall und Mond gar manches zu, was nicht in euren Büchern steht."

„Hem! Mädchen, vielleicht beneide ich Dich um diese Lehrmeister," erwiderte er nach einer Pause, „trotzdem muß ich gestehen, daß ich Dir noch nicht ganz traue. Doch laß ich gleich jetzt die Warnung einfließen, daß es sehr gefährlich ist mit mir zu spielen, sich mittelst Heuchelkünsten in mein Vertrauen eindrängen zu wollen. Daß ich Dich übrigens einer so langen Unterredung würdige, kommt daher, weil ich vermuthe, daß Du das vielleicht unschuldige Opfer eines frechen Streiches bist, weil ich hinter Dir eine zerstörende Maschine suche, die Du als gutgemalte Coulisse verbirgst — gestehe nun noch — hast Du gar keine Ahnung, davon was Sejan damit bezweckte, Dich hier her zu senden?"

„Ahnung?" gab sie träumerisch fragend zurück.

„Ja — Vermuthung — meine ich!" — half er ihrem Gedächtniß nach.

„O — die wohl!" sagte sie achselzuckend, und nicht aus Furcht, eher wie aus Hohn und Zorn etwas bläßer werdend.

Der Cäsar lauschte gespannt, indem er einen Schritt vom Thürpfosten weg näher trat.

„Nun?“ ermuthigte er sie, so freundlich wie möglich.

Sie vorzog die Lippen zu einem sehr verächtlichen Lächeln, sah zur Seite, zuckte einmal höhnisch mit den Lippen, als wollte sie reden, schwieg dann aber. Beide regten sich nicht, der kleine Antonius starrte sie Beide an, sie schien ein Zittern zu unterdrücken und erblaßte noch tiefer.

„Ich denke, man will, ich solle Dir gefallen,“ lispelte sie auf einmal, wie spottend, wie von mühsam niedergehaltener Entrüstung durchbebt.

Der Cäsar hob, als habe man ihm eine stark die Geruchsnerven belästigende Essenz unter die Nase gehalten, den Kopf. „Ach! da haben wir's,“ rief er sich zu. Sein Verdacht wuchs und doch mochte er das Benehmen dieses Weibes nicht für Verstellung halten, jeder Ton ihrer Stimme athmete Wahrheit.

„Und woraus schließest Du das?“ fragte er gespannt.

Sie zuckte wieder die Achseln.

„Nun aus Allem — aus Sejans Rathschlägen, Bemerkungen“ — sagte sie mit einer Lippenbewegung, als wolle sie einen ihr widerlich schmeckenden Gegenstand ausspeien und nahm wieder ihre natürliche Gesichtsfarbe an.

Der Kaiser beobachtete sie schärfer.

„Und Du? — willst Du mir gefallen?“ stieß er, wie gebannt, ohne sich zu regen heraus, absichtlich seinen Worten keine strenge, aber auch keine freundliche Klangfarbe gebend.

Sie wandte langsam, wie schläfrig den Kopf nach dem Sprecher, überflog einmal ruhig seine Gestalt von oben bis unten mit ihren jetzt stahlblauen Augen und sagte dann ruhig, fast mit einer Kälte die beleidigen konnte: „Nein, Herr!“

Der Kaiser trat an den Thürpfosten zurück.

„Du bist keine Schmeichlerin,“ lächelte er von der Neuheit dieses Freimuths erfrischt. „Warum aber sitzest Du denn hier?“

„Ich gehorche dem Befehl meines Herrn.“

„Und warum möchtest Du mir nicht gefallen?“ fragte er, milder lächelnd als je zuvor.

Sie sah ihn groß an, als wolle sie seinen Zorn herausfordern.

„Weil Du Keinen liebst und von Keinem geliebt wirst,“ sagte sie ruhig.

Der Kaiser wandte fast erschrocken den Blick von ihr ab, wollte entgegnen, schwieg jedoch. Dann erhob er sich langsam von dem Marmorpfosten, an welchem er gelehnt und sagte mit

unsicherer Stimme zu dem, die beiden immer noch anstarrenden Antonius: „Was thust Du hier, fort in das Badegemach, ich folge gleich.“ —

Dann, als Antonius eilig davon lief, schlug er mit leise zitternden Fingern und sehr düster aufeinandergepreßten Lippen die Falten seines Morgenwandes zusammen und kehrte sich langsam der Thüre zu. Dort angekommen, warf er einen stumpfen Blick zurück auf das Mädchen, wie er im Auge der aus einem langen Schlaf Erwachenden geistesabwesend starrt.

„Dein Name?“ fragte er zerstreut.

„Thusnelda,“ sagte sie, sich erhebend.

Dann wandte er sich wieder sinnend der Thüre zu, drückte mit der einen Hand sein Gewand an den Leib und suchte mit der andern hastig die Spalte des Vorhangs, die er nicht finden konnte.

„Nun Thusnelda, wir sehen uns vielleicht bei Deinem Herrn wieder,“ brummte er mürrisch vor sich hin, ohne sich nach ihr umzusehen und schritt in das anstoßende Badegemach. Dort stand er einige Zeit vor dem in den Fußboden eingelassenen Marmorbassin, dessen heißes Wasser ihn in blaue Wolken einhüllte, als schaue er in einen kleinen Krater hinab. Er sah träumerisch auf den Mosaik-

neptun, der unter dem Silbergeblink der Wellen verschwommen zitterte, als rege sich Leben in seinen bunten aus Würfeln zusammengesetzten Gliedern. Der Duft der blauen Dampfwolken, die sein Gewand befeuchteten, erregte des Kaisers Phantasie und stimmte ihn mild. „Da hättest Du ja gefunden," sagte er sich mit feinem, sich selbst verspottendem Lächeln, „nach was Du so lange suchtest — ein wahres, einfaches Menschenherz — doch pah!" setzte er sich selbst zurechtweisend hinzu, „dergleichen giebt's nicht! Wie oft glaubtest Du schon ein solches Herz, einen solchen wärmenden Ofen für den Winter des Throns entdeckt zu haben und verbranntest Dich schmählich an einem Haufen glühender Schlacken." Dann überdachte er nochmals die eben durchlebte Scene. Das Mädchen trat ihm immer räthselhafter vor's innere Auge, je mehr er sich bestrebte ihre Eigenart zu ergründen. Ohne, daß es ihm anfangs klar zum Bewußtsein kam, versenkte er sich in die intimsten Einzelheiten, sowohl ihrer Worte, als ihrer Mienen. Manchmal mußte er sein Gedächtniß anstrengen, da ihm eines ihrer Worte entfallen, dann wieder peinigte er seine Phantasie, um sich einen Blitz ihres Augs, eine Regung ihrer Lippen

neu zu vergegenwärtigen, aber dieser reproducirenden Geistesanstrengung wohnte ein geheimer Genuß inne, den peinlichen Eifer, mit dem er die Art ihres Benehmens, das stimmungsvolle Arom ihres ganzen Wesens nachkostete, erwog, prüfte, würzte ihm ein behaglicher phantasiebelebender Beigeschmack. Es ward glätter, ruhiger in seiner Gedankenwelt, wenn er an das Weib dachte, dessen Erscheinung er von jedem irdischen Wunsch ungetrübt, wie Mondschein auf sich wirken ließ. Der Schritt des Badedieners weckte ihn aus seinem Sinnen. Er sah sich um. Der aufschwebende Duft des parfümirten Badewassers durchtränkte den glänzenden Raum mit einem köstlichen blauen Nebel. Durch diesen, das Athmen zur Götter-Wonne erhebenden Nebelduft zitterte vom Oberlicht herab, der Sonnenstrahl in gedämpftem, feuchtem Gold, als hielt er sich kaum für würdig, die spielenden, hüpfenden Reflexe der Wellen aus dem Bassin an die farbenstolzen Gemälde der Wände zu zaubern. Tiberius setzte sich auf den Metallstuhl, der sich vor dem Bassin mit seinen Klauenfüßen in den Boden krallte und legte sein Gewand ab, wobei ihm Antonius und noch ein zweiter Diener behülflich war. Die beiden Diener schlichen

geräuschlos einher, legten die Gewänder zur Seite, stellten die Salbebüchsen zurecht. Als Tiberius sein Obergewand abgelegt, stand er auf, um die Marmorstufe herab in's Bassin zu steigen.

„Herr —“ wagte Antonius verwundert mit seiner kindlichen Stimme auszurufen.

Tiberius wendete sich nach ihm um.

„Ei — Du — Du willst doch noch nicht in's Wasser —?“ stieß der Kleine ganz entsetzt heraus, einen bezeichnenden Blick über seines Herrn Gestalt gleiten lassend.

Der Kaiser merkte, an sich hinabblickend, nun erst, daß er noch gar nicht völlig entkleidet war.

„Ach, so,“ murmelte er, lächelte und schritt wieder zur Bank zurück. Er war wirklich zerstreut, denn er hatte darüber nachgedacht, welchen Zweck Sejan dabei verfolge, ihm diese „Thusnelda“ so absichtlich vorzuführen, wie ein Parade-Cirkusroß. Diese quälende Frage umspann des mißtrauischen Fürsten Gemüth, wie das bleibeschwerte Netz den Leib eines Netzfechters; es war ihm, als könne er die Arme nicht mehr heben. Ahnte der Minister die Einsamkeit seines Herrn und wollte er ihm in außergewöhnlicher Sorgsamkeit eine Zerstreuung, eine angenehme Unterhaltung bieten? Sejan liebte

ihn ja! doch besann er sich: Das wäre jedenfalls unklug, da dem Günstling alsdann leicht sein Einfluß geschmälert werden konnte. Sejan mußte wissen, wie oft Fürsten sich von ihren Geliebten lenken lassen. Sejan! der schlaue Sejan? Nein! so selbstsuchtslos ist kein Günstling, nicht einmal ein Sejan! dahinter mußte sich Wichtigeres verbergen! — Oder stand jenes Weib mit Sejan im Bunde? Wollten sie den Kaiser in Gemeinschaft beherrschen? Nach Allem zu schließen war die letzte Vermuthung die richtige und Tiberius fühlte, wie das bleierne Netz zuzog, wie die knotigen Maschen ihm den Athem raubten. O Menschengeschlecht, von welchem Katzenpaar stammst Du? Wie kannst Du nur so wenig Menschenkenntniß zeigen, rief er sich entrüstet zu. Warst Du denn blind? Du, der doch sonst die Seelen zu durchschauen versteht? Du siehst doch deutlich, daß das Weib eine ganz gewöhnliche Dirne ist; die schön gemalte Coulisse, hinter der sich die zerschmetternde Maschine versteckt; der goldene Becher, in dem man mir das Gift reicht! Wie? hast Du nicht bemerkt, daß ihr ganzes Benehmen auf den Effekt gestellt war? Ihr Lächeln? Ihre Entrüstung? daß diese Einfalt studirt, diese kindische

Offenheit, ja Frechheit im Aussprechen unangenehmer Wahrheiten berechnet war? Er überlegte weiter, obwohl sich sein Inneres gegen diese Reflexionen auflehnte. Du hast es hier mit einer vortrefflichen, ja interessanten Schauspielerin zu thun, sucht er sich zu täuschen, die wohl von Sejan erfahren hat, daß Du des beständigen Geschmeichel's, Gestreichel's und Kriechens Deiner Umgebung satt, einmal nach derber aufrichtiger Kost verlangst! Und sie gab sie Dir. Sie würde noch beißenderes Gewürz beigemischt haben, wenn Du es gewünscht. Hem! Diese Person ist wahrlich so interessant, daß es sich der Mühe lohnte, sie längere Zeit zu beobachten, denn offenbar gehört Talent dazu, so gut zu spielen. Als das kalte, die Haut reinigende Schabeisen, von der Hand des Antonius geführt, über des Kaisers Rücken glitt, hielt er einen Augenblick in seinen Ueberlegungen inne.

„Könnte er mir nur auch den Gedankenstaub und Gefühlsschweiß von der Seele, statt von der Haut schaben," murmelte er vor sich hin und grübelte dann über jene verächtliche Miene nach, mit welcher sie ihm gesagt: sie wolle ihm nicht gefallen! Dann fragte er sich, indem er seinem

Mißtrauen mißtrauend, sich über dasselbe lustig zu machen suchte: „Nu? War das auch Verstellung? Kann sein! Vielleicht auch nicht," beantwortete er diese Frage, seine Zweifelsucht wahrhaft ingrimmig hassend. Ich wünsche, ein Gott gäbe mir hierüber Aufschluß, dachte er. Doch warum ist mir dies so wichtig? fragte er sich erstaunt und antwortete sich: weil ich Sejans Inneres dadurch ergründen möchte, auf die Gemüthsart des Weibes kommt es hierbei nicht an. Und doch fühlte der vergötterte Cäsar ein gelindes Unbehagen, als er sich ihren gleichgültigen Blick in's Gedächtniß zurückrief, mit dem sie ihn überflogen, als sie jenes kalte „Nein" ausgesprochen. Die ewigen Götter lügen, wenn der Blick Verstellung war — doch warum sich über diesen Blick ärgern? Und er lächelte. Der Blick war ja so selbstverständlich — er! fast ein Greis! wie konnte er einem jungen ehrlich fühlenden Weibe gefallen. Zeigten sich nicht schon Runzeln auf seiner Stirn? Litt er nicht an entzündlichen Anschwellungen der Gesichtshaut? Und warum sich überhaupt über ihre Nichtachtung seiner Würde den Kopf zerbrechen, was kümmerte es ihn, ob irgend wo der Schatten

einer Null Notiz von ihm nahm oder nicht? Und wäre es nicht eines Tiberius unwürdig gewesen, ihr zu zürnen, weil der Purpur ihn in ihren Augen nicht verjüngte? Die Krone seine Runzeln ihr nicht begehrenswerth machte? Die Römerinnen freilich — ja! aber dürstete er denn nicht nach Aufrichtigkeit? Wenn sie ihn verliebt angelächelt und geschworen er sei schön wie Adonis — hätte er sie achten können? Würde er sie nicht verächtlich zur Thür hinausgewiesen haben? Schließlich hatte sie ja auch mit ihrer letzten, belächelnswerth naiven Bemerkung recht: — „daß er von Keinem geliebt würde“ — aber er ließ rasch diesen herzzerfressenden Gedanken fallen, als habe er statt seines Elfenbein-Scepters aus Versehen eine kalte Schlange ergriffen, und tadelte sich, daß er von seinem anfänglichen Gedankengang abgekommen sei. Es handle sich hier ja allein um Sejans Treue — und jetzt weckte ihn ein knirschendes Klingen, Glassplitter tanzten auf den Marmorfließen — Antonius stieß einen Schreckenslaut aus! Der Kaiser hatte ihm, eine heftige Armbewegung ausführend, das gläserne Salbfläschchen aus der Hand geschleudert; die theure babilonische Salbe floß auf dem Boden, gerade über die Mosaik-Wange eines Amors.

„Laß nur liegen," sagte der Kaiser mit nervöser Unruhe, als sein griechischer Leibarzt Charikles in das Badegemach trat, der stets unangemeldet vorgelassen wurde. Der würdige alte Arzt verbeugte sich, umspannte seines Gebieters Handgelenk, den Puls zu fühlen und erkundigte sich dabei nach dessen Schlaf.

„Dein Puls geht ein wenig rasch, hoher Herr," sagte er in seiner rauhen, tadelnden Art, deren Offenheit er es verdankte, daß der Kaiser ihn bevorzugte.

„Kann sein," warf Tiberius flüchtig erröthend hin und entzog ein wenig hastig sein Handgelenk den Fingern des Arztes.

„In Deinem Alter darf man sich nicht aufregen," brummte der Arzt, „muß sich Ruhe gönnen."

„Ruhe?" lachte Tiberius, „wo soll ich die hernehmen? Sollte ich etwa Oberpriester werden?"

Der Arzt lachte.

„Das gerade nicht," meinte er, „aber weißt Du hoher Herr — es giebt ein Mittel, das Dir Ruhe bringt und Dich zugleich erfrischt —"

„Nun?"

„Schenke Deine Neigung einem nicht zu jungen, gemüthvollen Weibe — und —"

Er brach ab, da ihn ein äußerst eigenthümlicher, ungnädiger, fast wilder Blick aus Tiberius Auge getroffen.

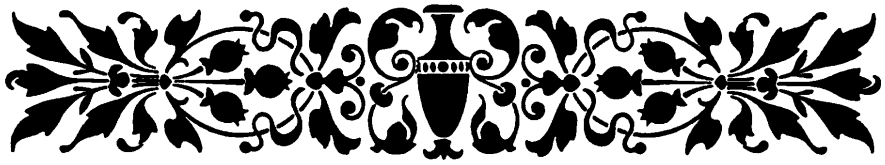
„Ich bitte, verlaß mich," sagte Tiberius finster, „Du siehst — ich bin entkleidet — ich will baden —"

Der Arzt schwieg und wendete sich zum Gehen.

„Zürnst Du mir Herr?" fragte er an der Thür stehend.

Tiberius blickte ihm prüfend in's Auge.

„Später sollst Du das erfahren," sagte er nicht barsch, eher milde, schritt die Marmorstiegen des Bassins hinab und tauchte langsam seinen noch immer sehr kräftigen Leib in die behaglich-warm duftende Flüssigkeit, die ihn wie die Götterluft des Olymps von allen Seiten schimmernd umschmiegte.



III.

Drusus war erwacht und saß in seinem Ankleidezimmer, durch dessen offenen Thürvorhang man in seinem Schlafzimmer das reichverzierte Bett sah. Der Prinz hatte sich am Tag vorher im Wettfahren geübt, das er nur allzu leidenschaftlich liebte, hatte sich dabei ein wenig die Hand verstaucht und ließ daher an seiner Umgebung heute Morgen seinen Aerger aus. Er saß, ganz in einen weißen Frisiermantel gehüllt, auf dem vergoldeten Sessel, wie die Statue der Schlemmerei, schwerfällig, laß. Manchmal entschlüpfte seinem Mund ein Rülpsen, ohne daß er nur die geringste Anstrengung gemacht hätte, dasselbe, wie es der Anstand verlangt, zu unterdrücken. Vor ihm blinkte ein großer Spiegel, in dem er vorgebeugt eifrig sein dickes, flaumbart-

umsproßtes Gesicht studirte, das ihm träg und verschlafen aus der kupferbraunen Fläche entgegenstierte. Doch hielt er diese seine Züge sehr hoch. Es kam zuweilen vor, daß er stundenlang vor dem Spiegel saß, sich beäugelte und wenn er heiterer Laune war, vor sich hin sang: „O Drusus, Drusus, wie schön bist Du.“ Natürlich wagte es Niemand, ihn in dieser Illusion zu stören. In diesem Augenblick bemühte sich sein Diener und Liebling Lygdus die graue verlebte Farbe seines fürstlichen Antlitzes in eine frische, gesunde umzuwandeln. Lygdus kannte die despotisch rohe Launenhaftigkeit seines Herrn und mußte seinen ganzen Scharfsinn aufwenden, um aus den fünfzehn verschiedenen Salbfläschchen, Schminkschalen und Parfümbüchsen, die auf einem Seitentische standen, immer die richtige Mischung zu treffen, da sein Herr ihn genau überwachte.

„Hier, hier,“ murmelte der Prinz, sich zum Spiegel beugend, „hier an der Wange ist noch eine graue Stelle — und hier diese Warze könntest Du mir wegschaffen —“

„O sogleich Herr,“ flüsterte Lygdus besorgt, ergriff den Pinsel, tauchte ihn in die Salbschale und bemalte seines Herrn Wange mit einer ängst-

lichen Aufmerksamkeit, als hinge der Untergang Roms von einer falschen Farbennüance ab. Lygdus, über dessen Verhältniß zu seinem Herrn in Rom die seltsamsten Gerüchte umliefen, besaß jene seiltänzerhafte Schönheit, stutzerhafte Schmiegsamkeit und übertriebene Höflichkeit, die auf einen Charakter schließen ließ, dem Ehre oder Gemüth so wenig innewohnte, als einem Pflasterstein Gold. Man sah allen seinen demüthigen Bewegungen, seinen immer scheuen unterwürfig-verdrehten Augen an, daß er nur auf die Gelegenheit wartete, diese Demuth und Unterwürfigkeit in ihr Gegentheil verwandeln zu können. Jede seiner Fingerbewegungen, jedes Emporziehen seiner dichten Augenbrauen schien zu sagen: Du darfst mich prügeln, treten, anspeien, wenn Du mich nur gut bezahlst. Sein Herr schien ihn zuweilen mit Wohlgefallen zu betrachten, ja lächelte ihn zuweilen mit Zutraulichkeit an, was ihn bewog affektirt zu schmunzeln oder sentimental die Augen zu verdrehen. Dabei ließ sich nicht leugnen, daß er eine gewisse alltägliche Regelmäßigkeit der Gesichts- und Körperbildung besaß, die unkünstlerisch veranlagte Augen für schön halten mochten. Als nun eine junge Sklavin eintrat, die auf einer

Silberplatte das Frühstück brachte, schnitt Lygdus hinter dem Rücken seines Herrn, während er ihn kämmte, alle möglichen Fratzen, um hierdurch die Aufmerksamkeit des Mädchens zu erregen. Als er bemerkte, daß Lydia, während sie die Speisen ordnete, ob dieser Gesichtsverzerrungen wirklich ein Lächeln unterdrücken mußte, steigerte der freche Gesell den Uebermuth seiner Grimmassen. Einmal deutete er grinsend von oben herab auf eine kahle Stelle des prinzlichen Schädels, und als Lydia ihm einen ermunternden Blick zuwarf, unterstand er sich eine burleske Geberde auszuführen, als beabsichtige er seinem Herrn von hinten eine Ohrfeige zu versetzen.

In diesem Augenblick fragte der arglose Prinz, ob seine Gemahlin schon aufgestanden sei? Lygdus gab seinen Zügen mit einer Geschwindigkeit, als seien sie aus schmelzendem Wachs geformt, sofort den Ausdruck tiefster Ergebenheit.

„Sie ist aufgestanden," sagte er bescheiden, blinzelte aber doch verstohlen zu Lydia hinüber.

„Was hältst Du eigentlich von meiner Gemahlin?" fragte der Prinz vertraulich.

„O Herr," stieß Lygdus ganz entsetzt heraus

im Kämmen innehaltend, „wie dürfte ich mir ein Urtheil erlauben —“

„Sieht sie nicht jetzt schon aus wie ein Leichnam —?“ fragte der Prinz, den Frisirmantel wohlgefällig um seine Kniee schlagend.

„Es läßt sich nicht leugnen, daß sie sehr leidend ist“ bestätigte Lygdus seufzend und grinste darauf höhnisch dem Mädchen zu, als wollte er sagen: Der da vor mir ist ein rechter Dummkopf.

„Sie wirft zuweilen Blut aus — wie?“ fuhr Drusus fort.

„Ich glaube sie thut es,“ seufzte der Grieche wiederum, während die Sklavin, um länger bleiben zu können, das Frühstücksgeschirr von neuem umordnete.

„Lygdus, ich fürchte, sie fährt bald ab —“ meinte sein Herr, den nun das Schlucken befallen.

„Sehr möglich,“ stöhnte der Diener, dabei auf eine so komische Art das Schlucken seines Herrn, das gallertartige Zittern seines von den Stößen des Zwerchfells erschütternden Leibes nachahmend, daß Lydia sich abwenden mußte, um nicht laut herauszuplatzen. Dann eilte sie rasch davon.

Der Grieche begann seines Herrn Haare mit

dem ~~glühenden~~ Eisen zu kräuseln. Dann ging der Prinz auf ein anderes Thema über.

„Weißt Du etwas Neues von Sejan?“ fragte er.

Lygdus lächelte süßlich, indem er sich niederbeugte, damit der Prinz im Spiegel auch seine kriechende Miene bewundern konnte.

„Ich glaube, Herr, er macht sich kalte Aufschläge auf seine Wange,“ kicherte er im Ton schmeichlerischster Ehrfurcht.

„Ho, ho, ho,“ lachte der Prinz hohl auf, das wird er wohl. Beim Zeus ich traf ihn gut. Was glaubst Du aber Lygdus — 'mal im Ernst geredet — Du weißt ich vertraue Dir —“

„O!“ stieß der Grieche heraus, mit einer tremolirenden Betonung, als wolle er andeuten, daß er dies Vertrauen zu schätzen wisse.

„Weißt Du,“ fuhr der Prinz fort, „ganz unter uns — ich habe manchmal den Schlag bereut.“

„Bereut?“ frug der Diener, der eben ein ergrautes Haar von seines Herrn Scheitel entfernte.

„Ja! dieser Sejan ist ein unheimlicher Mensch,“ erwiderte Drusus, dessen Mienen wirklich einen besorgten Ausdruck zeigten. „Mein Vater thut, was

ihm Sejan befiehlt, und ich hab' mich da in eine unangenehme Stellung gebracht durch meine Schlagfertigkeit —"

„O, das hat doch nichts zu sagen," meinte der Diener gleichmüthig, indem er seines Herrn Kopf pomadisirte.

„Meinst Du wirklich?" entgegnete Drusus im Spiegel, des Dieners Gesichtsausdruck studirend.

„Herr glaub mir, Sejan ist feig" — warf der Haarkünstler hin.

„Woraus schließest Du das?"

„Hätte er sonst, nachdem Du ihm mit so bewunderungswerther Tapferkeit seine untergeordnete Stellung angedeutet, sich wie ein Hund in seine Hütte verkrochen?"

„Hem!" machte Drusus nachdenkend.

„Sejan ist feig," wiederholte der Diener, dem man ansah, wie wenig wahren Antheil er am Schicksal seines Herrn nahm. „Ein Tapferer würde nach dieser Beschimpfung ganz anders gehandelt haben. Der hätte das Schwert gezogen. Aber Sejan — übergeht er nicht die ganze Sache mit Stillschweigen? Warum beunruhigst Du Dich also? Wie soll Dir Sejan schaden? Du bist der Thronfolger, er — im Grunde ein

Schatten, der sich geberdet als sei er ein Licht!"

Hierauf unterdrückte er ein Gähnen, schlenderte zum nächsten Tisch und vertauschte seine kleine Bürste nachlässig mit einer größeren.

„'s ist mir aber doch ärgerlich, daß ich mich zu jener Züchtigung hinreißen ließ," begann Drusus von neuem, „gerade das Schweigen des Kerls ist mir verdrießlich — ich wollt', er hätte damals das Schwert gezogen, mich irgendwie seinen Zorn merken lassen, diese geheimnißvolle Ruhe, fürcht' ich, ist der Deckmantel noch geheimnißvollerer Pläne. . . ."

„Aber Herr," fiel Lygdus mit sanftem Vorwurf ein und nahm dem Prinzen den Frisirmantel von den Schultern.

Der Prinz erhob sich, eine Bürste ergreifend, mit der er sich ohne eigentlichen Zweck über die Haare strich, um eine gewisse Unruhe zu verbergen, die sich seiner ganzen Gestalt bemächtigte.

„Sicherlich brütet er jetzt Rache," murmelte er unwirsch vor sich hin.

Der Grieche, der seinen Herrn höchst kaltblütig beobachtete, sah, wie dessen Gesicht vor Aufregung zuckte, welches Zucken gar nicht recht zu der

aufgeschwemmten Fülle dieses Gesichts stimmen wollte. „Ach,“ dachte der schlaue Diener, „es geht ihm ein Gedanke im Kopf herum, er braucht mich; wir wollen sehen, wie „Viel“ wir dabei 'rausschlagen!“

Dann schritt Drusus hastig durch's Zimmer, stieß mehrere Stühle bei Seite, rückte an einem Candelaber und schielte dabei von Zeit zu Zeit mit halbgeöffneten Lippen auf den niedergebückten in einer Wanne die Kämme waschenden Griechen.

Als Letzterer sein Werk beendet, that er, als wollte er sich langsam entfernen. Sein Seiltänzergesicht, dessen Regelmäßigkeit ohnehin langweilig war, nahm jetzt jenen Ausdruck stumpfen Schmachtens an, der den Genüßlingen eigen zu sein pflegt.

„Hörmal“ — rief ihm der Thronfolger zu und blieb wieder unschlüssig vor dem Spiegel stehen.

Der Grieche wandte sich ehrfurchtsvoll lauschend zu dem ihm den Rücken zu Kehrenden.

„Herr —?“ lispelte er, indem sein elfenbeinweißes Gesicht noch bleicher ward.

„Dieser Sejan — —“ stotterte Drusus, sah sich einmal rasch um und preßte dann die Lippen

auf einander, als habe er vergessen, was er sagen wollte.

Dann strich er sich eifriger mit der Bürste über den Kopf und betrachtete vorgebeugt im Spiegel angelegentlich ein Wärzchen seiner linken Wange. Dabei zitterte wieder die Gallertmasse seiner Züge wie von innerlichen Krämpfen befallen.

„Du weißt, Lygdus, daß ich Dich stets begünstigte," hob er von neuem nachlässig an, „daß ich Dich gut behandelte, ja Dir zugethan bin —"

„Und Du weißt, daß ich Dir dankbar bin," entgegnete der Sklave so herzlich als es seine etwas harte Stimme erlaubte.

„Besitzest Du noch die Kette, die ich Dir vor drei Monaten gab?" erkundigte sich der Prinz jovial lächelnd.

Der Diener spitzte die Ohren, im Stillen denkend: „'ne höchst lumpige Kette!"

„Sie ist mir ein werthes Andenken —" versicherte er indeß laut.

„Und wie geht es mit dem Roß, das ich Dir vor acht Tagen schenkte?"

„O, es ist munter," bestätigte der Diener lächelnd, der ahnte, was sein Herr damit bezweckte, ihn an erwiesene Wohlthaten zu erinnern.

„Nun mein Lieber," sagte Drusus gutmüthig, „ich werde nächstens Dein Haus besuchen, jenes am Janikulus — weißt Du? Das ich Dir schenkte?"

Er wandte sich vom Spiegel ab.

Der Grieche fand nicht gleich eine Antwort, da ihm der angekündigte Besuch seines Herrn sehr ungelegen kam. Das geschenkte Haus hatte er bereits vortheilhaft verkauft und ein neues glänzend eingerichtetes bezogen. Indessen lächelte er nun geschmeichelt und rief: „Ach Du machst mich glücklich mein Gebieter —" und verstärkte hierauf dies Lächeln bis zum schwärmerischen Strahlen.

Drusus hatte den Spiegel verlassen und war, hastiger athmend, unstet um sich blickend auf seinen Günstling zu geschritten.

„Sieh mal — sieh mal, Du! he? gefällt Dir dieser Ring da? he?" sagte er dann im gemeinsten Stallknechtston mit belegter Stimme, dem Griechen seine fette Hand hin haltend.

„O — kostbar —" flüsterte entzückt der Gefragte, auf das funkelnde Kleinod die Augen niederschlagend und eine bewundernde Handbewegung ausführend.

„Hat einen Werth von 10,000 Denare," lachte

Drusus mit so heiserer Stimme, als sei ihm eine Gräte im Halse stecken geblieben, „na — mein Freund — der Ring ist Dein — hier — nimm —“

Er streifte erregt das blitzende Kleinod vom Finger und drückte es in die etwas magere Hand des Griechen, der sich anstandshalber sträubte, das Geschenk anzunehmen und, eine Miene tiefster Ueberraschung heuchelnd, einen Schritt zurücktrat.

„Du beschämst mich — es geht nicht — ich darf nicht,“ stammelte er dann verschämt.

„Darfst nicht? was?“ fuhr ihn sein Gebieter an.

„Das verbietetet mir meine Rechtlichkeit, meine Liebe zu Dir —“ wandte der Andere erröthend ein.

„Ich befehle Dir's den Ring zu nehmen,“ fiel ihm sein Gebieter in die Rede.

Lygdus trat mit theatralischem Anstand, mit Armen und Beinen schlenkernd, mit erglühendem Gesicht einen Schritt vor in's Gemach.

„Herr,“ preßte er mit affektirtem Pathos heraus. Dann beugte er sich plötzlich nieder, ergriff begeistert die fette haarige Hand des Prinzen und drückte sie, seinen Eckel überwindend, wie von Dankbarkeit hingerissen, an seine Lippen. „Ja,

ich nehme den Ring" — hauchte er gefühlvoll „aber nur wenn — —"

„Nun?" lächelte der Herr gnädig „wenn?"

Der Andere hatte längst errathen, um was es sich hier handelte und schloß daher seinen Satz geheimnißvoll.

„Wenn Du mir erlaubst, daß ich Dir einen Gegendienst dafür leisten darf —"

„Ich nehme Dich beim Wort," stieß der Prinz leise, athemlos heraus und griff mit seiner dicken Hand in seines Dieners Kraushaar, wie ein Metzger, der die Wolle des Schafs prüft.

Lygdus erhob rasch den Kopf und sah dem Drusus fragend in die etwas ängstlich blickenden Augen.

Dieser neigte jetzt, nachdem er einen scheuen Blick um sich geworfen, den zusammengekniffenen Mund dicht an seines Kammerdieners Ohr und flüsterte: „Sejan muß —" dann brach er schwerathmend ab und führte eine ungeduldige schnickende Handbewegung dem Fußboden zu, aus, die nicht mißzuverstehen war.

Die Züge des Griechen veränderten sich wenig. Seine unter dem Kraushaar fast verschwindende, niedrige glatte Stirn legte sich in einige bedenkliche

Runzeln. Dann bließ er seiner Gewohnheit gemäß die Backen auf, während er mit der Zunge einen glucksenden Ton hervorbrachte. Im Ganzen gab er sich den Anschein, als ob die Sache sein Interesse kaum zu erregen vermöchte, er behandelte sie wie eine Bagatelle, nachlässig, von oben herab.

„Sterben?“ fragte er zögernd, als sei er nicht recht einverstanden mit der Angelegenheit.

Drusus fuhr bei diesem Wort rasch um sich und deutete mittelst Handbewegung und Fußaufstampfen an, man dürfe hier nicht so laut reden. Dann nickte er, da ihm im Augenblick die Stimme versagte und räusperte sich ärgerlich.

„Du thust ein gutes Werk, wenn Du den Staat von diesem Menschen befreist,“ brachte er dann hervor, „der Mensch liegt wie ein Joch auf dem Weltreich, und die Zeit ist vielleicht nicht fern, in der er, der jetzt der Herrscher des Herrschers ist, die Herrschaft völlig an sich reißt — was wird dann aus mir? Und was aus Dir? Du siehst, daß unser Beider Wohl davon abhängt, ob ich einst den Thron erbe, oder ob sich Sejan denselben mit seinen Prätorianern erobert“ . . .

Lygdus hatte während dieser Auseinandersetzung mit der Zunge geschnalzt und mit dem

Kamm, den er in der Hand hielt, wie gelangweilt auf seiner Wange getrommelt, als weile sein Geist bei ganz andern unwesentlichen Dingen.

„Hem — aber Dein Vater?“ wendete er nun vorsichtig ein, „was wird der thun, wenn es plötzlich heißt — Sejan ist todesverblichen? An Bauchgrimmen verstorben? Wie?“

„Das laß meine Sorge sein —“ entgegnete der Prinz, „vielleicht überzeuge ich meinen Vater leichter von Sejans Untreue, wenn letzterer nicht mehr existirt. So lang der Schuft lebt, sind mir Mund und Hände gebunden“ . . . .

„Hem! ich will mir's überlegen“ — murmelte der Diener, „das ist keine Kleinigkeit Herr — den ersten Mann des Staats schafft man nicht im Handumdrehen aus der Welt wie ne' Maus —“

„Die Sache eilt,“ meinte der Prinz.

„Ja! willst Du mir nicht einen Vorschlag machen — auf welche Art man etwa —“ flüsterte der Andere gedehnt.

Der Prinz wendete sich zum Gehen.

„Du führst so viel ich weiß einen gewandten Dolch —“ warf er hin.

„Sejan ist auch kein Stümper im Waffenhandwerk,“ setzte der Diener schläfrig überlegend

hinzu und hielt die Hand vor den gähnenden Mund, um anzudeuten, wie wenig ihm der Fall imponirte.

„Aber die Nächte sind finster in Rom," — meinte der Kronprinz, der schon den Thürvorhang ergriffen.

Der Grieche schüttelte den Kopf.

„Die Mamertinischen Kerker sind noch finstrer," sagte er matt lächelnd. „Nein Herr! Sejan besucht zuweilen Dein Haus. Wenn Du mir Gift verschaffst, will ich den Versuch wagen — auf Dolchstöße lasse ich mich nicht ein — dergleichen wird immer bald entdeckt — aber so ein harmloses Pülverchen unter die Speise gemischt —" er brach ab, zuckte die Achseln und gab seinem Gesicht den Ausdruck, als wollte er sagen: „wir könnten's ja mal versuchen!"

Der Prinz besann sich.

„Du hast nicht unrecht," sagte er dann, schritt an einen Wandschrank, öffnete denselben und drückte auf eine Feder, die ein geheimes Gefach aufspringen ließ.

Der Diener folgte mit gierigen Blicken diesen Manipulationen und athmete auf, als jetzt Drusus auf ihn zu kam und ihm ein glänzendes nußgroßes Silber-Büchschen in die Hand drückte.

„Hüte es wohl!“ flüsterte der Prinz, „es stammt noch von Kanidia her, die es für Augustus braute. Sieh! man öffnet hier oben! Ich werde Sejan nächstens zur Mahlzeit laden, gleichsam als wollte ich mich versöhnen, meine Uebereilung gut machen. Wir sprechen noch darüber, bei welchem Gang Du ihm dies nervenberuhigende Arzneimittel unter die Speisen mischst —“

Sobald der Grieche des Giftbüchschen in seine Tasche hatte gleiten lassen, veränderte sich seine Miene. Zuerst lächelte er vertraulich, dann zog er das Büchschen wieder aus der Tasche, öffnete es, beroch es und sagte: „Es duftet nach 10,000 Denaren, Herr — ich will's ihm schon eingeben, ich will schon!!“

„Herr, Herr,“ rief er dann dem weggehenden Prinzen laut und unziemlich keck nach.

Dieser, der schon den Thürvorhang weggezogen, drehte sich verwundert um.

„Nimm's nicht übel,“ schmunzelte Lygdus erröthend und rieb sein linkes Knie verlegen am rechten. „Du hast da noch einen Ring am Finger.“

Der Prinz, welchen der kameradschaftliche Ton ärgerte, den der Sklave plötzlich anschlug, wollte sich unwillig abwenden.

„Was fällt Dir denn ein?“ herrschte er ihm zu.

„Ach, mir fällt gerade ein, daß dieser Dein Ring an meinem Finger sich weit besser ausnehmen würde, als an dem Deinen,“ lachte der Andere unverschämt, der wohl wußte, welche Gewalt ihm der eben besprochene Plan über seinen Herrn gab.

„Du nimmst Dir zu viel heraus —“

„Herr ich denke: große Arbeit, großer Lohn —“

„Hab ich Dich nicht gut belohnt?“

„Hem! das reicht kaum, 'nen Seifensieder unschädlich zu machen,“ — meinte Lygdus die Nase rümpfend.

„Nun, wenn Sejan nicht mehr ist, sollst Du auch diesen zweiten Ring erhalten —“ lenkte Drusus ein.

Lygdus zog verdrossen die Mundwinkel in die Länge, wie ein Kind, dem man sein Spiel verdorben und murmelte dann mit finster gerunzelter Stirn, sich stolz aufrichtend: „Herr, ich glaube Sejan bezahlt besser, als Du —“

Drusus verstand den Sinn dieser Andeutung wohl. Er unterdrückte seinen Zorn, da er mit Entsetzen fühlte, wie sehr er sich jetzt von den

Launen dieses käuflichen Menschen abhängig gemacht, dem es nur ein Wort kostete, ihn in's Verderben zu stürzen. Ich war zu voreilig, tadelte er sich und sah dem höhnisch lächelnden Sklaven so wüthend ins Gesicht, als könne er ihn mit seinen Blicken zermalmen.

„Undankbarer," flüsterte er entrüstet vor sich hin. Besann sich dann aber, daß es besser sei, das Werkzeug so lange gut zu behandeln, als es noch nicht zum Mitschuldigen geworden. Demgemäß streifte er den zweiten Ring vom Mittelfinger und schleuderte ihn dem Sklaven verächtlich vor die Füße.

Dann eilte er in die Zimmer seiner Gemahlin.

* * *

Livia saß auf ihrem Lager und trocknete sich die tiefliegenden von blauen Ringen umgebenen Augen. Vor ihr kniete eine junge Sklavin, fast noch ein Kind, die das Gesicht in beiden Händen verbarg und die offenbar soeben der Herrin ein erschütterndes Geständniß abgelegt. Die Letztere betrachtete die in Schmerz Aufgelöste einige Zeit mit einem Ausdruck, der vom niedergekämpften Ekel allmählich bis zum Mitleid herabstieg.

Gerade als sie sich jetzt zu dem schluchzenden Mädchen vorbeugte, ihm die Hände vom thränenüberströmten Gesicht nahm und leise sagte: „Ich zürne Dir nicht, Du bist unschuldig —“ tauchte die behäbige Fettfülle des Drusus hinter dem Thürvorhang auf. Sein lauernder Blick, der voll scheuem Unwillen auf den beiden Frauen ruhte, zeigte, daß er gelauscht.

„Was soll das wieder,“ lautete seine Begrüßung, „Du weißt Livia, daß ich das Geflenn nicht leiden mag — —“

Livia hob, als sie ihren Gemahl eintreten sah, den auf ihrem dünnen adervollen Halse schwankenden Kopf, während die rührende Hülflosigkeit ihrer leidenden Züge zunahm. Trotzdem raffte sie ihren ganzen Muth zusammen, da sie wußte, daß man dem Wüstling zuweilen durch energisches Auftreten imponiren konnte.

Als er nun immer scheu unter sich blickend näher kam, entgegnete sie zitternd, mit der säuselnden Vogel-Stimme der Schwindsüchtigen: „Du klagst mich an und hier —“ sie brach ab und deutete mit ihrer von der Krankheit wie durchgeistigten Hand auf das schluchzende Mädchen, das beim Eintritt des Prinzen ihr Haupt im Schooß der Herrin verborgen.

„Kennst Du dies Kind —“ fuhr Livia fort, indeß ihr beim dritten Wort die kranke Stimme umschlug und ihr großes trauriges Auge sich innerlich feucht verschleierte, wie das eines sterbenden Rehs.

Dem Prinzen war dieser Blick verhaßt, er ärgerte sich aber über seine Feigheit und sah mit dumpf-zornigem und doch von einem beunruhigten Gewissen zeugenden Gesichtsausdruck zur Seite, während er mit der Reitpeitsche leise gegen seine Waden klopfte.

„Was hat Dir die Dirne vorgeplappert?“ brummte er.

„Aus ihren Worten spricht Wahrheit —“ sagte Livia, ihm fest in's halb abgewendete Gesicht sehend, „Du hast sie zu Grund gerichtet — hast — o — Du bist —“ die Stimme versagte ihr.

„Bring das Mädchen hinaus,“ fiel Drusus ein und streckte die Hand nach der Knieenden aus.

Der abweisende Stolz seiner Gattin hatte allmählich aufgehört, ihn in Schranken zu halten, er fand seine ursprüngliche kaltblütige Rohheit wieder.

Livia war vielleicht die Furchtsamste ihres Geschlechts, aber ihr Nervensystem befand sich, in Folge ihrer Leiden, oft in einem Zustand, dessen

Exaltation selbst den leidenschaftlichsten Muth an Tollkühnheit übertraf.

„Sie bleibt," sagte sie scharf.

Drusus schlug heftiger gegen seine Wade, als wollte er aufmerksam auf sein Pferdezüchtigungsinstrument machen.

„Was?" fuhr er auf und richtete lauernd seine kleinen Augen auf seine vor Wuth, Angst und nervöser Schwäche zitternde Gemahlin.

Livia, deren Kinn zuckte, deren unnatürlich glatte Haut stets zwischen Röthe und Blässe abwechselte, sah ihn noch immer starr, fast herausfordernd an, mit ihren im Fieber brennenden Augen. Dann traten auf einmal Thränen in diese Augen, sie suchte nach Worten, ihre blauen Lippen verzerrten sich schmerzhaft.

„Du bist ein Elender," flüsterte sie mit dem Ausdruck tiefster Indignation.

Drusus, der seinen Gleichmuth wiedergefunden, zuckte die Achseln, nahm die Angelegenheit von der heitern Seite und lächelte.

„Livia — vergiß Dich nicht, sonst werde ich mich vergessen —" sagte er ruhig, hob die Reitpeitsche, schnickte mit ihr durch die Luft und prüfte ihre Elasticität.

„Ja! ein Elender!“ wiederholte sie, aber bereits nicht mehr mit derselben Bestimmtheit, was ihren Gemahl veranlaßte, seinen Vortheil in's Auge zu fassen.

„Elend? Ja, Du hast recht, das bin ich,“ seufzte er, eine ironisch-kummervolle Miene heuchelnd, „ich bin elend — weil Du mein Weib bist —“ setzte er höhnisch lachend hinzu.

Die Peitsche pfiff durch die Luft, manchmal dicht am Ohr Livias vorbei.

Livia hob angstvoll den dünnen, vogelartig abgemagerten Kopf, ihr Muth war verflogen, sie suchte mit den Blicken die Thüre.

„Weil — ich Dein —“ lispelte sie zaghaft, wie im Traum.

„Ja!“ stieß ihr Gatte rücksichtslos heraus, „was soll ich mit Dir anfangen! Du magerst täglich ab — ich küsse bald nur Deine Knochen, glaubst Du, das wäre amüsant? Bin ich nicht zu bedauern? und nun zürnst Du mir noch, wenn ich mich anderweitig schadlos halte —? Das ist doch ungerecht — vor allem aber bring das Weib da hinaus —“

Livia hatte sich, am ganzen Körper bebend, erhoben, drückte ihr Schweißtuch auf den Mund

und wollte, um ihre Thränen zu verbergen, das Gemach verlassen.

Drusus kehrte sich nach ihr um.

„Ich wollte Dir nur noch sagen," rief er ihr nach, „daß ich mir Deine Anklagen bei meinem Vater verbitte. Höre ich noch einmal davon, so hast Du's zu büßen . . . ."

Livia hörte ihn nicht mehr, sondern eilte in Thränen aufgelöst nach ihren entlegeneren Gemächern, während ihr jene Sklavin, die vor ihr gekniet, folgte.

Der Prinz, den diese stumme Flucht seiner Gattin, die er für Trotz hielt, ärgerte, wollte ihr nacheilen. Doch hielt ihn der eben eintretende Stallknecht zurück.

„Ah — die Peitschen —" sagte Drusus, sogleich besänftigt, während der Stallknecht mindestens 40—50 Reitpeitschen, die er unterm Arm getragen, auf den Tisch warf.

Drusus Gesicht leuchtete verklärt beim Anblick dieser Schätze. Er prüfte seine verschiedenen Lieblings-Peitschen mit Kennermiene, lobte, tadelte, und wählte schließlich eine aus, deren vergoldeter Griff einen Geier darstellte.

„Komm mit," sagte er zum Stallknecht, „ich

will den Hengst „Kreon“ in Augenschein nehmen —“ und Beide gingen die Rennbahn aufzusuchen.

* * *

Während Livia durch den Corridor dem Gartensaal zuschritt, weinte sie still vor sich hin, jedesmal, sobald sie einem Diener begegnete, rasch den Kopf abwendend. Doch tadelte sie sich dieser Thränen wegen. Vor Allem sah sie ein, wie thöricht es von ihr war, wieder und immer wieder eifersüchtigen Regungen nachzugeben. Sie konnte aber nicht anders, obgleich sie ihren Gemahl verabscheute, schnitt ihr dessen Untreue durchs Herz. Sie hatte sich schon oft vorgenommen, ihrem Gatten völlig aus dem Wege zu gehen, seine Beleidigungen, als kämen sie aus dem Munde eines Unzurechnungsfähigen, nicht weiter zu beachten und sich nur, wenn er sie thätlich mißhandeln wollte, zur Wehre zu setzen. Daß sie nicht mehr schön war, ihn nicht mehr fesseln konnte, wußte sie — und doch! hatte ihr Sejan nicht oft gesagt: die Spuren ihrer früheren Schönheit ließen sich niemals verwischen? Oder war dies eine leere Schmeichelei des gewandten Hofmanns? Nein! sie wollte das nicht glauben! sie konnte noch beglücken und die rohe Art, in der

ihr eben Drusus ihr Leiden zum Vorwurf gemacht, empörte sie mit Recht. Das war unmenschlich und unwahr zugleich, meinte sie, denn gewiß: sie besaß noch genug Reize einen Mann zu fesseln. Der, allen Schwindsüchtigen eigne Drang das Leben mit fieberhafter Gier zu genießen, mit dem lodernden Becher der Lust noch einmal hastig die welkenden Lippen zu netzen, brachte es mit sich, daß im Busen der längst dem Tod Geweihten, die glühende Sucht zu gefallen noch nicht erloschen war, unter der Asche des grausten Elends sogar noch Eitelkeit aufflammte. Nun nahm die sich der süßesten Selbsttäuschung Hingebende, der große Gartensaal auf, zwischen dessen Säulen stolze Lorbeerbüsche ihre zackigen Blätter in starrer Vornehmheit erglänzen ließen. Die sehr breite Dachöffnung warf eine Fülle goldhellsten Lichts über die zierlichen Blumenbeete und ließ nur die eine Hälfte des Saals im Schatten, der sich scharf auf dem Kiesboden abgrenzte und aus dessen duftiger Bläue die massiven Säulen drohend, wie finstere Wächter hinüber schauten zu ihren vom Sonnenglanz umschimmerten glücklicheren Kameraden.

Als die durch ihre Abmagerung höher er-

scheinende Jammergestalt Livias zwischen den Beeten hinwandelte, war es, als nahte der Geist des Herbst's mit seinen trüben Todesschauern, um den Schmelz der Blumen wegzublasen, die Sonnenstrahlen zu stehlen, war es, als verziehe der Löwe, der den munteren Silberstrahl in die Marmormuschel spie, angstvoll seine grimmigen Erz-Wangen. Es war rührend anzusehen, wie die bleiche Frau nun vor einen in der Nähe des Erzlöwen aufgestellten Spiegel trat und ihre zu ihrer kranken Erscheinung gar nicht stimmende prächtige Kleidung musterte. Sie besaß, je kränker sie wurde, eine desto leidenschaftlichere Vorliebe für kostbare grellfarbige Gewänder, deren Reflex die Blässe ihrer hohlen Wangen färbte. Unschön ragten ihre spitzen Schultern aus dem Purpur des Obergewands, das Diadem schwankte auf dem dünn behaarten Schädel, der die Goldwölbung nicht mehr ganz ausfüllte und die Ringe fielen ihr bei heftigeren Bewegungen leicht über die Knöchel der Finger. Sie seufzte und ihr Spiegelbild seufzte auch. War es denn möglich? Mußte sie es glauben? Sie hatte sich kaum einige Minuten betrachtet und war zur traurigen Einsicht gekommen, daß nur noch ihr Blick seine

frühere Schönheit bewahrt, daß die Spuren ihrer Jugend immer mehr hinter einer häßlichen Larve verschwanden, daß die Silberfläche des Spiegels grausam sei, grausamer als die Worte ihres rohen Gemahls. Wieder brannte es ihr in den Augen. Da rauschte es neben ihr, dicht an der im Sonnenlicht wie Oel glänzenden Marmorsäule. Das Lorbeergebüsch, daß sich hier in süßer Erschlaffung an die Härte der Säule schmiegte, theilte sich. Der Metallblitz einer Helmwölbung zuckte durch die Blätter, ein blauer Mantel, ein lächelndes, bewunderndes Gesicht tauchte aus dem Schatten. Livias Herz krampfte sich in süßem Schreck weh zusammen beim Anblick dieses behelmten Kopfes, um dann mit freudiger Hast bis in ihren Hals herauf zu schlagen.

Sejan war es, der sich vor ihr verneigte, näher trat und sie mit Blicken scheuer Ehrfurcht begrüßte, die mehr verriethen, als Worte. Ihr wankten noch die Kniee, sie mußte gegen eine lähmungsartige Schwäche ankämpfen.

„Hohe Frau," begann er mit seiner schmelzenden Silberstimme, der er einen beklommenen Ton zu geben verstand, „verzeihe, wenn ich Dich überrasche —"

Sie hatte sich gefaßt, ihr Herz schlug ruhiger. Sejans Erscheinung versetzte sie in einen eigenthümlichen stillen Freudenrausch und mit erglühenden Wangen sagte sie, sich kaum Zeit lassend die Worte deutlich auszusprechen: „O — eine angenehme Ueberraschung —"

„Leider," fuhr er melancholisch fort, „muß ich, um Dich zu sehen Schleichwege gehen — Du weißt warum."

„Du bist mir nur um so willkommner," erwiderte sie lebhaft, „bitte, tritt näher — hast Du Zeit, so lassen wir uns dort in der Nähe des Löwenbrunnens nieder — wie?"

„Wie Du befiehlst," flüsterte Sejan, mühsam Athem holend, ihr wieder einen jener Blicke zuwerfend, die von tiefster, nur aus Ehrerbietung zurückgehaltener Leidenschaft redeten.

Sie haschte gierig diesen Glut-Blick mit ihren krankhaft glänzenden Augen auf, wie mit Stahlklammern, die sich sehnsüchtig in die strotzenden Wangen des Lebens einbohren. Dann schritt sie mit nervöser Hast durch den schmalen von Rosenbüschen umglühten Kießweg voran der Marmorbank zu, die im Mittelpunkt der Säulenhalle im Schatten des Erzlöwen prunkhaft ihre Polster zum Sitzen anbot.

Er sah, während er ihr folgte, wie sie leise zitterte mit den mageren Schultern und dem fast haarlosen Kopf. Sein Gesicht hatte, als sie ihn nicht mehr betrachtete, seinen schwärmerischen Ausdruck in einen höchst nüchternen, gelangweilten, ja verdrießlichen verwandelt. Die krankhafte Gier, mit der dies innerlich morsche Geschöpf jede Gelegenheit aufhaschte, um sich einmal zerstreuen, erheitern zu können, diese für jeden tiefer Nachdenkenden so erbarmungswürdige, ja erschütternde Sucht, hatte für ihn, den berechnenden Weltmann, nichts rührendes, bemitleidenswerthes. Er belächelte ihre glühenden koketten Blicke, das zärtliche Lächeln ihrer dünnen Lippen, ihre klägliche Gefallsucht; ihn ekelten ihre vergnügungssüchtigen, üppigen Bewegungen an, mit welchen sie ihre Schwäche zu übertünchen suchte. Und als er sich mit graziöser Geschmeidigkeit neben ihr auf dem weißen Marmor niederließ, war's ihm als umhauchte ihn der Moderduft einer eben dem Felsengrab entstiegenen, mit Goldflittern behangenen Mumie. Es überschauerte ihn zuweilen kalt. Aber sobald sie ihn wieder beobachten konnte, war jeder Zug aus seinen vornehm-weichlichen Alkibiades-Zügen verschwunden. Er war ganz Aufmerksamkeit, ganz bescheidene Hin-

gebung. Selbst ein nicht so sehr wie Livia vom Dämon des Lebensdrangs durchzucktes Weib, hätte sich täuschen lassen von diesem feinen, in der Schule Tibers großgezogenen Diplomaten, hätte diese studirten Bewegungen, die eine zart verschwiegene, fast traurige Huldigung athmeten, für echtes, unter der Asche glühendes Feuer gehalten. Sie genoß, nach der rauhen Behandlung ihres Gatten, die Liebenswürdigkeit des Weltmannes mit vollen Zügen. Ihre Bewegungen hatten in ihrer Freudigkeit etwas zuckendes, krampfiges, ihr Gesicht glühte wie verjüngt, aber es war die Verjüngung, die das Fieber giebt, das ungesunde Roth des welkenden Blatts. Ihr war, als lächelten die Säulen ringsum, die so prunkhaft der Blumenpracht entstiegen, als nickten sie ihr zu, ihm kam es vor, als umkerkerte ihn die finstre Architektur einer egyptischen Grabkammer, als murmelte der Wasserstrahl, dicht neben ihm, ein Todtengebet.

„Ach mein lieber Sejan," begann sie seufzend und spielte mit den Perlen ihrer Halskette, „Du sahst mich wieder einmal vorm Spiegel stehen — halte mich indeß nicht für eitel, im Gegentheil, ich erschrak vor meiner täglich zunehmenden Häßlichkeit."

Sejan führte eine erschrockene Schulterbewegung aus.

„O — was sagst Du —!“ unterbrach er sie mit vorwurfsvollem Blick. „Häßlichkeit? Besäßen nur alle Frauen Roms einen Strahl Deines Liebreizes —“

Sie sah ihm prüfend in die Augen, die anfangs sinnend auf ihr ruhten, dann vielsagend die ovalen Lider herabsenkten, wie in verhaltenem Kummer.

Er wußte, daß er hier die Farben seines Lobs stark auftragen durfte, daß Liebesleidenschaft, Lebenslust und brutale Behandlung diesem armen Wesen die ruhige Urtheilskraft geraubt.

„Ach! sage mir doch einmal ernstlich die Wahrheit,“ fuhr sie lächelnd fort, „ich glaube Du schmeichelst mir?“

Sejan dachte im Stillen: O weibliche Eitelkeit! nahm indeß eine etwas beleidigte Miene an.

„Benehme ich mich wie ein Betrüger?“ entgegnete er, mit einer Miene, als prüfe er sein Verhalten. Dann nahm er seinen Helm ab und fuhr sich mit berechneter Anmuth über die vom Helm geröthete Stirne.

„Herrin — ich wende mich an Deine Menschenkenntniß —“ setzte er hinzu.

„Ach mein Lieber, ich bin aber doch schwer leidend —“ seufzte sie.

„Und hast Du nie davon gehört,“ entgegnete er, „daß Leiden verschönern? daß sie dem Körper einen pikanten Reiz verleihen?“

„Du bist gewiß ehrlich,“ meinte sie hierauf und schien wie unterm Hauch seiner Worte erfrischt aufzuleben, „warum aber hältst Du allein mich für noch anziehend —?“

„Ich? Allein? Wer könnte andrer Meinung sein —?“ sagte er ganz erstaunt, den Helm wieder nachlässig auf die Locken drückend.

Sie schwieg.

„Zum Beispiel mein Gatte!“ sagte sie dann, den Kopf niederbeugend und eine Rose, die neben der Bank empor wuchs, leicht an die Lippen drückend.

Sejan zuckte zusammen, wie von plötzlichem Zorn erfaßt. Er murmelte unwillig, die Brauen runzelnd, vor sich hin, ließ die Sandale seines Fußes geräuschvoll über den knirschenden Kiesboden gleiten und hielt dann graziös seine wohlgepflegte Hand unter den Wasserstrahl des speienden Erzlöwen, als wolle er sich auf andere Gedanken bringen. Als der hierdurch abgelenkte Strahl

einen feuchtblauen Staubregen über die Bank sprühen ließ, zog er die Hand rasch hinweg und wischte mit seinem blauen Mantel Livias von feinen Wasserperlen benetzten Arm ab, wie ein sorgsamer Krankenwärter, um Entschuldigung bittend.

Livia beobachtete ihn von der Seite, athmete schwer, sah ihn manchmal liebevoll an und suchte offenbar nach passenden Worten.

„Sprich Dich offen aus," flüsterte sie dann mit der nervösen Ungeduld einer Kranken.

Sejan sah hastig zu ihr empor. Er war seiner Sache noch nicht ganz gewiß. Durfte er es wagen, das entscheidende Wort fallen zu lassen? Vermochten ihre Ohren den furchtbaren Klang dieser Laute zu ertragen? Seine Menschenkenntniß sagte: Ja! aber seine Klugheit band ihm noch die Lippen. Doch es mußte gewagt werden. Sie liebte ihn, sie würde ihn nicht verrathen. Ein liebendes Weib verzeiht auch das Unverzeihlichste. Sein schönes Gesicht röthete sich, seine Augen nahmen einen scharf beobachtenden, vorsichtig-lauernden Ausdruck an, als sei er jeder Zeit bereit, die Klauen, die er eben ausstrecken wollte, wieder zurück zu ziehen.

„Darf ich offen reden —," lispelte er, sich zu seiner Nachbarin wendend und ein wenig mit seinen halbgeöffneten, ungemein genau, wie aus Erz geschnittenen Lippen kokettirend.

Sie nickte aufgeregt und beugte den Kopf so weit vor, daß man ihren schmächtigen, von kläglich dünnen Flaumhaaren umflatterten Nacken sehen konnte.

„Weißt Du," begann er, ihr vertraulich näher rückend und that, als entlockte ihm der Unwille das Mitleid, die Worte, „weißt Du — o es ist schändlich — Dein Gemahl — nun — wir verstehen uns —"

Er riß, sich hastig abwendend, das Blatt eines in der Nähe ragenden Lorbeerbusches ab und warf es wie im Zorn auf den Kiesboden. Das Blatt blinckte wie ein Smaragd am Boden, er starrte auf dasselbe und schlug die kräftig-zarten Arme mit anmuthiger Wendung über der heute nicht vom Panzer bedeckten Brust zusammen.

„Dein Gatte kann Dich nicht verstehen," murmelte er dann und schnickte das Lorberblatt mit der Fußspitze weg, „er, der derbe, rauhe Kriegsmann — Du die zartfühlende Kranke — Du bedürftest eines Gatten — der Dich tröstest, pflegt —"

Er hielt inne und beobachtete die Wirkung seiner Andeutung.

Der Brunnen murmelte ruhig weiter, als wolle er seine Neutralität darlegen, der Schatten der Säulenhalle überzog allmählich die andere Hälfte der Beete und verlieh dem engen Gartensaal immermehr den Charakter eines düstren Grabmals.

Sie fuhr wie aus Träumen auf, wollte reden, schwieg aber. Erst ein Blick zärtlicher Innigkeit, den Sejans Augen vortrefflich bis zur Täuschung erkünstelten, löste ihr die Zunge.

„Ach wenn Du wüßtest, wie er mich oft behandelt —“ entwischte ihr leise das Wort.

Sich scheu umblickend, mit der Hast eines Kindes, das den aufpassenden Lehrer in der Nähe wähnt, wandte sie sich dann ab.

„Ich weiß, ich weiß,“ flüsterte er, seine kräftige Brust aus den übereinandergeschlagenen Oberarmmuskeln herausdrängend.

„Du weißt nicht Alles —“ fuhr sie bebend fort, indem sich ihre starren Augen befeuchteten und ein Zucken ihrer hohlen Augen und Mundwinkel einen Schmerzausbruch ahnen ließ.

„Nicht — Alles?“ lallte er wie im Schlaf.

mit erhitzten Wangen, löste die Arme und sah sie erschrocken, anscheinend mit tiefster Theilnahme an, „sprich — was weiß ich noch nicht —?“

„Daß — daß —“ stammelte sie, wagte nicht weiter zu sprechen, fuhr sich mit dem Schweißtuch nach den überquellenden Augen und sah sich dann wieder angstvoll um, als ob eine der Säulen zur Lauscherin werden könne.

„Daß —?“ suchte er sie zum Reden zu verlocken „doch nicht —?“ setzte er rascher athmend hinzu, indem er deutlich durchblicken ließ, er ahne was sie sagen wolle.

Dann beugte er sich vor und nahm mit gut gespielter Spannung die Miene eines Menschen an, der entrüstet das Entsetzlichste hören soll und nicht fähig ist, es zu ertragen. Er zitterte dabei und suchte seinen an sich schmachtend blickenden Augen einen krassen Ausdruck zu geben, der ihm indeß mißlang. Jetzt war der Moment gekommen, fühlte er, zu prüfen, ob ihm dies Weib auf seinem blutbesudelten Wege zum höchsten Ziel folgen wolle, oder ob ihre Schwäche zurückschaudern werde vor dem Abgrund, der übersprungen werden mußte. Und da er ihrer bedurfte um seine Riesenentwürfe auszuführen,

suchte er sie jetzt mit aller ihm zu Gebote stehenden Kunst zu umstricken, wie ein Netzfechter, der den Gegner in die Maschen seines Netzes verwickelt. Als sie die Lippen öffnete, deutete er durch eine kummervoll-sanfte Handbewegung an: sie solle schweigen, er errathe Alles. Ihr Blick las in seinen thränenfeuchten Augen, daß er sie verstanden und dies Verständniß verstärkte das Mitleid, daß sie mit sich selbst empfand.

„Mißhandle Dich nicht selbst," flüsterte er mit dumpfem Unwillen in der zitternden Stimme und faßte ihre Hand.

Hierauf ließ er, als geschickter Schauspieler eine effektvolle Kunstpause eintreten, die er mit hörbar leidenschaftlichen Athemzügen ausfüllte.

„O, der Schändliche — was mußt Du leiden Aermste — gequält von Krankheit und Rohheit," murmelte er dann, „aber gedulde Dich, das soll anders werden — muß anders werden, sofern die Götter mir behülflich sind —"

Dieser letzte, mit dämonischer Innigkeit und Energie hingehauchte Zusatz, schien sie bis in's innerste Herz hinab zu treffen, wie eine glühende Pfeilspitze. Sie vermochte ihre Thränen nicht mehr an sich zu halten und verbarg ihr Gesicht im

Schweißtuch, er drückte ihre Hand, streichelte sie mit der seinen und wollte sich eben zu ihrem Ohr neigen, um das letzte entscheidende furchtbare Wort in ihre Seele zu schleudern, als ein Geräusch ihn störte. Er wich von ihr zurück.

Sie hatte nur noch Zeit zu lispeln: „Ach! davon nichts — ich flehe Dich an —“ als das Echo von Schritten, das aus dem anstoßenden Vorgemach herüberscholl, einen Augenblick das Rauschen des Wasserstrahls übertönte.

„Um aller Götterwillen —“ keuchte sie lauschend mit vorquellenden Augen, „mein Gatte —“

Sejan saß wie erstarrt. Er hatte durch Livias hingebendes Benehmen, durch die Art, wie sie seine nicht miß zu verstehenden Andeutungen hingenommen, erkannt, daß er sie beherrschte. Er fühlte, daß sie zu allem, was er zu ihrem Wohl unternahm, ihre stillschweigende Zustimmung geben werde. Und das genügte ihm. Sie sollte sich passiv verhalten, er wollte handeln, genug, wenn sie seinen Racheplänen kein Hinderniß in den Weg legte, und er durch ihre Hand später dem Thron um eine Stufe näher gerückt wurde. Diese Aussicht erfüllte den Ehrgeizigen einen Augenblick hindurch, wie mit einem plötzlichen Licht,

in dem er seine ganze Zukunft morgentlich angestrahlt vor sich liegen sah, wie ein fernes Hochgebirg. Doch als nun des Drusus weiße Toga zwischen den düstern Säulen sichtbar ward, faßte er sich rasch, stand auf und schritt auf den Kronprinzen lächelnd zu in etwas gebückter Haltung. Wie stutzte er jedoch, als Drusus ihm mit einer Freundlichkeit entgegen schritt, als sei zwischen ihnen nicht das Geringste vorgefallen.

Drusus streckte dem Minister liebenswürdig beide Hände entgegen und lächelte so herzlich, als es seine groben, wie aus Holz geschnitzten Stallknechtszüge nur zu ließen, woraus der Menschenkenner Sejan sofort den Schluß zog, daß der Prinz bereits eine Falle errichtet haben müsse, die ihn verderben solle.

„Mein lieber Sejan," sagte Drusus, „wie freut es mich, Dich bei mir zu sehen — das ist recht — unterhalte Du mir zuweilen meine Gattin — ach, die Aermste —" fügte er sentimental werdend hinzu, „sie hat so wenig Zerstreuung — ich — beim Herkules — bin immer beschäftigt — Jagd — Pferdedressur —"

Sejan, ein noch besserer Meister der Verstellungskunst, entgegnete ebenso liebenswürdig und

nahm seine bescheidenste Unterthanenmiene an. Beide wandelten Arm in Arm die Kiespfade entlang, erschöpften sich in Schmeicheleien und schieden endlich mit einem herzlichen Händedruck von einander.

Sejan lächelte, als er ging, leise vor sich hin. Die heuchlerische Freundlichkeit des Prinzen, die so schwerfällig, bärenhaft zu Tage kam, amüsirte ihn; er fürchtete diese Herzlichkeit nicht.

Als er im Vorgemach angekommen war, glaubte er die flehende Stimme Livias, vermischt mit sehr verdächtig klatschenden Tönen, aus dem Gartensaal herüberschallen zu hören. Er lächelte bitter und dachte: „Arme Närrin, sie bildet sich wirklich ein, ich liebe sie. Aber sie roch wahrlich nicht nach Rosen; ich werde zu Hause ein parfümirtes Bad nehmen müssen, um diesen Leichengeruch wieder los zu werden! Götter! Hoffentlich ist diese Comödie bald zu Ende gespielt.“ Und er begann nun über die Mittel nachzubrüten, die den Stein, der aus dem Wege geräumt werden mußte, ohne Aufsehen zu erregen, hinabschleudern sollten. Es wurde ihm indeß nicht Zeit gelassen, derartige Gedanken weiter zu verfolgen. Er hatte kaum die Straße betreten,

als ihm einer seiner Sklaven, ganz außer Athem mit Schweiß bedeckt, entgegengelaufen kam.

„Was soll's —“ frug er den Keuchenden.

„Soeben hat sich der Kaiser bei Dir zum Besuch anmelden lassen,“ ward ihm zur Antwort.

Sejan verbarg seine Freude. Er entgegnete nichts, sondern eilte so rasch er konnte nach Hause mit dem beseligenden Gefühl in der Brust, daß die Götter allen seinen Entwürfen ihren Segen verliehen. Denn er ahnte, worum es sich handelte, daß Tiberius wahrscheinlich in seiner Wohnung nicht den Minister allein suchte und er flüsterte zufrieden sich selbst zu: „Der Blitz hat gezündet, der alte Zunder fängt noch einmal Feuer und hoffentlich verzehrt ihn die Glut, so daß ich seiner Beobachtung hierdurch entzogen werde — freie Hände zum freien Spiel bekomme —“

Kaum hatte er das Mosaik-Salve seines prächtigen, in der Nähe des Tempels des Quirinus gelegenen Hauses unter den Füßen, als er sogleich mit ruhigem Ernst Anordnungen traf, um den Kaiser würdig zu empfangen. In seinem Hause, seinen Dienern gegenüber, suchte er stets den leutseelig-biedern Hausvater zu spielen, um durch dies pathetische Benehmen seine niedre

Abkunft vergessen zu machen. Doch fiel er leicht aus der Rolle und nahm dann einen hochmüthigen Emporkömmlingston an, der Jeden verletzen mußte. Der Koch erhielt den Auftrag für den Mittag ein möglichst reiches Mahl zu bereiten. Thürpfosten und Wände wurden mit Rosengewinden geschmückt, Lampen für den Abend wurden zurechtgestellt, alles Metall, der Marmor ward nochmals vom Staube gereinigt, sämmtliche Sklaven mußten neue Gewänder anlegen.

Nachdem Sejan diese Befehle ertheilt, schritt er in sein Arbeitsgemach.

„Die germanische Sklavin," rief er seinem Kammerdiener zu, der sogleich verschwand.

Der Minister stellte den blinkenden Helm auf einen kleinen Seitentisch, wischte sich seufzend die vom Metall gepreßte Stirn und warf sich nachlässig, ermüdet, mit blasirtem Gesichtsausdruck, in einen schwerfälligen Sessel. Seine, vom Knie ab, unbekleideten Beine ruhten weit vorgestreckt auf dem schwarzgrauen Fell, dessen Bärenrachen blutgierig die Zähne in den Mosaik des Fußbodens schlug, während die Metallaugen des Ungeheuers wüthend jeden Eintretenden anstierten.

Die eleganten, mit dem Bimsstein sauber von Haaren befreiten Arme hielt der Günstling über den dichtlockigen Kopf geschlungen, sein schmiegsamer Oberkörper lag oder hing so bequem auf dem herabgerutschten Sesselpolster, daß es schien, als müsse er jeden Augenblick auf den Boden gleiten. Er schloß behaglich die Augenlider, als kokettire er mit einer unsichtbaren Schönen. Um seine Wimpern lag eine wie von Künstlerhand gezogene bräunlich-blaue Furche, die seinem Antlitz eine gewisse angenehme schmachtende Mattigkeit verlieh. Er schien nachzudenken. Er lächelte wohlgefällig und sagte sich, indem er wie von Wonne durchschauert aufathmete: „Du bist wahrlich ein Genie! Dem Glück verdankst Du viel, aber Dir selbst noch mehr — was Du auch unternimmst — Alles gelingt Dir —“ Dann dachte er an jenen Spott des Kaisers über die silberne Statue, die der Senat dem Minister hatte setzen wollen. Er erröthete ein wenig und ärgerte sich über Tiberius Hohn. Tiberius ist eifersüchtig, sagte er sich, doch er hat Grund hierzu . . . .

Das Klingen der auf der Vorhangstange aufgereihten, nun aneinander schlagenden Ringe, ließ ihn die Augen öffnen. Er sah verschlafen vor

sich hin, noch so völlig von seinen inneren Bildern beherrscht, daß er es nicht gewahrte, wie hinter ihm die grünen Falten des Thürvorhangs sich zusammenstrafften und den Ausblick auf die vergoldete Hängeampel des Corridors gewährten.

„Herr — die Germanin —“ schlug es an sein Ohr.

Er fuhr mit dem Kopf um und überflog mit einem gleichmüthigen, prüfenden Blick das Mädchen, das mit einem Zug sinnenden Stolzes um die etwas knabenhaft trotzig herabgezogenen Mundwinkel in der Nähe der Thüre stand und ihr sich im Marmorboden verschwommen fortsetzendes Spiegelbild betrachtete. Sejan gab dem Sessel einen Ruck, so daß derselbe, indem er knirschend über den glatten Boden glitschte, seinen Insassen direkt der Thüre gegenüber brachte.

„Höre Brutus,“ wandte sich Sejan dann nachlässig an den Haushofmeister, „sorge dafür, daß Gelbrüben aus Köln und Sorrentiner Wein auf die Tafel kommen, der Kaiser liebt dieselben —“

Die Germanin hob bei diesen Worten aufmerkend den Kopf; ihre Augen nahmen einen ängstlichen Ausdruck an, während der Minister

mittelst eines Handwinks, der zugleich ein Gähnen graziös maskirte, den Diener entließ.

Dann brachte er seinen Körper in eine etwas schicklichere Lage und stützte den Kopf auf den einen Arm, dessen rosigem Ellbogen er die Sessellehne zur Unterlage gab. Nachdem er in seiner koketten Art seine schön gerundeten, fast wie aus weißem Marmor gemeißelten Kniee betrachtet, sagte er träumerisch, wieder ein leichtes vornehmes Gähnen unterdrückend: „Ich bin mit Dir zufrieden, Thusnelda —"

Thusnelda drehte gespannt aufhorchend den Kopf zur Seite. Dann verflog dieser aufmerkende Zug auf ihrem Gesicht.

„Ich — diesmal mit Dir nicht, Herr," entgegnete sie sanft, fast schmerzlich.

Jedesmal bevor sie sprach, ging eine Bewegung durch ihre Züge, die andeutete, daß sie das, was sie sagen wollte, sich erst vorher im Stillen zurecht legte.

„Wie? Du bist nicht mit mir zufrieden," lächelte Sejan matt und lehnte sich in den Sessel zurück. Dann strich er leicht über seinen auf dem Seitentisch stehenden Helm, dessen Metallglanz sich durch die Fingerwärme trübte.

„Nein —“ sagte sie.

„Und warum nicht —?“ fragte er.

Er lächelte wie verschlafen und schob das Bärenfell mit dem Fuß näher zu sich heran.

„Ich bitte, sage mir erst, warum Du mit mir zufrieden bist,“ fragte sie, einen Schritt ungenirt näher kommend und wieder den Kopf mit jener Miene kindlicher Neugier zur Seite neigend.

„Nun, Du erräthst es doch,“ entgegnete Sejan, indem er einen väterlichen Ton annahm, „ich sagte Dir, ehe ich Dich in den kaiserlichen Palast brachte, Du solltest Dich ganz Deiner Eigenart überlassen, solltest keine Furcht zeigen. Nun sieh, ich urtheilte richtig. Die Art, wie Du mit dem Kaiser sprachst, muß Eindruck auf denselben gemacht haben —“

„Ich habe das nicht beabsichtigt —“ fiel sie hastig korrigirend ein.

„Das ist's eben, was mir gefällt,“ entgegnete Sejan, sie mit dem Wohlwollen betrachtend, das man trotzigen Kindern entgegenbringt.

„Der Kaiser ist ein großer Menschenkenner, er würde jede Absicht durchschaut haben. Ohne Zweifel merkte er, daß Du frisch vom Herzen wegsprichst und das ist ihm neu — das interessirt ihn — Du wirst ihn fesseln —“

Die Germanin sah mißmuthig vor sich hin.

Sejan legte seine Hand auf den Helm und zog sie nach einiger Zeit weg, sodaß man den grauen Abdruck seiner fünf Finger auf der glatten Metallwölbung verhauchen sah.

Thusnelda regte sich nicht; ihr einer Arm bog sich unter der Brust hin, als ruhe er von der Arbeit, ihr andrer Arm hing laß an ihrer Hüfte herab und hielt den mantelartigen Ueberwurf. Da sie den Kopf senkte, sah man ihr aufgewundenes Haar wie ein röthliches aus Goldfäden geflochtenes Nest schimmern. Ihre Züge hatten eine gewisse frische Derbheit, ihre Wangen glichen festen, etwas herben Aepfeln.

„O Herr — ich glaubte, Du achtetest mich zu hoch, als daß Du mich zu unedeln Zwecken gebrauchen würdest," sagte sie traurig.

„Was sagst Du?" fuhr der Gebieter auf.

„Du hast mich verstanden," sagte sie unerschrocken.

„Unedele — Zwecke," flüsterte der Minister lächelnd und hob seinen Helm ein wenig in die Höhe, wobei er die schwungvollen Linien seines ausgestreckten Armes bewunderte. Dann nahm er sich zusammen und ward ernsthaft.

„Aber ich bitte Dich, Kind, was verlange ich denn Unehrenhaftes von Dir?“ erwiederte er, diesmal wirklich mit gutmüthigem Wohlwollen in der Stimme, „ich habe weiter nichts im Sinne, als Dein Glück zu befördern, das weißt Du. Ich gab Dir schon viel Proben davon. Und welches Glück wäre wohl größer,“ fügte er mit aufrichtiger Begeisterung hinzu, „als das, einen Tiberius, einen irdischen Gott, einen Weltbeherrscher — zu beherrschen —“

Sie hielt, wie immer, ehe sie sprach, ein wenig den Athem an.

„Es giebt verschiedene Arten von Glück,“ wandte sie ein, „was ich unter Glück verstehe, ist nicht das, was Du, darunter verstehst — wenn es dem Adler Glück ist die Wolken zu berühren — glaubst Du der Wurm würde mit ihm tauschen wollen? Was den Einen zum Lachen bringt, bringt den Andern zum Weinen, was den —“

„Ach? philosophiren wir wieder?“ unterbrach sie Sejan, sie, schalkhaft die Augen zusammenkneifend, von der Seite ansehend.

Sie biß sich auf die Lippen und hielt wieder den Athem an, was sie vorübergehend erbleichen ließ. —

„Verzeihe," sagte sie rauh, jetzt rascher athmend.

„Nun Kind," fuhr er erheitert fort, „das schadet nichts, Tiberius liebt die Weltweisheit, ihm kannst Du ja einige Lektionen ertheilen. Bei mir schlägt das nicht mehr an, ich halte mich an Thatsachen." Dann fuhr er fort: „Sage mir nur noch, welchen Eindruck auf Dich Tiberius gemacht hat? Es interessirt mich das zu wissen."

Um ihre Mundwinkel legte sich ein schmerzlich sinnender Zug.

„Ich bedaure ihn!" sagte sie träumerisch.

„Was?" stieß Sejan heraus, die Augen aufreißend, „Du — be — den Herrn — der Welt —?"

Dann lachte er laut auf und schlug sich auf das Knie.

Sie sah ihn verwundert, ein wenig gekränkt an.

„Warum lachst Du Herr?" fragte sie ernst, „es ist so — er ist alt — das verdient allein schon Mitleid — er hat Niemand, der für ihn sorgt — er mißtraut den Menschen und muß ihnen mißtrauen — welcher Tiefblickende könnte ihn glücklich preisen, dem das Gold der Krone nur Wunden brennt —"

Sejan nickte mit dem Kopf, obgleich ihn die

altkluge Sprechweise der Germanin erheiterte, blieb er doch ernst.

„Gut, sehr gut," entgegnete er nachdenkend, „bedaure Du ihn! das ist ganz gut . . ." Dann besann er sich und setzte rasch hinzu: „Er wird gleich hier sein —"

„Wer? der Kaiser —" fragte sie zusammenzuckend —

„Wer sonst! Erschreckt Dich das?"

„O — nein —" sagte sie langsam.

„Wen man bedauert, den liebt man —" fügte er hinzu, sie scharf fixirend.

„Lieben?" fragte sie mit barscher, höhnischer Stimme, „wann würde ich fertig werden, wenn ich Alle, die ich bemitleide lieben wollte —"

Sie konnte ihren Satz nicht beenden, Stimmengemurmel und der Ruf: „Gebt Raum dem Kaiser!" erfüllte den Corridor des Hauses und unterbrach sie.

Sejan sprang vom Sessel auf.

„Gehe rasch," sagte er nervös, „ich werde Dich rufen — hier —"

Er stürzte an eine Seitenthür und hob zitternd den Vorhang.

Sie blieb völlig ruhig, sah den Aufgeregten

mit spöttischer Verwunderung an und schüttelte, während sie sich durch jene Thür entfernte, verächtlich den Kopf.

Sejan faßte sich sogleich wieder. Das Stimmengemurmel, das Rauschen der Waffen, die Comandorufe versetzten ihn in eine angenehme Erregung — es war ihm momentan, als gälten ihm diese Auszeichnungen, als genösse er schon sie, nach der er strebte — die Herrschermacht mit ihrem bestechenden Prunk.

Er eilte auf den Hausflur und kam gerade noch recht, um den Kaiser vorm Hause zu begrüßen.

Die prächtige Sänfte fiel ihm zuerst in's Auge, rings um dieselbe die noch keuchenden Träger, die sich die Stirn wischten und die Traggurte von den Schultern schoben. Zwei Diener hatten Tiberius unter die Arme gefaßt und hoben den alten Mann, der prüfend den einen Fuß auf die Hand eines Dritten, sich bückenden Sklaven vorstreckte, aus den Purpurpolstern und goldbefranzten Vorhängen der reich ornamentirten Sänfte. Eine Abtheilung Prätorianer, blinkend im Sonnenlicht, den Speer im Arm, schloß wie eine Erzmauer die zudrängende Volksmasse vom

kaiserlichen Zug ab. Kopf an Kopf stand rings das Volk und suchte neugierig durch die Arme oder über die Schultern der Soldaten zu spähen. Als sich der Minister im Portal des Hauses zeigte, durchlief ein Flüstern die Menge, das lebhafter, ehrfurchtsvoller war, als dasjenige, welches sie vorher beim Nahen des Kaisers hatte hören lassen. „Er ist's, seht wie stolz er blickt —" hörte man flüstern.

Der Minister eilte mit unbedecktem Haupt, ein Lächeln freudigster Bestürzung auf den Lippen, die vier Marmorstufen hinab, sich an dem Erstaunen und Bewunderu der Menge weidend. Dann verbeugte er sich und sagte laut, damit es überall vernommen werden konnte mit feuchten Augen und zitternder Stimme: „O Herr — Du weißt nicht wie Du mich beglückst, durch diesen Besuch —"

Tiberius, der nun festen Boden unter den Füßen hatte, suchte offenbar der Straßenscene, die ihm lästig wurde, ein Ende zu machen. Er reichte seinem Minister hastig, aber huldvoll lächelnd die Hand, die dieser an die Lippen führen wollte.

„Im Hause das Weitere," flüsterte der

Cäsar ungeduldig, dem Minister seine Hand entziehend.

Dann wandte er sich, einen unzufriedenen Blick über die Volksmenge werfend, an den Führer des Zugs.

„Kehrt zurück zum Palast," befahl er fast unverständlich dem Hauptmann, „ich sende einen Boten, wenn Ihr mich abholen sollt —"

Kommandorufe erschollen, die Träger schlüpften in die Ledergurte.

Jeden Versuch ihm behülflich sein zu wollen ablehnend, schritt der Kaiser rasch die Stufen empor, gefolgt von einigen seiner Hofgelehrten.

„Herr — eine prachtvolle neue Sänfte," sagte Sejan im Hausgang stehen bleibend und zurücksehend nach dem abziehenden Gefolge. Er wollte mit irgend einer Schmeichelei die Pause ausfüllen, die entstanden war.

„Ja, der Bildhauer Dioscoridos hat den Plan entworfen," entgegnete Tiberius zerstreut und schritt, wie Sejan bemerkte, kraftvoller und sicherer einher, als es sonst seine Art war.

Offenbar wollte er gesund, womöglich jung erscheinen. Er kokettirte sogar ein wenig, freilich sehr unbehülflich mit seiner Frische, schnickte mehr

als sonst mit den Fingern, bewegte sich energischer und blickte lebhafter um sich. Auch sein Anzug war jugendlicher, seine Frisur sorgfältiger.

„Was aber das Volk bei solchen Gelegenheiten stets zu gaffen hat," fuhr der Kaiser mißmuthig fort, „können die Leute nicht grüßen und dann ihrem Handwerk nachgehen? Warum dies schafheerdenartige Zusammenlaufen —"

„Hoher Herr — das Volk dürstet nach dem Anblick seines Herrschers —"

Sejan biß sich als, ihm diese plumpe Phrase entschlüpft, auf die Lippen.

„Ja, ja," lachte der Kaiser verächtlich, „wenn ich ein Elefant wäre, würden sie noch inniger dürsten —" und Sejan, der seinen Fehler wieder gut machen wollte, setzte in dies verächtliche Lachen einstimmend hinzu: „Wenn Du ein paar Denare unter sie geworfen, hättest Du sie zu begeisterten Kundgebungen veranlaßt —"

Tiberius schüttelte ernst den Kopf, als wies er sich selbst zurecht.

„Ich suche das Volk emporzuziehen," sagte er, nicht zu erniedrigen — mich schmerzt es jedesmal, „wenn ich bemerke, wie wenig Selbstgefühl die Menge hat —"

Dann richtete er sich, während Sejan verlegen dreinschaute, mit jugendlicher Elasticität empor und betrachtete seines Ministers Hauseinrichtung, erst die Ornamentik des Corridors, dann die einzelnen Gemächer.

„Was sagt Theodorus zu Sejans Geschmack?“ wendete sich der Monarch lächelnd zu dem Gelehrten, als sie im Arbeitsgemach angekommen waren.

Er deutete dabei auf einige kostbare Tische und Statuen, die dem kleinen aber behaglichen Raum Würde und künstlerische Weihe verliehen.

Der Gelehrte meinte, es sei nicht schwer Geschmack zu entwickeln, wenn man vom Kaiser so huldvoll mit Gehalt und Geschenken bedacht werde.

„Du irrst mein Lieber,“ sagte Tiberus auf einmal sehr gut gelaunt, „ich spare für den Staat, an mir selbst und an meinem Minister vor allen Dingen — Sejan's Gehalt ist nicht groß und —“ bei diesen Worten klopfte er dem Günstling wohlwollend auf die Schulter: „es ist nicht der geringste Dank, den ich ihm dafür zolle, daß er so wenig Ansprüche an meine Kasse macht —“

Sejan entgegnete lächelnd: „Ja, es ist wahr,

mein Gebieter schenkt dafür dem Volk bei Feuersbrünsten und Wasserschäden desto größere Summen, und doch bin ich ihm für das Wenige, das ich erhalte, dankbarer, als jene für das Viele —"

„Ach ja," sagte Tiberius seufzend, „Dankbarkeit vom Volk — Wärme von der Schlange —"

Dann wandte er sich wieder zu Theodorus.

„Es scheint, Du prüfst Sejans Ministermappen?"

Der Gelehrte, der näher an den Tisch herangetreten war, mehrere Schriftstücke und Bücher mit seiner spitzen Nase beschnüffelt hatte, meinte ein wenig spöttisch: „Hiervon verstände er nichts —" und warf dann ein Werk über die Befestigung der Städte, das er in der Hand hielt, verächtlich bei Seite.

Der Kaiser bemerkte die Unzufriedenheit des Gelehrten, die ihn zu amüsiren schien, denn er fuhr, wie um den Hochmüthigen zu ärgern, fort: „Ja, ja, das ist ein altes Räthsel — Sejan erledigt die massenhaften, kaum von drei Leuten zu bewältigenden Regierungsgeschäfte und hat dabei immer noch Zeit für seine Freunde — er ist immer fertig, wenn Andere anfangen, und fängt an, wenn Andere bereits fertig an Geist und Körperkraft zusammenbrechen —"

Sejan lehnte bescheiden dies Lob ab.

„Ich führe nun einmal einen raschen Griffel,“ meinte er leichthin.

„Theodorus scheint mit meinem Lob nicht einverstanden,“ wendete sich der Kaiser boshaft schmunzelnd an den sich zornig räuspernden Gelehrten, der nun die Falten seiner Toga glatt strich.

„Nicht ganz Gebieter,“ sagte der gallige Mann der Wissenschaft, indem er gelb im runzeligen Gesicht ward, „es gehört schwerlich viel Genie dazu, dergleichen Geschäfte zu erledigen — das ist nur die Sache eines praktischen Verstandes —“

„So? glaubst Du?“ fragte der Kaiser und wandte sich an Sejan: „Was sagst Du hierzu?“

„Er sagte selbst, er verstehe nichts davon,“ meinte Sejan, nicht im Geringsten beleidigt.

Nun mischte sich der sich im Gefolge befindliche Pomponius Sekundus, der Lieblingspoet Tiberius' ins Gespräch. Mit einem feinen, für den Gelehrten um Entschuldigung bittenden Lächeln auf den Lippen, trat er bescheiden an Tiberius heran.

„Theodorus gehört zu jenen Gelehrten,“ sagte er leise, „welche die Staatsmänner, Dichter, Künstler, und Feldherrn erst dann schätzen, wenn dieselben

bereits zwanzig Jahre todt sind — dergleichen Forscher gleichen den Würmern, für die erst die Leiche Werth erhält — an den Lebenden haben sie nur Augen für die Fehler — sie sehen gewissermaßen an Achilles immer nur die Ferse —"

Der Kaiser, dem es stets Freude bereitete, wenn er seine Gelehrten aufeinander hetzen konnte, lächelte zufrieden.

„Da hast Du's," sagte er zu dem ärgerlich die Stirn runzelnden Redner. Dann brach er ab und wehrte mit der Hand dem Theodorus, der in Wuth gerathen, heftig entgegnen wollte.

„Verzeiht! ich habe im Augenblick noch eine Regierungsangelegenheit mit Sejan zu besprechen," fuhr er in ernsterem Tone weiter fort, „ich bitte euch daher meine Freunde, zieht euch für wenige Minuten zurück. Später setzen wir dies interessante Gespräch fort — —"

Sejan stand regungslos; die Uebrigen rafften die knisternden Falten ihrer Togen zusammen und wollten sich entfernen.

Da glitt durch Tiberius' sonst so ernstes Gesicht ein fast übermüthiger Zug, der gleich wieder verschwand.

„Ach! wartet," rief er, mit einem sonderbar

sarkastischen Blick auf Sejan: „Einstweilen — damit Du, mein Theodorus, so lange ich abwesend, einen Gegenstand zum tieferen Nachdenken hast, bitte, besinne Dich doch darüber, welcher Dichter folgenden Vers verfaßt hat: „Das Lebende allein hat Werth dem Lebenden.“

Ich habe mich gestern vergeblich auf den Verfasser besonnen — er muß bereits zu den halb verschollenen gehören —“

Der Kaiser grüßte freundlich die sich Entfernenden, die sich tief verbeugten, und wandte sich dann mit dem Blick behaglichen Einverständnisses an Sejan.

„Ich bin begierig, was mir der Bücherwurm zur Antwort geben wird,“ meinte er die Augenlider zusammenkneifend, „merkst Du?“ fügte er mit gutmüthig-listigem Lächeln hinzu, während man die Stimmen der Weggehenden in der Ferne noch vernahm.

„Dieser Vers,“ sagte Sejan lächelnd, „steht wohl in keinem Buch, Du scheinst mir ihn soeben improvisirt zu haben, Herr? Und beim Zeus ich bewundere Dein Talent — der Vers ist nicht schlecht —“

Der Kaiser lachte in seiner leisen Art,

die zwischen Ernst und Scherz geistreich die Mitte suchte.

„Mir scheint, Du seist ein bessrer Aesthetiker als jener Wissensfürst," erwiederte er. „Sahst Du, wie er nachdenksam die Brauen runzelte?" . . .

„Als wühle er bereits wurmhaft in der Leiche jenes alten Dichters," schloß der Angeredete lächelnd den Satz.

Hierauf entstand eine Pause. Der, Freunden gegenüber so feinfühlige Tiberius gerieth offenbar in Verlegenheit, was ihm, diesem Weltherrscher, der sich rücksichtslos alles hätte erlauben dürfen, diesem überlegenen Geist, einen gewissen kindlich erhabenen Zug verlieh. Die düstere edle Stirn niederbeugend, hatte er einen Augenblick in Gedanken verloren dagestanden, als suche er nach Worten.

Sejan, der ahnte, was dieses Stillschweigen zu bedeuten hatte, schob ihm erregt einen Sessel herbei und beschloß, dem schwerfällig mit sich selbst Kämpfenden, den Anfang des Zwiegesprächs zu erleichtern. Sejan räusperte sich, rückte an mehreren Möbeln und suchte vorsichtig nach einem geistigen Anhaltspunkt, da ihm in gewissem Sinn sein Unternehmen doch bedenklich vorkam. Endlich,

als der Kaiser zerstreut nach ihm hin sah, trat er bescheiden, fast unterwürfig und wie um Verzeihung bittend, näher.

„Herr, begann er leise, wie beschämt, „ich glaube, ich habe Dir noch ein Räthsel zu lösen —“

Er hielt graziös die Hand vor den Mund und hüstelte beklommen.

Der Kaiser fuhr empor, erröthete ein wenig und sah von unten nach oben, so daß seine Pupille unter dem Oberlid fast verschwand, dem Günstling in's Gesicht. Doch dieser eben noch mißtrauisch-prüfende Blick klärte sich auf, als er die durchaus offenen Augen des Ministers mit dem demüthigen und zugleich schelmischen Ausdruck auf sich gerichtet sah. Er drehte sich um und ließ sich in dem Sessel nieder.

„Wie? von was sprichst Du?“ fragte er mit schlecht gespielter Verwunderung — „Räthsel?“

„Ich“ — sagte Sejan, ohne auf diese Verwunderung zu achten, „ich fühle mich schuldig Herr — ich bereue, daß ich im Eifer, Dich zu zerstreuen, zu erheitern, zu weit ging —“

„Ach —?“ stieß der Kaiser hervor, als besänne er sich.

„Ich flehe Dich an, Herr,“ fuhr Sejan fort,

„betrachte die Comödie, die ich in Scene setzte, als einen plumpen Scherz — und —“ er hielt einen Augenblick inne, „lassen wir die Sache auf sich beruhen —“ setzte er dann mit herzlich um Entschuldigung bittendem Ton hinzu.

Der Kaiser, in den Sessel zurückgelehnt, sah den Sprecher an, mit seinen großen, wie Spiegel leuchtenden Adleraugen, vor denen ein Weltreich zitterte, die dazu geschaffen schienen, erzstarrende Legionen im Zaum zu halten oder über den Räthseln des Daseins zu brüten.

„Ach . . . Du meinst . . . ja, ja! Gewiß! Ich erinnere mich! jene Germanin?“ murmelte er, ein wenig erhitzt im Gesicht.

Er regte sich nicht und drückte die beiden Hände erwartungsvoll auf die Löwenköpfe, in welche die Sessellehnen ausliefen.

„Ich dachte Dir eine Freude zu bereiten Herr,“ warf der Minister leicht hin, als handle es sich um ganz Unwichtiges, Nebensächliches, „ich glaubte das kindliche Geplauder des Mädchens dürfte Dir nach Deinen anstrengenden Regierungsgeschäften zuweilen eine Erholung bieten — denn sie ist klug, diese Germanin — ja — lächle nur Herr — sie philosophirt sogar manchmal —“

er brach ab, strich leicht mit der Hand durch die Luft und fuhr fort, als rede er mit sich selbst: „nun sehe ich aber ein, daß ich da eine Dummheit begangen — bitte — sprechen wir von angenehmeren Dingen —!“

Der Kaiser hatte allmählich Zeit gefunden seines Schamgefühls Herr zu werden, welches ihn beschlichen, da er sich, in seinem Alter, als Liebhaber eines jungen Mädchens dachte. Er ärgerte sich jetzt über das jugendliche Benehmen, das er vorhin zur Schau getragen und verwünschte seine heute etwas kostbarere Kleidung, den Lorbeerkranz, den er sich hatte flechten lassen.

Sejans Worte klangen so ehrlich, er nahm die ganze Angelegenheit so offenbar von der scherzhaften Seite, wandte sich jetzt so höflich zu Tiberius, daß derselbe nicht wagte, irgend ein Mißtrauen merken zu lassen. Er begnügte sich mit dem Kopf zu nicken, denn er mußte erst diese ihm in gewissem Sinn knebelnde, überrumpelnde Liebenswürdigkeit seines Ministers abschütteln. Diesen jedoch vermochte selbst die starre Ruhe seines Herrn nicht aus dem Sattel zu werfen. Er beherrschte sich vollkommen, jeden Athemzug, jede Miene! Jede Bewegung seiner

Hände verkündete Sicherheit. Das Gewinnende seines Lächelns, seines Mienenspiels feierte Triumphe und nicht ohne Grund nahm er, während er sprach, zuweilen eine gewisse biederbe Ungezwungenheit des Benehmens an. Er ging wirklich, indem er in den Papieren seines Schreibtischs wühlte, auf andere Gegenstände über, natürlich nur, um jeden Verdacht von sich abzulenken und des Kaisers Empfindungen betreffs der Germanin sorgfältiger prüfen zu können. Er redete über den Fortschritt der neuen Dämme am Tiber, stattete Bericht ab über einige Versetzungen und Beförderungen im Heer, über den muthmaßlichen Ausfall der Ernte und dies allerdings mit der sachkundigen Bestimmtheit eines Mannes, der weiß, daß er nnentbehrlich ist.

Der Kaiser, der zerstreut zugehört, sah dem Vortragenden immer noch lebhaft ins Gesicht Er beabsichtigte jetzt denselben mittelst einer unerwarteten Frage auf die Probe zu stellen.

„Höre mein Lieber," unterbrach er ihn ganz unvermittelt, mit feinem sarkastischem Lächeln um die müden Lippen, „wenn Du mir nicht ein langerprobter Freund wärest — weißt Du, was ich dann jetzt thun würde?"

Sejan, der indessen alle Umstände wohl erwogen und sich vorgesehen hatte, fragte bescheiden höflich: „Und was, mein Gebieter?“

„Ich würde Dich ohne Verhör in die mamertinischen Gefängnisse werfen lassen —“ fuhr der Herrscher ruhig fort und beobachtete den Eindruck seiner Worte.

Vom Atrium herüber vernahm man während der jetzt entstehenden Pause die Stimme des Theodorus, die scharf und kampflustig erschallte.

Ohne zu zittern, aber auch ohne Stolz oder Groll, sondern in liebenswürdigem Ton, fragte der gewandte Günstling, sich von seinem Tisch abwendend: „Wegen jener Germanin, Herr?“

„Wegen dieser!“ bestätigte Tiberius.

Sejan besann sich, indem er ein Schriftstück in der Hand haltend, unter sich sah.

„Und ich glaube, Du thätest Recht hieran,“ sagte er dann ernst, „ich würde, wenn ich Du wäre, ebenso gehandelt haben —“

„So?“ meinte Tiberius, „Warum?“

„Warum?“ lächelte Sejan, „ei, das ist klar! Ich würde, wenn ich Deinen ewigen Argwohn im Busen trüge, den Minister gestraft haben, der mich — Zeus weiß aus welchen Gründen! so

plump, so durchaus dumm an ein Weib zu fesseln suchte, ... Einen solch' undiplomatischen Staatsmann, der es so schlecht verstünde, mich zu hintergehen, dem würde ich fürder nicht mehr trauen."

Der Kaiser mußte lächeln. Er konnte nicht leugnen, daß er mit dieser Antwort zufrieden war; sie klang ehrlich genug. Sejan würde gewiß, wenn er Gefährliches im Hintergrund verbarg, seine Netze feiner gestellt haben.

„Du hast Recht," sagte der Cäsar ruhig, „den Tiberius besticht man nicht so leicht mit Tand, um ihm ernsthafte Geschäfte ungenießbar zu machen."

„Ueberdies," warf Sejan dazwischen, „geht die Kunde, Tiberius sei ein Weiberfeind —"

„So ist's —" lächelte der Kaiser.

„Und dann Herr," fuhr Sejan treuherzig lachend fort, „glaubst Du wirklich, ich habe Dein Alter so wenig in Berücksichtigung gezogen?"

„Freilich, mein Alter," entgegnete der Kaiser ein wenig verstimmt. „Nein, ich that Unrecht Dir zu mißtrauen — Amor verschwendet seine Pfeile an mir umsonst — Uebrigens —" setzte er sinnend hinzu — „das Mädchen gefällt mir —"

Sejan verbarg seine Freude, die ihm dies Geständniß erregte.

„Jedenfalls ist sie ein sonderbares Geschöpf, deren Unterhaltung, ihrer Rauhheit wegen, zuweilen einen gewissen Reiz hat —“ meinte er mit kühler Betonung, das Schriftstück durchblätternd, das er in Händen hielt.

„Und das ist der Grund, warum Du sie mir vorführtest?“ fragte der Kaiser zerstreut.

„Hem!“ hustete Sejan, „darf ich Dir offen meine Gründe auseinandersetzen Herr?“

„Sprich —“

Sejan besann sich einen Augenblick.

„Ich fühlte schon lange,“ begann er dann, seine Stimme zu einem wehmüthigen Zittern dämpfend, „daß Du Dich in Deinem Alter verlassen, vereinsamt fühlst. Du mißtraust und das mit Recht, einer Welt, die Dich nicht versteht, die nur Vortheil aus Dir ziehen möchte, die stets verlangt und nie giebt. Mir allein traust Du, und mein ganzes Dasein hindurch war ich bestrebt mich dieses Vertrauens würdig zu erweisen, ja, ich darf mit Stolz sagen: ich war Dein Freund, Dein Tröster, Pfleger, einmal sogar Dein Retter. Trotzdem bist Du nicht glücklich, trotzdem fehlt

Dir Behaglichkeit, Ruhe. Ich fühle es leider mit Schmerz, ich kann Dich nicht so pflegen, trösten wie es nöthig wäre, wie dies nur ein Wesen weiblichen Geschlechts fertig brächte. Deine Kolikanfälle, Deine übrigen Leiden — verzeihe, daß ich dies hier erwähne — kurz — wie soll ich's anfangen, stets um Dich zu sein, Dir behüflich zu sein! Herr Du bedarfst eines Wesens, das Dir jeder Zeit mit Treue und Liebe anhängt, das fähig ist, Dein kostbares Leben in jedem Augenblick zu behüten und es dadurch zu verlängern —"

Der Kaiser, der mit zurückgedämmten Empfindungen zugehört, unterbrach ihn.

„Und dies Wesen glaubst Du in jener Germanin gefunden zu haben?" fragte er, von der aufrichtigen Sorglichkeit, die aus den Worten seines ersten Dieners zitterte, gerührt.

„Ganz gewiß Herr," versicherte dieser schnell, „das Mädchen ist fähig, sich für den, welchen es achtet, zu opfern — sie ist eine hohe, große Natur — kühn wie der Eichenwald, dem sie entstammt — wenn Du Dir ihre Treue erringen kannst, hat Deine Krone einen neuen Edelstein von unschätzbarem Werth erhalten —"

Der Kaiser, der einige Augenblicke starr vor

sich nieder gesonnen, stand auf, schritt auf seinen Minister zu, sah ihm mit mild-ernstem Blick in die Augen und schloß ihn dann mit väterlicher Inbrunst in die Arme. Er küßte ihn, wie dies damals häufige Sitte war, auf die Wange. Dann löste er seine Arme, trat zurück und faßte seines Günstlings Hand.

„Verzeihe, ich that Dir Unrecht," sagte er, sich beherrschend, mit weicher Stimme, „ich vergaß, woran Du mich erinnerst, daß Du mir einst das Leben gerettet — und ich ließ mich wieder einmal verleiten, meine menschenfeindliche Stimmung zu sehr zu verallgemeinern —"

Sejan war von diesem Gefühlsausbruch seines sonst so zurückhaltenden Herrn einen Augenblick so tief bewegt, daß er erbleichend, ohne ein Wort hervorbringen zu können, zu Boden sah. Des Kaisers arglose Liebe traf ihn, wie ein Schlag in's Gesicht. Seine ehrgeizigen Pläne stachen ihn wie Skorpione, er verfluchte sie und in ihm flüsterte es dringend: „Laß Dir genügen, an dem, was Du erreicht — fort mit dieser entsetzlichen Last — die Dich in den Abgrund reißt — seine Liebe ist mehr werth, als das Diadem —" Unwillkürlich entzog er seine Hand, derjenigen

des Kaisers, wendete sich mit traurig-müdem Gesichtsausdruck ab und als der Kaiser ihm vertraulich auf die Schulter klopfte, ward es ihm so weh und elend um's Herz, daß er rasch nach einer Ablenkung suchte.

„Höre nur, wie die sich zanken!“ sagte er, nach der Thüre gehend, von welcher her man die Stimme des Theodorus erschallen hörte. Dann kam er wieder näher. „Sie streiten über Deinen Vers,“ sagte er, ein Lächeln erzwingend und um sich über seine Schwächeanwandlung hinwegzuhelfen, erzählte er dem sinnend mit einem Schreibgriffel spielenden Kaiser, daß er das Mädchen auf seinem germanischen Feldzug in der Nähe von Köln aus den Händen zweier Soldaten befreit, die sich um dieselbe stritten. Da sie ihm ihres ungekünstelten Wesens halber gefallen, habe er sie mit nach Rom genommen, in seinem Hause erziehen lassen, so daß sie jetzt ihre Muttersprache fast verlernte, überhaupt in ihren äußeren Sitten ganz zur Römerin geworden sei. Nur ihre innere Gesinnungsweise sei unrömisch. Ihre Eltern seien bei der Eroberung des Heimathsdorfes gefallen.

„Ich habe es nicht bereut,“ schloß er, „daß ich sie wie eine Freie erziehen ließ. Sie beweist

sich dankbar und hat mich während meiner vorjährigen Krankheit mit unermüdlicher Geduld gepflegt. Es läßt sich nicht schildern, welch wunderbare Krankenpflegerin sie ist — Du hörst sie gar nicht — sie umschwebt Dich wie ein Geist — die Römerinnen sind Nilpferde, mit dieser Zartheit verglichen . . ."

Der Kaiser hatte indeß seine rasche Herzlichkeit bereut. Einmal lag es überhaupt in seiner Art, nach derartigen menschlichen Regungen in eine desto größere Zurückhaltung, ja Schroffheit, zu verfallen, als erkenne er, daß er Mysterien, vor profanen Ohren entweiht.

Dann aber gefiel ihm in Sejans Worten plötzlich der häufige Hinweis auf sein Alter, seine zunehmende Kränklichkeit nicht. Warum mir dies vorhalten? überlegte er. Ist das reine Herzensgüte? Bin ich wirklich so sehr der Pflege bedürftig? Geht es so schnell mit mir zu Ende? Ich fühle mich doch noch leidlich wohl!

Indessen beherrschte er seine Züge, denen er ihre frühere huldvolle Freundlichkeit zu bewahren suchte und nahm sich vor, jetzt seinen ganzen Scharfsinn aufzubieten, um des Ministers wahre Absicht zu durchschauen. Es fiel ihm dabei ein,

daß er vor einiger Zeit sich über allzugroße Arbeitslast beklagt und den Wunsch ausgesprochen hatte, sich zurückzuziehen. Es war ihm damals aufgefallen, wie lebhaft ihm Sejan zustimmte, wie er ihm alle Vortheile eines solchen von Rom entfernten Lebens ausmalte. Der Minister begeisterte sich für diese weltentrückte Idylle eines Weltherrschers und brachte sogar bereits einen Ort — die Insel Kapreä — in Vorschlag. Der Kaiser hatte sich im Laufe des Gesprächs den Lorbeerkranz vom Haupt genommen, dessen er sich, da so häufig sein Alter, seine Kränklichkeit erwähnt wurde, zu schämen begann. Er zerpflückte jetzt dessen einzelne Blätter, die er auf den Tisch streute, wobei er seiner freudlosen Jugend gedachte. „Sieh, so zerpflückte mir die Hand des Schicksals mein Glück," sagte er, die Blätter mit dem Gewand auf den Fußboden streichend. „Ich möchte das Mädchen sprechen," fuhr er zögernd fort und als der Minister in allzu hastiger Freude nach der Thüre eilte, um dasselbe rufen zu lassen, gefiel auch dieser Diensteifer dem Kaiser nicht; rasch setzte er hinzu: „Gieb mir Deinen Arm — wir Beide ergehen uns einstweilen in Deinem Garten" — und hiermit schob er seinen Arm unter den seines Günst-

lings, ohne ihm Zeit zu lassen, die Germanin zu benachrichtigen.

Sejan schien anfangs ein wenig betreten, er ahnte, daß ihm sein Gebieter immer noch nicht völlig traute und schwieg daher. Der Kaiser indeß, als er am Arm seines Ministers durch den Hausflur dem Garten zuschritt, lächelte so gnädig wie möglich.

„Wirklich — schön aber einfach ist Deine Einrichtung," lobte er mehrmals, absichtlich mehrere kostbare Vasen übersehend, die zwischen Säulen aufgestellt waren. Nur einmal betastete er einen assyrischen Thürvorhang, der mit Gold reich bestickt war und meinte: „Hm! ich pflege meine Thüren einfacher zu schließen" —

„Ein Geschenk der Stadt Rom," entschuldigte sich Sejan.

„Ich würde es als zu kostbar zurückgewiesen haben," warf Tiberius mit leisem Tadel ein. An solchen Bemerkungen fühlte Sejan, daß sein Herr plötzlich übler Laune geworden war.

Die Beiden mußten an der Schaar der Höflinge, die im Peristyl warteten, vorüberschreiten. Schon von Weitem vernahm man das Echo zankender Stimmen, was den Kaiser veranlaßte, einen

Augenblick lauschend stehen zu bleiben und seinem Begleiter lächelnd einen Wink zu geben. Von Weitem sah man die weißen Togen der sich Streitenden wie Nebelballen zwischen den Säulen hin und her huschen, bald verschwinden, bald wieder auftauchen.

„Und ich sage Dir," hörte man die rechthaberische Stimme des Theodorus, „diese Verse sind von einem alten griechischen Dichter — wer das nicht am Bau und Ausdruck sieht, ist einfach ein Dummkopf —"

„Diese Verse haben gar keinen Sinn," behauptete eine andere Stimme.

„Was?" ereiferte sich der Grammatiker, der nun hinter einer Säule hervortrat, „das kann nur Einer sagen, der selbst keinen Sinn hat — ich höre es am Tonfall — die Verse sind einem Trauerspiel entnommen — vielleicht einer Medea —"

„Geht doch," erwiderte Pomponius Sekundus, „was zankt ihr euch — der Kaiser hat uns foppen wollen — er hat die Verse selbst verfertigt —"

Gelächter, Widerspruch, Hohn erschallte von allen Seiten, die weißen Nebel der Togen schienen sich um einen Mittelpunkt, den armen Sekundus

zu verdichten. Tiberius hatte mit spöttischem Lächeln den sich ereifernden Gelehrten zugesehen.

„Stören wir sie nicht in ihren tiefsinnigen Betrachtungen," sagte er, „und gehen wir abseits —"

Dann schritt er dem Ausgang des Corridors zu. Dort angekommen, blieb er im Säulenportal stehen, die Hand vor die Augen haltend, da ihn nach der kühlen Dämmerung der Wohnräume das grelle Licht, das über dem Garten flimmerte, blendete. Der Garten zog sich auf dem Rücken des quirinalischen Hügels entlang. Seitwärts gewandt, überblickte man die in einen violetten Duft, wie in ein wollüstig-prächtiges Meer versunknen Paläste, Tempel und Dächer Roms. Murrend, wie ein fernes Gewitter, hallte der Straßenlärm herüber, der vom Hasten, Drängen, Arbeiten und Genießen einer Welt erzählte. Den Kaiser erfüllte der Anblick seiner Stadt mit Schwermuth. Um diese zu verscheuchen, wandte er sich an Sejan.

„Was glänzt dort vom Felde im Norden herüber?" fragte er.

„Das sind die Zelte des Prätorianerlagers," beeilte sich dieser mitzutheilen.

„Ah so," lachte der Cäsar, „jetzt sehe ich auch

Helme und Lanzen in der Sonne blitzen — gut! gut! man muß den Kindern die Zuchtruthe stets offen am Spiegel zeigen —" Sejan, der immer noch über des Kaisers schlechte Laune nachdachte, schritt nun an der Seite seines Herrn in den Garten hinaus. Ihm erregte der Anblick Roms keine Schwermuth, sondern eine brennende Sehnsucht, diese tosende, genußsüchtige, hungrige, lasterhafte Welt, die sich da unter dem violetten Duftschleier in den engen Gassen wälzte, mit den Armen der Macht umspannen zu können. Dabei empfand er freilich, daß ihn der Besitz dieser Welt keineswegs glücklicher machen würde. Aber seinem Geist war nun einmal dies Ringen nach Herrschaft angeboren, wie dem Kinde der Spieltrieb, wie dem Weib das Bedürfniß nach Liebe. Und während das Wagengerassel, das Treiben der Straßen ihn wie eine ferne träumerische Musik berauschte, sprach eine zuversichtliche Stimme in ihm: dies Alles wird einst dir gehören, dort das waffenblitzende Lager ist die aufgehobene Faust, die balde schon zugreifen wird.

Beide wandelten schweigend durch die Myrthenbüsche des Gartens. Der Kaiser hielt seiner Gewohnheit gemäß die Arme auf dem Rücken ge-

kreuzt, während er den mächtigen Kopf mit der löwenartigen Stirn auf die Brust neigte und die Falten seiner Toga ihm unordentlich am Boden nachschleiften. Mehrmals verlor er die Toga, die an den Hecken hängen blieb, so daß der Günstling sie ihm schließlich abnahm, um sie zu tragen. Sejan ging stets bei Biegungen des Kiesweges ein wenig langsamer, um seinem Gebieter den Vortritt zu lassen, zuweilen auch räumte er demselben hastig kleine Aeste, die im Weg lagen, mit dem Fuß bei Seite, oder befestigte widerspenstige in der Luft schaukelnde Rebenranken an die kleinen Säulen. Als ihm eine solche Ranke einmal aus der Hand glitt und im Zurückschlagen des Kaisers Wange traf, war er untröstlich, während der Kaiser lächelnd fragte: ob er denn ein Verbrechen begangen, da er ihn geißle — — Sejan stutzte bei dem Wort: „Verbrechen," da es ihn an seine Absichten erinnerte, doch da er im Gesicht des Kaisers nur ein gnädiges Lächeln entdecken konnte, athmete er auf. Die finstere Laune seines Gebieters schien bereits wieder einer heiteren Platz gemacht zu haben — freilich konnte man nie wissen, wie bald sich die Sonne wieder umwölkte. Plötzlich blieb Sejan stehen und legte

seine eine Hand auf seines hohen Begleiters Arm, während er mit der andern Hand geradeaus in die Gebüsche deutete, welche Beide verdeckten. Dort bemerkte man, umgeben von einem Pinienhain, eine kleine künstliche Felsengrotte, die ihren zerborstenen schwarzen Rachen mit den wie Zähne herabhängenden Steinzacken gähnend aufriß, als wolle sie den spiegelblanken Teich verschlingen, der zu ihren Füßen gelagert, es wagte, ihre epheuumarmte Finsterniß in seiner Tiefe täuschend nachzuahmen. Der Teich in seiner regungslosen Metallglätte sah gar nicht aus wie ein Teich, es schien, als blicke man durch ihn, wie durch einen Zauberspiegel, ins geheimnißvolle Grundlose des Himmels.

„Wer steht dort?“ flüsterte Tiberius sich vorbeugend, obwohl er sich die Frage bereits selbst beantwortet.

„Sie — die Germanin,“ gab der Günstling zurück und dies Wort erweckte in dem Weltherrscher plötzlich ein sonderbares Schamgefühl. Er mußte an sich halten, um nicht zu erröthen, er bemerkte mit peinlichem Befremden, wie sein nicht mehr jugendliches Herz rascher schlug und er fuhr sich unwillkürlich nach dem Pflaster, das ihm auf

der Wange eine seiner gewöhnlichen Hitzblüthen verbarg.

Dicht am linken Ufer des Teiches erglänzte eine von niedriger Säule emporgehobene Marmorbüste des Tiberius, wie sie damals massenhaft in Rom angefertigt wurden. Des Kaisers zu dem Teich hinab geneigtes ernstes, weißes Marmorantlitz, war von einem vergilbten Lorbeerkranz umschattet, der wohl schon seit Wochen auf diesen Steinschläfen welkte. Vor dieser Büste, sie fast überragend, stand Thusnelda in Betrachtung verloren. Der Saum ihres langen Gewandes berührte, über das Ufergras herabfallend, den Saum der Wasserfläche, so daß sie sammt der Büste im Teich noch einmal zu sehen war, nur in etwas dunklere Farben getaucht. Diese beiden Bilder, die aufeinandergestellt sich auf der Silberglätte des Weihers berührten, schienen frei in der Luft zu schweben und boten, vom tiefem Himmelsblau umschlossen, einen wundersamen Anblick. Thusnelda hielt in der lose am Gewand herabhängenden Hand einen eben erst gewundenen Lorbeerkranz, dessen grüne Fülle sich zackig von den Gewandfalten abzeichnete. Jetzt hob sie den Kranz langsam, als wolle sie ihn mit dem verwelkten, den die Statue trug, ver-

tauschen. Die weichen edeln Formen ihres Armes hielten die duftige Schwere des Kranzes frei in die Luft, über das Haupt des Cäsar — so stand sie wie eine Viktoria. Der Ausdruck ihres herbfrischen Germanengesichts war hierbei jedoch kein freundlicher, eher ein verschlossen-düsterer; ihre Mienen hatten sogar — wie in Folge des langen Betrachtens — eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des kaiserlichen Steinbildes. Der Kaiser wandte sich mit gerunzelter Stirn zu Sejan, den er einige Zeit fixirte.

„Sie weiß wohl, daß wir sie belauschen?“ flüsterte er mit ironischer Betonung.

Sejan blickte ihn verwundert an.

„Ich schwöre Dir, daß ich selbst nicht weiß, wie sie hier her kommt,“ stammelte er.

„Geh mir doch — das ist eine lumpige, vorher einstudirte Komödie,“ zischelte der Herrscher verächtlich, sah seinem Minister grimmig ins Gesicht und wollte sich abwenden . . . „Glaubst Du, ich durchschaue dies Spiel nicht —“ lispelte er im Weggehen.

Als er beim Umwenden bemerkte, wie das Mädchen den frischen Lorbeerkranz, statt ihn auf's Haupt des Steinbildes zu setzen, von sich weg in

den Teich schleuderte, blieb er stehen. Sollte dies auch Komödie sein? Das Mädchen war, nachdem sie den Kranz weg geworfen, langsam, wie ermüdet, der Grotte zu geschritten. Tiberius besann sich einen Augenblick, indem er finster auf den bestürzten Minister schielte. Dann gab er diesem mit den Augenbrauen einen Wink, der in seiner drohenden Strenge an's Beleidigende grenzte und schlüpfte darauf vorsichtig durch die Myrthenbüsche. In wenigen Sekunden stand er am Eingang der Felsenhöhle, dicht hinter dem Mädchen, das ihm, den Rücken zukehrend, eben vom Dunkel der Grotte umblaut wurde. Er mußte über seine Athemlosigkeit, seine Hast, mit der er sich durch die Büsche gewunden, lächeln.

„Du benimmst Dich wie ein zwanzigjähriger Pantomime," wies er sich zurecht, als ihm der Schweiß prikelnd auf die Stirne trat und ihm der weich im weißen Gewand verlaufende Nacken des Mädchens ins Auge fiel.

Dieser Nacken, von goldrothen Härchen wie von kleinen wilden Flammen umkräuselt, schimmerte aus der violetten Nacht der Grotte perlmutterartig hervor, in schattenhafter Plastik.

In Tiberius erwachte mit einemal die Erinne-

rung an seine innig geliebte Gattin Agrippina, die er auf Befehl des Augustus hatte verstoßen müssen. Die alten Wunden jener trennungsschaurigen Zeit brannten in ihm auf und dieselbe Sehnsucht, die ihn jedesmal berauscht, sobald er seiner Gattin auf der Straße begegnet, überrieselte jetzt seine Nerven. Mit sarkastischem Ingrimm suchte er diese seinem Alter unziemliche Weichlichkeit zu unterdrücken. Er wollte ja, indem er die Germanin überraschte, an der Art ihres erschrocknen Gesichtsausdrucks prüfen, ob man ihn zu betrügen wagte, ob sie von seinem Hiersein eine Ahnung besaß. Daher gemahnte er sich daran, daß er hier „Herr“ sei, über Leben und Tod Aller, daß er einen Betrug, wie den wahrscheinlich vorliegenden nicht ungestraft dürfe hingehen lassen — nicht allein seinetwegen, das Wohl des Staats verlangte es, daß er auch in kleinlichen Nebendingen auf Gewissenhaftigkeit drang. Das Mädchen bückte sich eben, um einen am Boden glänzenden Stein aufzuheben.

„Was suchst Du hier?“ unterbrach er rauh die Stille der Grotte. Der befehlende Ton, den die Felsenhöhlung dumpf, als käme er aus dem Schallrohr einer Tuba, zurückwarf, durchzuckte

wie ein Beilhieb die runden Schultern des Mädchens. Sie fuhr hastig um, ballte die eine Faust und reckte sich, wie zum Kampf bereit, hoch empor. Tiberius bohrte den scharfen Strahl seines Herrscherauges in dasjenige des Mädchens. Er gewahrte indeß nur einen momentanen physischen Schrecken in ihrem Gesicht, der sich mehr zum Unwillen neigte und der ihr die Lippen wie drohend verzog. Mit der einen Hand war sie sich nach der Herzgegend gefahren, ließ jedoch diese Hand gleich wieder sinken und stand jetzt, zitternd beide Fäuste ballend, als wolle sie sich zur Wehr setzen.

„Warum mich erschrecken?“ stammelte sie in trotziger Angst erbebend, sich noch höher aufrichtend.

„Du bemerktest mich doch hier in der Nähe?“ herrschte ihr der Kaiser zu.

Gleich hierauf, als er in ihr von scheuer Wildheit strotzendes Auge blickte, bereute er den befehlenden Ton seiner Worte. Dieser ungebändigte Blick, der mit drohender Entschlossenheit auf ihn gerichtet blieb, flößte dem Kaiser Ehrfurcht ein, ja — einen Moment hindurch hielt er den Athem an und überlegte, ob es ihm seine Würde er-

laube, sich wegen seines Benehmens zu entschuldigen.

„Ich werde antworten,“ murmelte sie zusammenschauernd, „aber erst wenn —“ Die Stimme wollte ihr nicht über die aufeinanderschlagenden Zähne, sie rang nach Athem und wollte hinzusetzen: „erst wenn Du vom Eingang der Grotte zurücktrittst“ . . .

Plötzlich stürzte sie, wie, als wolle sie sich selbst Muth einflößen, mit starken, in ihrer Aufregung fast unweiblich großen Schritten auf den Kaiser zu. Dieser wich bestürzt einen Schritt zur Seite und sie, ihn mit dem rauschenden Gewand streifend, schoß an ihm vorüber, aus der Dämmerung der Grotte ins Tageslicht. Hier athmete sie, von der Grotte ab der Stadt zugewendet, hastig, wie von einer lähmenden Angst befreit.

Der Kaiser wagte nicht, sie wegen dieses hastigen, eigentlich unziemlichen Hinausstürzens, zur Rede zu stellen.

Ja, er vermied es, daran zu denken, was sie etwa gethan haben würde, wenn er ihr den Ausgang aus der Grotte länger versperrt hätte.

Sein Blick ruhte jetzt auf seiner duftverschleierten Hauptstadt, die ihm — eine herrische

Sklavin — prunkvoll über die sieben Hügel gelagert, zu Füßen ruhte. Zuweilen verirrte sich aus dem gleichmäßigen Rauschen des Straßengetriebes fern her deutlicher ein einzelner Ton herauf, ward aber wieder verschlungen von der allgemeinen Brandung des Menschenmeeres. Jetzt belästigte ihn wieder der Gedanke an ihr rücksichtsloses an ihm Vorbeistürzen. Es ärgerte ihn fast, aber er vermied immer noch eine Frage. Einen Moment lang kam ihm die Rolle, die er hier spielte, so sehr seiner unwürdig vor, daß er sich anschickte zu gehen. Dann bedachte er jedoch, daß er zu hoch stünde, um irgend welche Beleidigung beachten zu dürfen — den Löwen kann nur der Löwe beleidigen! Es fing an ihm schwül zu werden, das ferne Rauschen der Stadt, die sonnige Stille hier oben im Garten, bedrängten ihn, als läge er zwischen den glühenden Resten eines verkohlenden Scheiterhaufens. Die grünen Büsche und bunten Blumen des sonnenglänzenden Gartens flimmerten ihm wie verschwommene Fackeln vorm Auge; ein leises Lüftchen, das ihm jetzt zärtlich die Wange leckte, ließ ihn tief aufathmen. Seine Toga auf der Brust zusammenraffend, drehte er sich nach langem Schweigen langsam nach der

von ihm Abgewendeten um. Die schamhafte Befangenheit, die er noch keinem menschlichen Wesen gegenüber gefühlt, entkleidete ihn einen Augenblick hindurch aller imperatorischen Ueberlegenheit und legte in sein sonst so strenges, finster-ernstes Gesicht einen an's Kindliche streifenden Zug.

„Sage mir, Thusnelda —“ begann er endlich, ein eigenthümlich sarkastisches und doch verlegenes Lächeln auf den ausdrucksvollen Lippen, von welchen die Entscheidungen über das Wohl einer Welt fielen. Sie drehte nur den Kopf nach ihm, so daß sie ihn über die linke Schulter hinüber ansah, gleichmüthig, gefaßt im Aeußeren, innerlich jedoch von einer krampfhaften Nervenspannung gequält.

„Du wußtest von meinem Hiersein nichts?“ fragte er, mit etwas unsicherer Stimme.

Sie sah ihn nur verwundert an, machte mit dem Kopf eine verneinende Bewegung, brachte aber, da ihr die Kehle wie zugeschnürt war, kein Wort hervor. Ihre Haltung erschien stolz und bescheiden zugleich. Der Kaiser suchte nach einem Uebergang, fand ihn nicht und nachdem eine Weile verstrichen war, entfuhr es ihm:

„Und warum warfst Du jenen Kranz in den Teich?“

Sie schien betroffen, da sie merkte, daß man sie belauscht, sie erröthete ein wenig und blickte beunruhigt auf den im Sonnenglanz flammenden Spiegel des Teiches.

„Fürchte nichts," suchte er ihre Bedenken zu zerstreuen. „Kleinlichkeit findet keinen Platz in des Tiberius' Brust — ich weilte hier — ich sah, wie Du mein Bild bekränzen wolltest und —" Sie wandte sich hastig mit verwirrtem, erhitztem Gesichtsausdruck vom Teich ab, völlig dem Monarchen zu.

„Auf Befehl des Kassius," fuhr sie mit auffallender Entschiedenheit zwischen die Worte des Letzteren.

„Wer ist Kassius —" fragte der Kaiser, von ihrer fast zornigen Hast angenehm berührt.

„Der Hausverwalter Sejan's," bedeutete sie kleinlaut, ihre Raschheit bereuend.

„Auf dessen Befehl solltest Du mein Steinbild frisch bekränzen?" frug er freundlich.

„Ja!"

„Nicht aus eigenem Antrieb —" wollte er fortfahren; sie aber schnitt ihm mit einem schroffen: „Kassius befahls" das Wort ab.

„Und — dann?" fuhr er lächelnd fort, „wa-

rum warfst Du den Kranz von Dir —? und setztest ihn mir nicht auf's Haupt?"

Sie sah einen Augenblick starr vor sich nieder, als besänne sie sich, ob sie hier ganz der Wahrheit gemäß antworten dürfe. Ihr Auge blickte wie verschleiert, ihr nackter Fuß scharrte im Kies. Auf einmal sah sie empor und fragte rasch mit kindlichem Gesichtsausdruck:

„Darf ich gehen, Herr?"

Der Monarch blickte sie wohlwollend an.

„Ich bitte Dich zu bleiben und meine Frage zu beantworten —" entgegnete er sanft.

Wiederum eine Pause.

„Willst Du, daß ich lüge?" gab sie zurück, ein mißmuthiges Lächeln auf den, wie im Trotz emporgezogenen Lippen.

„Nein Thusnelda — die Wahrheit will ich hören —" erwiderte er noch sanfter wie zuvor.

„Die — Wahr—heit," fragte sie gedehnt, mit einem höhnischen Anflug in Stimme und Miene.

„Ja — die Wahrheit," sagte er ernst, „rühmtest Du Dich nicht, als ich Dich zum erstenmale sah, Du gäbest stets der Wahrheit die Ehre?"

„Ich wohl — aber Du?" warf sie ein.

„Ich bin nicht wie andere Herrscher —"

„Ich möchte es auf keinen Versuch ankommen lassen —“

„Rede wie es Dir ums Herz ist und nehme keine Rücksicht auf meine Würde,“ ermuthigte er, „beim Zeus! ich bin nicht eitel — ich sichere Dir überdies — magst Du mir sagen, was Du willst — völlige Straflosigkeit —“

„Die verlange ich nicht —“ sagte sie barsch.

„Wie?“ fragte er verwundert.

„Glaubst Du, ich zittre vor Dir?“ fragte sie.

„Nun, ich besitze immerhin ein wenig Macht —“ meinte er.

„Und ich mehr als das — die Verachtung jeder Gewalt,“ sagte sie ruhig, aber innerlich bebend.

„Das ist germanische Denkungsart,“ entgegnete er, „und Du glaubst wohl, Du sprächst hiermit Dinge aus, die mir räthselhaft bleiben und suchst dadurch über mich zu triumphiren? Doch wisse, auch uns Römern fehlt es nicht an philosophischem Denkungsvermögen und wenn mich auch meine Umgebung verwöhnt, so sehr bin ich nicht dem Menschlichen entfremdet, daß ich die Höhenluft des freien Gedankens nicht ertragen könnte. Ich wollte, sie dächten Alle wie Du — doch einerlei!

sprich jetzt —: warum, wenn Du die Strafe nicht fürchtest, verbirgst Du so ängstlich die Wahrheit?"

„Nicht aus Feigheit —"

„Also — aus —?"

„Hem! vielleicht aus Zartgefühl? vielleicht, weil ich auch einem Feind nicht wehe thun möchte —"

„Das ist wieder germanisch gedacht," sagte er und setzte mit leise zitternder Stimme und traurigem Lächeln hinzu:

„Es thut mir leid, daß Du mich Deinen Feind nennst —"

Ihr war, als befange sie ein peinlicher Traum. Sie sah zu Boden, als umschleiere sie eine nicht abzuschüttelnde schwere Ermattung, welche die Folge allzu aufreibender Gemüthskämpfe war.

„Sollte mir der Freund werden," flüsterte sie wie verschlafen, „der der Feind des Menschengeschlechts ist —?"

Der Kaiser zuckte zusammen, wie ein Wagenlenker, dem im rasendsten Lauf, schon dem Ziele nahe, die Zügel entfallen, oder die Radaxe bricht.

„Wie? Was ist das?" fuhr er auf und wendete sich der Sprecherin zu. Diese plötzlich wie-

der zu sich kommend und aus ihrer Lethargie erwachend, starrte ihn, über sich selbst verwundert, an.

Seine wie angeblasene Kohlen aufglühenden Augen hefteten sich in ihren Blick, um seine von feinen Fältchen umfurchten Mundwinkel wölbte sich's drohend, doch seltsamer Weise verwandelte sich der aufblitzende Grimm seiner Mienen rasch in einen gramvollen Ernst, der ihm die Runzeln der Stirne langsam in die Höhe zog.

Thusnelda bereute ihr vorschnelles Wort. Nicht weil sie an dasselbe nicht glaubte, oder weil sie Furcht empfand; es lag ein Zug in des Kaisers Gesicht, der ihr, sie wußte nicht warum, wehe that, ihr ein seltsames Mitleid einflößte. Die Spannung ihrer Nerven ließ nach, der zurückgedämmte Aufruhr ihrer Empfindungen wollte sich Bahn brechen. Sie fühlte mit einem Mal, als sie des Kaisers schmerzlichen, ja ängstlichen Gesichtsausdruck gewahrte, wem sie gegenüber stand, was sie gewagt. Nicht, daß sie mit der Tatze des Löwen gespielt, entmuthigte sie, sondern daß diese Tatze, anstatt zuzuschlagen, die Klauen einzog. Sie wollte, daß er sie vernichte, es demüthigte sie, daß er ihre Beleidigungen so ohne zu grollen, hinnahm,

sie hoffte, daß sie recht behielt und ihm zurufen dürfe: „Da hast Du den Beweis, daß der Thron die Wahrheit flieht!“ Und nun beschämte er sie, nun erschien er ihr in der That groß und sie hielt es für möglich, daß sie sich in seinem Charakter, den man ihr oft in den schwärzesten Farben gemalt, getäuscht. Ein krankhafter Drang zu weinen beklemmte ihr die sonst so gesunde Brust — über sich selbst zu weinen, über die Welt zu weinen, über des Kaisers Milde und Menschenverachtung.

Aber diesen Drang wollte sie — und koste es ihr das Leben — beherrschen und sie empfand ingrimmigen Zorn gegen sich selbst, daß sie die sichtbaren Spuren dieser Selbstbeherrschung nur mit Anstrengung verbergen konnte. Sie mußte sich mit der Schulter an die zackige rauhe Mauer der Grotte lehnen und wagte nicht aufzusehen. Ihre Gesichtsmuskeln zuckten, ihr Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf. Ein vernichtendes Schamgefühl drückte sie nieder und es war ihr, als ginge von dem noch immer schweigenden Herrscher ein intensives Licht aus, das ihr weh in die Augen drang, ihren Körper versengte. Der Kaiser fuhr sich mit der flachen Hand von oben über das

ganze Gesicht, als wollte er eine peinliche Vorstellung wegwischen, athmete auf und schritt dann ein paar Mal mit kurzen Schritten vor dem Grotteneingang auf und ab. Seine Befangenheit war gänzlich geschwunden. Jener Vorwurf, den sie ihm gemacht, anstatt ihn niederzudrücken, gab ihm sein Würdegefühl wieder, ließ ihn ganz jenen inneren Reichthum fühlen, der ihn zu einer überlegenen, bedeutenden Natur machte. Er faßte die ganze Sache plötzlich von der heiteren Seite auf, indem er sich sagte, daß es ihm, der stets bestrebt war, seiner Herrscherpflicht zu genügen, nicht ziemte, sich zu vertheidigen. Und doch schmerzte ihn jene Anklage. Eine verächtliche Bitterkeit quoll in seiner Brust empor und hielt ihm wieder seine Vereinsamung vor Augen.

Nachdem er einige Zeit mit energischen Schritten auf und ab gewandelt war, blieb er vor Thusnelda stehen, sie sarkastisch lächelnd betrachtend.

„Du nennst mich also den Feind des Menschengeschlechts?“ sagte er, schwieg dann und sah ihr immer höhnischer in das erröthende Gesicht.

„Hast Du auch bedacht, was das für ein Wort ist?“ fuhr er fort, indem seine Stimme zitterte, als könne er seinen ironischen Grimm kaum zügeln,

„Oder hast Du nur nachgeplappert, was in den Atrien der reichen Geldwechsler und Adeligen über mich geschwatzt wird? oder kennst Du mich nur aus den Epigrammen, die bestochene Dichterlinge an die Straßenecken Roms heften und die so schmutzig sind wie die Seelen derer, die sie geschaffen?"

Er hielt inne und fixirte sie. Sie wagte aufzublicken und erschrak vor dem Hohn, der in seinen Mienen zuckte und wetterleuchtete.

„Du kennst wohl die geheimen Triebfedern jener Angriffe? Wie?" fragte er sie mit jenem boshaft-verbissenen Lächeln, das dem tiefsten Schmerz entspringt.

„Du hast mir wohl über die Schulter gesehen, als ich meine Befehle unterzeichnete? was?" Er bog den Kopf zur Seite. „Etwa als ich den Luxus einzuschränken gebot?" fuhr er fort, „die Thier- und Gladiatorenkämpfe verbot?" Er lachte heiser vor sich hin und fühlte, daß er eigentlich mehr sprach, als er mit seiner hohen Stellung vereinigen konnte.

„Hem! Gewiß!" fuhr er trotzdem immer noch mit dieser bitteren Laune fort, die anscheinend auf die Meinung des Andern eingeht, „ich bin ein

entsetzlicher Tyrann — frage nur dort unten — das große Rom — frage die Priester, die Soldaten, den Pöbel — sie werdens Dir Alle unter Fluchen bestätigen — im Augenblick habe ich keine Lust, Dich zu widerlegen — bleibe Du nur bei Deinem schönen Glauben — den Du mit Allen theilst, die statt des Schwertes nur seine Scheide kennen — —"

Er war unzufrieden mit seinen Worten, er fühlte, daß er gethan, was er zu vermeiden gesucht, daß er sich vertheidigt und das verdroß ihn. Du hättest völliges Schweigen ihrem Vorwurf entgegen setzen sollen, gestand er sich, das würde sie mehr überzeugt haben, als diese Phrasen, die sie belächeln wird. Er wandte sich von ihr ab und schritt, die Hände auf dem Rücken, den Kopf nach vorn geneigt, langsam dem säulenstolzen, über goldgrünen Pinienwipfeln weiß herüberschimmernden Palastportal seines Wirths zu. Das eigenthümliche gepreßte Gefühl erhabener Einsamkeit das sich schon vorher kühl über seine Seele ergossen, dehnte ihm jetzt noch gewaltsamer schmerzlicher die Brust. Daß jene Anklage aus dem Munde eines Wesens kam, dessen Urtheil er achtete, vor dessen Augen er gern in makellosem Glanz dage-

standen, that ihm besonders weh. Diese Anklage einer Person, die ihn nur vom Hörensagen kannte, zeigte ihm wieder mit herzzernagender Deutlichkeit, wie auf allen seinen Pfaden die Verleumdung ihr Schlangenhaupt erhob. Sie wenigstens hätte ihn kennen sollen, wie er sich kannte. Aber auch sie verstand ihn nicht, so wenig, wie seine nächste Umgebung, so wenig wie Sejan, wie die Gelehrten — so wenig, wie das ganze römische Volk. Was er wollte und that, ward mißdeutet, bewitzelt, absichtlich mißverstanden. Er kam sich vor wie unter Narren der einzige Vernünftige und wenn er sich die großen Ziele vormalte, die er erreichen wollte und Roms kleinliche egoistische Versunkenheit neben diese seine Pläne stellte, mußte er sich fragen: warum lebst du, warum wirkst du eigentlich? Sei doch wie die Uebrigen! Genieße, berausche dich und suche nicht das Vermoderte zu erhalten, das Abgestorbene zu beleben. Aus der Asche bildet Keiner mehr den lebendigen Leib!

Nun blieb er einen Augenblick stehen. Dort unten auf den grünen Hügelpolstern schlummerte es, das marmorglänzende, brausende Rom, die Tyrannin des Tyrannen. Wie peinlich ihm der Gedanke war, der Lehrmeister eines solchen Kin-

dervolks sein zu sollen, die Axe sein zu müssen, um die sich dies ungeheure Rad in stumpfsinniger Hast drehte. Und in seinem jetzigen wilden Humor überhörte er ganz das Elend, das Laster, das aus diesen Straßen herüber stöhnte und girrte und ward thatsächlich zum Tyrannen, der sich sagte: Wenn ihr euer Wohl nicht erkennt, will ich euch zwingen, es zu erkennen — eure Waffe ist die Verleumdung, um die ich mich nicht kümmere, meine Waffe ist die Peitsche, die ihr küssen sollt. Doch empfand er, daß Herrschermacht hier nichts mehr auszurichten vermöchte. Der Befehl: „stehe auf, sei gesund“ konnte einem Kranken nicht mehr helfen, der im hitzigsten Fieber phantasirte. Strafen waren hier fruchtlos. Nur eine große geistige Umwälzung, sagte er sich, kann diese dem Abgrund zutaumelnde Welt noch retten — aber woher soll diese Umwälzung kommen? Und dann erinnerte er sich jenes Schwärmers in Jerusalem, der die Götter umstürzen wollte und lachte verächtlich auf. Mit solchen Märchen flößt man einer erstorbenen Menschheit kein neues Blut in die Adern, sagte er sich, es verwirrt den Verwirrten noch mehr, wenn man ihm von der Gleichheit der Menschen vorschwatzt. Ueberdies ist das staatsgefährlich.

Dieser Träumer muß vom Erdboden verschwinden. Ich werde ihm Gelegenheit geben, seine Todesverachtung durch die That zu beweisen.

Als er nun weiterschritt, versank sein Geist immer tiefer in den verlockenden, grünschillernden Sumpf unheilbarer Schwermuth, die ihn weich und kühl umschloß. Dieses schwermüthige Gefühl seiner äußeren und inneren Macht, dieser traurigstolze Selbstgenuß blieb seine einzige Rettung Das Gefühl seines Werthes wuchs sogar, je mehr er sich unverstanden, vereinsamt wußte und streifte zuweilen die bedenklichen Höhen des Größenwahns. Zugleich wuchs in ihm das Verlangen, sich von der Welt zurückzuziehen und dieselbe wie ein Gott aus weiter Ferne, von den Wolken herab zu lenken.

* * *

Thusnelda war, als der Kaiser gegangen, noch einen Augenblick wie lauschend stehen geblieben. Seine Worte, die von jenem eigenen, halb boshaften, halb milden Lächeln begleitet waren, saßen ihr noch wie Pfeilspitzen, deren Gift langsam das Blut zersetzen, in der Brust und deren Widerhaken immer tiefer eindringen, je öfter die Hand versucht, sie herauszuziehen. Die Ueber-

zeugung, daß sie sich im Charakter des Kaisers getäuscht, daß sie sich in ihrer Phantasie einen ganz anderen Tiberius zurechtgebildet, als der wirkliche war, diese Ueberzeugung, die ihr aus den letzten Worten des Weggehenden deutlich entgegenleuchtete, beschämte sie so tief, daß sie immer noch nicht aufzusehen wagte. Ihre Wangen brannten, ihr stark ausgeprägtes Gesicht hatte einen hülflosen, heißen Ausdruck, der an denjenigen schlafender Kinder erinnerte. Besonders um ihre Augen lag ein kindlich-verstörter Zug, so als wolle sie eben einschlafen, könne es aber vor Schmerz nicht. Es war ihr, als habe sich der weggehende Kaiser in eine im Abendgewölk versinkende Sonne verwandelt, deren purpurgoldene Strahlen noch in der Luft verglommen, ihr das Gesicht verbrannten, ihr die Augenlider zu Thränen reizten. Als sie endlich den Kopf hob und sich allein sah, schien ihr die ganze Natur sich im Goldglanz seiner Sone zu baden — der Teich, die Büsche, der Himmel, die Statuen schienen, noch vom Licht dieser Sonne berauscht, ihr zuzurufen: sie solle Abbitte thun, den Gekränkten um Verzeihung bitten . . . Sie biß die Zähne aufeinander, ballte die Fäuste und empfand eine Wuth gegen sich

selbst, als habe sie sich unabsichtlich eine lebensgefährliche Wunde beigebracht. Dieses zornige Schmerzgefühl brachte es mit sich, daß ihr die Natur auf einmal ein höhnisches mitleidsloses Gesicht zeigte.

„Wer hieß dich auch so vorschnell urtheilen," riefen ihr die Vögel und lispelnden Blätter zu, „wer hieß dich über Dinge reden, die du nicht verstehst —"

Dann fiel ihr der Marmorkopf des Kaisers in's Auge, der ihr in stillem Spott zu lächeln schien. Verzog er nicht die Lippe? Wandte er sich nicht nach ihr um? Sie sah finster zu ihm hinüber, auf dessen Scheitel die Sonne einen blinkenden Lichtblitz warf. Wie gelassen er sich im blauen Silber des Teiches beschaute. Und dort, an's Ufer getrieben, lag noch der Lorbeerkranz, den sie ihm aufs Haupt setzen sollte. Wie das Blau des Himmels den weißen Marmor weich wie mit Seidenkissen umarmte, und wie bedeutend diese straffen Züge den strengen Pflichteifer seiner Seele wiederspiegelten. Sie las jetzt in dieser Seele. Sie ahnte die Stimmung, die ihre Beschuldigung in des Kaisers Brust hervorgerufen, ihre weibliche Empfindungsfeinheit sagte ihr, daß

ein erhabenes Einsamkeitsgefühl sich um seine Seele ergossen, daß er traurig war.

In den Zorn, den ihre Voreiligkeit in ihr erregt, mischte sich das Mitleid mit dem Beschuldigten. Und doch fühlte sie, daß er ihr Mitleid verächtlich abweisen würde. Einige Zeit stand nun ihr Denkvermögen völlig still. Sie sah den Teich blinken, sah die grünen Kuppeln der Pinien in das Blau des Himmels mit wollüstiger Weichheit emporstreben, ohne daß sie wußte, wo sie sich befand. Dann tauchten allerlei Phantasien vor ihrem inneren Auge auf. Eine Sehnsucht nach der Heimath ergriff sie, nach dem eintönigen Rauschen des Heimathswaldes, der die kleine Lehmhütte beschattet. Sie sah den Vater, von Hunden umsprungen, von der Jagd heimkehren, sah die Mutter, rothangestrahlt vom Heerd, dem Fröhlichen entgegenlächeln — dies Bild lag hinter ihr wie ein halbvergessener Traum und auch die Kampfscene, die sich um die Hütte entsponnen, dämmerte vor ihrem geistigen Auge. Sie erinnerte sich noch mancher Einzelheiten. Mit welcher Spannung sie dem Aufeinanderschlagen der Schilde gelauscht, wie sie dem Vater eine neue Streitaxt gereicht — freilich das Meiste blieb im Dunkeln; sie war da-

mals kaum zehn Jahre alt gewesen. Plötzlich sank sie auf die vor der Grotte befindlichen Bank und legte die Hände in den Schooß. Sie weinte nicht, aber es war ihr elend, die Glieder wie zerschlagen. Ohne Angehörige in einem fremden Land, der Willkür fremder Menschen preisgegeben, deren inneres Fühlen ihr, trotz ihrer frühzeitigen römischen Erziehung, unverständlich blieb. Und doch reichte diesem Schmerz die ebendurchlebte Scene mit Tiber einen heimlichen Trost. Nun erst lichtete es sich in ihrer Gedankenwelt. Nun erst wagte sie sich, das Geständniß abzulegen, daß ihr der seltsame Mann mit dem hochernsten, unheimlich-finsteren Gesicht schon seit Wochen ein Gegenstand halb unbewußten Nachdenkens gewesen. Nun erst merkte sie, daß sie überhaupt nie an ihr eigenes Wort: er sei der Feind des Menschengeschlechts, geglaubt, daß sie dies Wort nur wie einen Schild benutzte, um sich vor seiner düsteren Laune zu schützen. Aber wo sollte das Alles hinaus? Wozu dies Alles? Verachtete er sie nicht? War sie ihm wirklich mehr, als ein nicht uninteressantes Buch, das man, wenn man es ausgelesen, bei Seite legt? Immer mehr befremdete sie das eigenthümliche Verhältniß, daß sich zwischen ihr, der Sklavin,

und dem Herrscher einer Welt entsponnen —! Und doch hatte er so viel Menschliches. Dann plötzlich schien es ihr, als gehöre sie an seine Seite, trotzdem sie eine unendliche Kluft von ihm schied, als sei sie die Einzige, die das Räthsel seines Innern zu lösen vermöge. Ja! sie fehlte ihm, empfand sie und das mußte auch er empfinden! Er brauchte sie unbedingt, wenn er lebensfrisch bleiben wollte, wenn ihn die ewigen Verbitterungen und Enttäuschungen nicht vor der Zeit in den Tod ziehen oder ihn zum Tyrannen machen sollten. Welches Mitleid sie mit ihm fühlte, — gewiß! sie meinte es ehrlich mit ihm und sie wollte ihm das beweisen — —!! Sie schrak zusammen, als der Kiesboden, auf den sie ihre Augen geheftet, knirschte und sich ein Schatten über denselben, bis dicht an ihre Fußzehen legte. In diese Grübeleien versunken, hatte sie nicht bemerkt, wie sich ihr schon seit einiger Zeit Lygdus, der Kammerdiener des Drusus näherte. Sie hatte diesen jungen Griechen mehrmals gesprochen, wenn derselbe — wie dies auch jetzt der Fall war — seinem Herrn hier her in das Haus des Sejan gefolgt war. Im Ganzen interessirte sie der gewandte hübsche Mensch, obgleich seine leichtfertig-träge,

üppig-freche Art sich zu benehmen, auch wieder ihre gesunde Offenheit abstieß. Lygdus schlenderte die Arme über der Brust gekreuzt, ein blasirtes Lächeln auf den weichlichen Griechenlippen, durch die Büsche, als sei es ihm eigentlich gar nicht darum zu thun, näher zu kommen und eine Unterhaltung zu beginnen. Von Weitem schon glänzten seine gesalbten Schultern wie Erz im Sonnenlicht und hob sich sein schwarzkrauses Haar vom frischen Grün der Hecken ab. Seinen Bewegungen sah man an, daß er der Liebling seines Herrn war, denn er schob sich mehr heran als er ging; manchmal blieb er in malerisch-koketter Stellung stehen, manchmal gähnte er und ahmte dabei die Vornehmheit Sejans nach, manchmal bückte er sich, als wolle er eine Pflanze näher besichtigen, immer dies träge, frivole Lächeln auf den Lippen, mit dem er der Welt seine schweigende Geringschätzung andeuten zu wollen schien. Dabei verbreitete er einen durchdringenden Wohlgeruch babylonischer Salben wie eine Wolke um sich. Erst als er vor ihr stand, gewahrte sie ihn und sah theilnahmlos zu ihm auf, noch völlig damit beschäftigt, Klarheit in die Verwirrung ihrer Gedankenwelt zu bringen. Lygdus' Benehmen zeigte eine gewisse katzenartige weichliche

Zudringlichkeit. Aus der eleganten Art, in der er sich gehen ließ, aus seinem halb verlegenen, halb wohlwollenden Lachen, sprach eine heimtückische behagliche Freundlichkeit, die Feinfühlige beleidigen mußte. Man merkte, wie sehr er seiner Grazie vertraute.

„Mein alter Weinschlauch besucht ihn," grinste er, eine Bewegung mit dem Daumen nach dem Wohnhaus zu ausführend.

„Wer?" fragte sie zerstreut, stumpf zu ihm aufsehend.

„Na, mein Herr —" bedeutete er, den Kopf zurückwerfend, daß seine Locken im Nacken aufflogen.

„Sprichst Du so von Deinem Herrn?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Na, unter uns Dienern wird man doch die Wahrheit sagen dürfen," meinte er, die üppigen Augenlider fast schließend, so daß er aussah, wie ein weinseliger Adonis. Nur noch ein ganz schmaler Streifen des Auges blitzte auf Thusnelda herab. Diese sagte nichts, nickte nur zerstreut.

„Die Zwei, der Sejan und mein alter Weinschlauch, haben sich ja wieder versöhnt —" fuhr er fort, „hem! schöne Versöhnung das!! Aber

höre Du —“ unterbrach er sich dann, knickte ein wenig in die Kniee uud lachte ihr so in gebückter Stellung aufdringlich ins Gesicht: „höre Du — sie liegen eben bei Tisch — und — ja — ja — — ich stand hinter des Drusus Stuhl — sie sprachen von Dir —?“

Ihr mißbilligend strenger Blick ließ ihn aus seiner unziemlichen Stellung in die Höhe fahren. Er besaß Lebensart genug, um wieder den zartfühlenden, auf die Tugend der Geliebten Rücksicht nehmenden Liebhaber zu spielen.

„Sieh mich nur nicht so unschuldig an —“ lachte er leise und bröckelte mit der Hand ein Stückchen Kalk von der Felsenmauer der Grotte, „meinst Du, ich hab's nicht bemerkt? Ihr Germaninnen, ihr seit schließlich auch nicht besser, als unsre Weiber — so stolz ihr auch thut — das ist eine Maske von Eichenlaub — die ihr vor nehmt —“

Sie hatte nicht zugehört.

„Wie? von was sprichst Du?“

„Ha! ha! ha!“ lachte er, „von was? Wie naiv Du bist! Wo bleibt Dein germanischer Haß gegen alles Römische?“

„Du weißt, daß ich das Römische nicht hasse —“

„So? nicht? hem! Glaub's“ — Er spuckte, sich umkehrend, ins Gras.

„Ihr seid uns auf allen Gebieten überlegen, es wäre kleinlich, die zu hassen, die uns Vorbilder sind — wir haben von den Römern zu lernen —“ sagte sie, die nicht ahnte, wo hinaus er wollte und nur sehr zerstreut zuhörte.

„Ah!“ platzte er heraus, „so lernst Du von Tiberius?“

Mit boshafter Schalkhaftigkeit auf sie herabsehend und krampfhaft an der Mauer der Grotte klaubend, nahm er die Miene eines Eifersüchtigen an.

„Von — wem? lernen? . . .“ stotterte sie.

„Na — war er denn eben nicht hier —“ flüsterte er und sah ihr durch die zusammengepreßten Augenlider listig und doch wieder, wie um Entschuldigung bittend, ins erröthende Gesicht.

„Woher — weißt Du —“ stammelte sie, sich verwirrt im Kreise umsehend.

„Nun — Sejan flüsterte das dem Kronprinzen zu,“ fuhr er fort, „als wir ins Haus traten — der Kaiser sei hier, sei eben nicht zu sprechen — weil er — hem —! — ich hörte das — aber ich bitte Dich — rege Dich nicht auf“ — fügte

er mit gutmüthigem Hohn hinzu, ihr aus seinen dicken zusammengekniffenen Augenlidern einen jovialen Blick zuwerfend.

„Aufregen? davon ist keine Rede —“ bemerkte sie ruhig.

„O, doch — Du zürnst mir — aber sieh — ich an Deiner Stelle — wenn er auch Kaiser ist — ich hätte mir einen jüngeren Freund ausgewählt —“ meinte er.

„Du willst sagen,“ warf sie mit frostigem Lachen hin, „ich hätte Dich auswählen sollen — wie?“

Er zögerte einen Augenblick, trat dann zurück, schluckte einmal und prüfte, den Kopf zur Seite neigend, ob sie ihn verhöhnen wollte.

„Nun und! warum mich nicht?“ frug er keck, einen Schritt näher kommend.

„Gefällt Dir der Kaiser so wenig?“ sagte sie, auf seinen heiteren Ton eingehend, obwohl ihr dieses Gespräch immer langweiliger vorkam.

Er sah ihr mit komischer Verzweiflung in's Gesicht und faltete wie im Mitleid die Hände.

„Aber bedenke doch, Beste,“ jammerte er im drolligen Ton eines geprügelten Lustspielsklaven, „der Mann ist über die Sechzig hinaus —“

„Aber er trägt die Krone," lachte sie, obgleich es ihr ernst zu Muthe war.

„Ach? Du bist ehrgeizig?" fragte Lygdus, „das wußte ich nicht —"

„Nun denke Du nur, ich sei ehrgeizig," sagte sie.

„Was ist das für eine Antwort!"

„Die einzige, die für Dich taugt —"

„Warum —?"

„Weil Du die richtige doch nicht verstehen würdest —?"

„Ah ha! germanischer Tiefsinn," lachte er wegwerfend, „ihr liebt ja, wie es in euren Liedern steht, allein die Seele des Nächsten — freilich da darf der Leib schon sechzig Jahre lang dies kostbare Kleinod umfassen —"

„So ist's — Du bist gescheidter als ich dachte," entgegnete sie.

„Aber beim Höllenhund —" unterbrach er sich und schlug sich heftig auf's emporgezogene Knie, „ich schwatze und schwatze und vergesse meinen Auftrag — Du sollst sogleich in den Speisesaal kommen —"

„Wie? was — dort?" entfuhr es ihr.

„Nur mit,“ drängte er, „Sejan will Dich sprechen — warum wissen die Götter —“

Sie fragte nur: „Jetzt?“ und sah geistesabwesend zu ihm auf.

„Ich glaube, es handelt sich um — nun um Deinen künftigen Herrn,“ beruhigte sie der Grieche, „wer weiß, ich hörte davon reden — vielleicht schenkt man Dir gar die Freiheit —“

„Ich will nicht,“ murmelte sie.

„Was? willst nicht?“ fragte Lygdus erstaunt.

„Ich will keine Freiheit,“ sagte sie trotzig.

„Dummes Zeug,“ rief er.

Er faßte die Unschlüssige an der Schulter.

„Wir zögerten zu lange — beeile Dich —“

Sie erhob sich langsam und ordnete mit beiden Händen ihr Haar, wie im Halbschlaf. Als sie an einem Rosenstrauch vorüberkam, fühlte sie trotz ihrer Befangenheit das Bedürfniß, eine Rose zu brechen, um sie sich in die linke Seite ihres Haarwulstes zu stecken. Lygdus, der sie beobachtet, ahnte, als sie stehen blieb, ihre Absicht.

„Ei! habt ihr Germaninnen auch Sinn für den Schmuck?“ spöttelte er, „nun das ist hübsch — besinne Dich nur nicht lang — komm her — ich stecke sie Dir an —“

Er brach eine der größten Rosen und sie ließ es sich gefallen, daß er sie ihr im Haar befestigte. Sie wußte kaum, was geschah, ihre Schläfen rauschten, ein Vorgefühl, das sie durchfröstelte und zugleich durchglühte, wollte ihr zuraunen, daß eine Entscheidung nahe. Lygdus trat zurück, betrachtete die wie vom heißen Nebeldunst des Schweißbades Umflorte und sagte entzückt: „Na! so wird's ihm gefallen —"

Sie sah ihn erstaunt an, wie erwachend, athmete tief auf und wollte die Rose wieder aus dem Haar entfernen. Er aber ergriff ihre nach der Schläfe zuckende Hand.

„Das dulde ich nicht," wehrte er ab, „sie muß bleiben, komm nur — Du siehst prächtig aus — der Purpur der Rose gießt Glut über Dein ganzes Gesicht und das Gelb Deines Haares stimmt wunderbar mit dieser Glut."

Sie folgte ihm mit dem irren Blick und dem zögernden Schwanken eines geschmückten Opferthieres. Einmal dachte sie daran, zu entfliehen, dann fiel ihr seltsamer Weise der Anfang eines germanischen Liedes ein, auf den sie sich gestern vergeblich besonnen. Dann wollte sie sich in den Teich stürzen . . . Die ganze Welt, die Bäume,

der Himmel, die Statuen schienen ihr Warnungen zuzuflüstern, es lag etwas Drängendes, verzweiflungsvoll den Athem Anhaltendes in der stillen, glänzenden Natur. Erst als sie zufällig mit der Hand an ihre Brust fuhr und sie den daselbst verborgen gehaltenen Dolch hart und kalt durch die Gewandfalten dringen fühlte, kam Sicherheit und Selbstbeherrschung über sie.

Als sich Beide der Vorhalle näherten, vernahmen sie das eigenthümliche Geräusch, das eine speisende Gesellschaft verursacht und das sich aus Tellergerassel, Becherklingen, Gelächter und dem Ruf der schüsseltragenden Diener zusammensetzt. Thusnelda stand regungslos im Vorgemach. Immer wieder drängte sich ihr jenes germanische Lied ins Gedächtniß, das mit ihrem jetzigen Zustand nicht im geringsten Zusammenhang stand . . .

* * *

Im Speisesaal wurde soeben der Nachtisch, bestehend aus Käse von Bithynien und Datteln aus Aegypten aufgetragen. Der Minister wußte, daß Tiber die Einfachheit liebte, doch hatte er die Kostbarkeit dieses Mahls damit entschuldigt, daß der Kaiser ihm schon seit einem halben Jahr

die Ehre, ihn zu bewirthen, entzogen und daß ein neuer Gast die Anzahl der Speisenden vermehrt — Drusus, dessen Feinschmeckerei er Rechnung zu tragen für seine Pflicht halte. So hatte das Mahl, dem besonders die Männer der Wissenschaft eifrigst zugesprochen, einen glänzenden Verlauf genommen. Im Saale herrschte eine angenehme kühle Dämmerung, durch welche der Duft der Speisen, gewürzt von unzähligen über Boden und Tische gestreuten Rosen, quoll. Wie verächtlich schauten die blinkenden Goldkapitäle der Säulen herab auf die in üppigem Genuß träg sich auf den Polstern wälzenden Esser; der blaue Rauch der Schüsseln, der zeitweilig ihre Ornamente verhüllte, das wüste Gelächter beleidigte ihre Pracht. Sejan und Tiberius lagen, von der übrigen Gesellschaft ein wenig entfernt, um einen runden bocksfüßigen Tisch. Tiberius, dessen trübe Stimmung verflogen war, dehnte sich behaglich auf dem breiten Purpurpolster, führte einige Austern zum Mund und reichte dann einer griechischen Dienerin den Goldbecher hin. Diese ließ aus dem rauhen Schlauch den sie unterm Arm trug, den wie edles Metall aufglänzenden Wein in den Becher rauschen und entfernte sich mit demüthigem Gesichtsausdruck.

Die ab und zu schreitenden Diener hatten oft, wenn sie den Saal mit seinem tosenden Gelärm, seinem verschleiernden Dunst, seinen auf niedrigen Polstern liegenden Gestalten überschauten, den Eindruck eines Kampfgemenges. Dieser Eindruck ward verstärkt, wenn gehobene Arme auftauchten, Becher aneinander klangen oder der rothe Wein von den Tischen wie Blut herab tropfte.

„Sage mir doch, mein Lieber," wendete sich Tiberius, den der treffliche Sorrentiner angeregt, an Sejan, „wie hast Du Dir das eigentlich gedacht" —

„Was, mein Gebieter?"

„Das mit der Germanin —" setzte der Kaiser hinzu, den Sejans Frage nicht angenehm berührt. Beide konnten sich hier ungestört besprechen; der Streit der Gelehrten, die um die nächsten Tische lagen, zog Aller Aufmerksamkeit auf sich und machte ein leiser geführtes Gespräch für die Anwesenden unhörbar.

„Gedacht?" fragte Sejan vorsichtig.

„Nun ja!" sagte der Kaiser leichthin, „ich meine — Du kennst doch die in Rom nimmer rastende Zunge der Verleumdung —"

Er warf eine Austernschale auf die Marmortisch-

platte und beschrieb, mit dem scharfen Rand derselben, Kreise im vergossenen Wein, der eine kleine Lache bildete. Er glaubte genug gesagt zu haben, um seinem Günstling ein unvorsichtiges Wort zu entlocken, betreffs jenes Planes: Rom zu verlassen und die Insel Kapri zum ständigen Aufenthalt zu wählen. Doch dieser sah sich vor, da er errieth, daß ihn sein Herr in die Enge treiben wollte.

„Verleumdung?“ lächelte er, „wer wüßte nicht, daß Tiberius die Verleumdung ebenso sehr gering achtet, wie Jupiter den Kieselstein, den der Knabe nach dem Himmel wirft —“

Tiberius wurde verdrießlich. Er räusperte sich, schlürfte eine Austernschale aus und führte ungeduldig den Becher zum Mund.

Sejan beobachtete ihn, seine Schadenfreude unter gutherzigem Lächeln verbergend, von der Seite und brach Auster auf Auster mit dem Messer auseinander.

Dem Kaiser würde es eine geheime Freude bereitet haben, seinen Minister auf Schleichwegen ertappen zu können. Sicherlich, rief er sich zu, will er mich von Rom forthaben, wie bringe ich's zu Weg, daß er mir dies gesteht?! Um sich den Anschein zu geben, als denke er an Gleichgültiges, als gehe er ganz arglos in der Festfreude auf,

trank er seinem am zweitnächsten Tische liegenden Sohne zu und rief ihm lächelnd über die Köpfe der andern Zecher hinüber: er mache ihm zehntausend Sesterzen zum Geschenk: Drusus wurde von seinem Nachbar auf diesen Ruf aufmerksam gemacht.

„Was?“ frug er, der im allgemeinen Stimmgebrause nicht gehört. Der Kaiser wiederholte sein Wort. Drusus sprang von seinem Polster auf, wankte, so schnell es ihm der reichlich genossene Wein und seine Schwerfälligkeit erlaubte, an das Lager heran und küßte gerührt seines Vaters Stirn. Er konnte nur noch unzusammenhängende Dankesbezeugungen stammeln, seine Augen glänzten bereits in überirdischem Lichte.

„Schon gut, schon gut,“ sagte Tiberius, seine Rührung verbergend, drückte dem von ihm innigst geliebten Sohn die Hand und beobachtete dabei die Miene des Sejan, den er durch diese dem Drusus erwiesene Gunst prüfen und ein wenig ärgern wollte. Sejan hob vom Purpurkissen seinen Oberleib ein wenig in die Höhe, reckte den Arm aus und betheuerte mit strahlendem Gesicht: „Herr, ich bin glücklich, daß diese rührende Umarmung zwischen Vater und Sohn sich in meinem Hause zugetragen —“

Drusus hatte sich entfernt, als der Kaiser sich wieder an den Minister wandte. Der Kaiser, vom Weine erregt, fühlte sich in einer ihm sonsthin unbekannten gehobenen Stimmung. Sein Einsamkeitsgefühl, das ihn kaum erst, wie das Bad in einem kühlen Waldteich durchfröstelt, hatte sich in ein Gefühl erhabener Wehmuth verwandelt. Die Zärtlichkeit des Sohnes hatte momentan über sein winterlich-starres Herrschergemüth einen warmen knospenden Lenz gebreitet. Diese tiefe Rührung, die er sich selbst zu verheimlichen suchte und die ihm daher nur desto inniger das Herz durchhauchte, brachte es auch mit sich, daß er von Sejans Tugenden sofort besser dachte. Zwischen diese beiden Empfindungen schlich sich noch eine Vorstellung, von deren Vorhandensein er nichts wissen wollte und die gewissermaßen nur als flüchtige Skizze aus dem Hintergrund seines Gemüths hervordämmerte. Diese Vorstellung tauchte in der erhabenen Ruhe seiner Seele auf, wie der große, milde Vollmond am Rande der Campagna, wenn sein feierlich lächelndes Todtenantlitz die ernsten Bogen einer Wasserleitung bestrahlt und die Schatten derselben in pompös-phantastischen Umrissen auf den bleichschimmernden Boden malt. Er warf

seinen Rosenkranz vom Haupt, winkte einen der Knaben heran und ließ sich einen frischen Kranz reichen. Ein Rosenblatt fiel, als der Knabe ihm den Kranz aufsetzte, in seinen Becher und schwamm wie ein purpurnes Schifflein auf dem goldblinkenden Wein. Der Knabe erblaßte, als er seine Ungeschicklichkeit bemerkte, der Kaiser jedoch betrachtete sinnend das Blatt und setzte es, indem er es anblies, in Bewegung. Er wußte nicht warum der sich mit dem Wein mischende Duft des Rosenblattes ihm jetzt mitten im Lärm des Festes die Erinnerung an Thusneldas Haar erweckte. Er sah starr auf den Becher, athmete berauscht dessen Aroma und fuhr dann wie aus Träumen auf.

„Mein Sejan wird über seines Kaisers Versunkenheit lächeln?“ begann er herzlich.

„Wenn der Kaiser nicht redet, nehme ich an, daß er irgend einem tiefen Gedanken nachhängt,“ lächelte Sejan, sich leicht verneigend.

„Nicht immer,“ meinte der Kaiser lächelnd, „eben dachte ich wirklich an gar nichts —“

„Aber so fühlst Du Manches?“ wagte Sejan einzuwenden.

„Das vielleicht,“ flüsterte der Kaiser.

„Mir war, als athme ich wieder den strengen Duft der germanischen Urwälder, in welchen uns die stiergehörnten, langhaarigen Bursche einst so schwere Arbeit schufen. War das eine Zeit. Die Bäume riesig und knorrig wie die Bewohner —“

Dann, nach einer Pause, wandte er sein edelgeschnittenes Gesicht dem Freund zu und sagte, sich selbst bespöttelnd und mit den scharf ausgeprägten Muskeln der Stirn leise zuckend:

„Weißt Du, jenes Wort will mir gar nicht aus dem Sinn —“

„Das — Thusnelda's?“ fragte der Minister zögernd.

„Ja, ja!“ stieß Tiberius halb unschlüssig heraus, indem seine runden Augen, deren sonst oft stahlscharfer wie am Schleifstein des praktischen Verstands geschliffener Blick, sich weicher umschleierte.

„Herr — Du wirst doch die Rede einer Närrin —“ wollte Sejan einlenken, aber Tiberius unterbrach ihn, während seine Augen sogleich wieder jene metallene Härte annahmen und seine Gesichtsmuskeln von leisen Zuckungen befallen wurden.

„So kleinlich bin ich nicht — aber weißt Du —“ sagte er, „sie hätte, wenn sie eine voll-

endete Schauspielerin wäre, gar kein besseres Wort finden können, um mich zu fesseln. Dies Wort empört mich, weil es unwahr ist und gefällt mir, weil es mir ihr Seelenleben erschloß. Ich hasse sie. Und doch mundet mir ihre Rede wie ein Gift, an das man sich gewöhnt und dessen dämonischem Reiz unsere Nerven unterliegen . ."

„Gift nennst Du ihre Rede?" lächelte Sejan.

„Die Wahrheit ist uns Herrschern ein Gift," entgegnete ihm Tiberius ernst, „wir entwöhnen uns derselben, wie sich das kranke Kind der frischen Luft entwöhnt — doch ich will gesunden," setzte er hinzu und fuhr dann nach einer Pause fort: „Ich bitte Dich, folge mir von hier weg — des Lärms hab ich genug — ich sehne mich nach Stille."

„O gewiß," sagte Sejan diensteifrig, während der Kaiser noch hinzusetzte: er spüre den Wein, dem er in seinem Alter mäßiger zusprechen müsse. Beide erhoben sich behutsam, damit ihr plötzliches Sichentfernen kein Aufsehen errege und die Festfreude störe. Sejan winkte einige Sklavinnen herbei, die sich am Tische zu schaffen machen mußten, um den Rückzug der Beiden zu verdecken. Als der Kaiser den anstoßenden Saal er-

reicht, lachte er. „Das wäre gelungen," meinte er, „laß diese Gelehrten nur tüchtig weiter trinken, später ergötzen wir uns dann an ihrem Gebahren, wenn sich statt der Muse die Bestie in diesen Trägern der Kultur regt —"

Des Kaisers Laune nahm an Heiterkeit zu, seine Bewegungen wurden lebhafter, sein Blut glühte. Er griff dem Minister unter den Arm und während Beide unter den Säulen des Peristyls einherwandelten, kam er wieder auf Roms verläumderische Neigung zu sprechen, die es ihm unmöglich mache, ganz ungestört seinen Wünschen zu leben. Er lobte den Minister, dem er noch kaum vor einer halben Stunde verrätherische Pläne zugetraut und schloß: „Ich habe ernstlich vor, Deinem Vorschlag zu folgen und mir auf Kapreä eine zweite Heimath zu gründen . . ."

„Du willst uns wirklich verlassen?" seufzte der Minister, der es jetzt für besser fand, Trennungsschmerz zu heucheln.

Der Kaiser wollte gerührt entgegnen, als ihm durch Lygdus gemeldet wurde, die Germanin harre im Vorgemach. Sogleich begab er sich mit Sejan dorthin. Unterwegs sprachen Beide kein Wort miteinander. Als Sejan den dunkelgrünen Vorhang mit

graziöser Handbewegung vom Eingang des Vorgemachs zurückgeschlagen, schritt der Kaiser rasch auf Thusnelda zu, die regungslos mitten im Gemach stand, wie eine Erzbildsäule, deren stolze Gliedmaßen man wohl zerschlagen, aber nicht beugen kann. Ihre etwas starken Züge trugen einen strengen, eigensinnigen Ausdruck, der durch ihr in Unordnung gerathenes Haar verstärkt wurde. Fern durch die kühlen Säle, deren Marmorglätte von Dämmerung gedämpft, zu trauern schien, hallte das Rauschen des Zechgelages wie Kampfgetose herüber, manchmal fast melancholisch hinsterbend, dann plötzlich wieder wild auflebend. Ein Echo, das von den Säulen des Peristyls zurückgeworfen wurde, widerholte schwermüthig und dumpf die Rufe; dies ernste marmorne Gelächter klang zuweilen wild verächtlich, so an das Vergängliche mahnend. Oft erstickte dies traurige Lachen der prunkhaften Marmorsäle plötzlich, wie im Zorn. Der Kaiser hatte einige Zeit die Regungslose betrachtet. Noch nie war ihm ihre Aehnlichkeit mit einer wilden Rosenknospe, die ihre Dornen von sich streckt, so sehr aufgefallen, als jetzt, da ihr erglühendes Gesicht, von den röthlichen Haaren umflackert, ihn herausfordernd ansah.

„Ich sprach mit Sejan," sagte er in dem strengen Ton, in dem er sonst Regierungsangelegenheiten abzufertigen pflegte, „ich schenke Dir die Freiheit . . ."

Sie stutzte.

„Und wenn ich diese nicht mag?" erhielt der Freigebige zurück. Er sah auf Sejan, der im Hintergrund stand und sah dann wieder auf das Mädchen.

„Nicht mag?" murmelte er, seinen Ohren nicht trauend, „die . . . die Freiheit — nicht — mag —?"

Es entstand eine schwüle Pause. Sejan lauschte gespannt.

„Ich will Sklavin bleiben," versetzte sie kurz.

Tiberius drehte den Kopf von rechts nach links, als habe man ihm eine übel riechende Salbe vor die Nase gehalten, athmete schwer und bemühte sich sichtlich, eine aufkochende Erregung niederzukämpfen. Es trat eine längere bange Pause ein.

„Du hast nichts zu wollen," schrie Tiberius plötzlich ganz laut, bebend vor Wuth. Es war, als wichen die Marmorwände des Gemachs erschrocken, von diesem Ton getroffen, zurück. Das Echo wagte nicht den kaiserlichen Zornlaut nachzuäffen. Sie rührte sich nicht, sah ihn nur über

die linke Schulter hinüber fest an. Sejan war bei des Kaisers heftigem Ruf zusammengefahren und wie um Entschuldigung bittend, näher getreten. Der Kaiser, als er sah, daß er ihr gegenüber eine kleinliche Rolle spielte, suchte sich zu fassen. Sie hatte das höchste Geschenk, das er geben konnte, zurückgewiesen — das empörte ihn, beleidigte ihn und — gefiel ihm. Er sah ihr einige Zeit ruhig in das erhitzte Antlitz, wie als erblicke er im Schlaf ein unerklärliches Traumbild. Erst ein aus dem Festsaal herüberhallendes Lachen riß ihn aus dieser Versunkenheit und ließ ihn bemerken, daß des Mädchens Busen sich krampfhaft hob und senkte. Er begann Mitleid mit ihr zu fühlen, er hätte ihr diese peinliche Lage ersparen mögen und weidete sein Herz mit einer gewissen grausamen Innigkeit an ihrer zunehmenden Befangenheit. Die Lust, sie noch in peinlichere Verlegenheit zu setzen, erwachte in ihm, doch als jetzt ein Rosenblatt seines Kranzes unhörbar vor seinem Auge herab zum Mosaikboden zitterte, kam ihm zu Sinne, wie wenig diese jugendliche Zierde seines Hauptes zu seinem Alter stimmte. Unwillkürlich setzte er die Sandale auf das zu Boden gefallene Blatt und lächelte beschämt, obgleich die seine

hochgewölbte Stirn umglühenden Purpurbälle ihm eine gewisse milde Majestät verliehen.

„So, so,“ murmelte er, „Du verwirfst die Freiheit? — Doch gleichviel — ich pflege bei meinen Entschlüssen nicht nach der Meinung der Betheiligten zu fragen — Du bist frei — warum willst Du nicht frei sein?“ setzte er rasch hinzu.

„Ich weiß nicht —“ stammelte sie, indem ihr glänzende Thränen in die starrblickenden Augen traten und ihre Lippen bebten.

„Du weißt nicht —?“ fragte er kopfschüttelnd.

Sie wußte es in der That nicht. Sie wußte nicht, warum sie den Mann, den sie eben erst tief bemitleidet, über dessen Schicksal sie Thränen hätte vergießen können, so schroff abwies, da er mit dem kostbarsten Geschenk nahte. Sie wußte nur, daß ihr Herz ihr in der Brust zuckte wie ein Skorpion, daß sie nach einem Schutz suchte, um eine andrängende ihren Stolz vernichtende Empfindung abzuhalten, daß sie sich aber nicht demüthigen lassen wollte und koste es ihr Leben. Er sollte nicht ihr Gönner sein, sie wollte nichts von ihm annehmen.

„Du weißt es nicht?“ wiederholte der Kaiser nachdenklich. Plötzlich verbreitete sich ein Zug

eigenthümlicher Milde um seine ausdrucksvollen Lippen. Es war ihm, als habe eine entfernte Ahnung von dem geheimen inneren Zwiespalt, der ihr jenes schroffe Ablehnen erpreßt, sich im Hintergrund seiner Seele aufgethan, eine Ahnung, die ihn erglühen ließ, wie die Altarflamme die kalte Erhabenheit des Götterbildes in lebendige Wärme taucht.

„Also wir lassen es dabei," sagte er weich, „Du bist frei und trittst in meine Dienste. Ich bedarf zeitweilig einer Pflegerin — ich bin leidend — Sejan sagt, Du lesest gut vor — ich werde Deine Talente verwerthen — — jetzt leb wohl," fügte er noch weicher hinzu. Sie sagte nichts, sah ihn nur einmal an. Mit zu Boden geschlagenen Augenlidern schritt sie dem Ausgang zu. Der Kaiser sah ihr nach, da ihr schwebender, ihre harmonische Seele wiederspiegelnder Gang, ihn fesselte. Der rothe Saum ihres Gewandes schlüpfte wie eine Schlange über den Mosaik, denselben vorübergehend in flüchtigen Purpur tauchend, ihr röthliches Haar floß wie ein natürlicher Goldmantel bis zu ihren Hüften hinab. Als sich ihre weiße Gestalt eben statuenhaft-plastisch vom dunkelgrünen Vorhang abhob, rief er noch

einmal ihren Namen, da ihm ihr letzter Blick aufgefallen war. Sie kehrte sich um. Nun stand sie dicht vor dem Vorhang, dessen Dunkel die Umrißlinien ihrer starken gelblich-weißen Arme, die strengen Formen ihres Gesichts und Nackens, den zackigen Faltenwurf ihrer Gewandung scharf hervortreten ließ. Ihre feuchtschwellenden Augen hatten sich erweitert, als könnten sie die Menge der Thränen nicht mehr fassen.

„Du scheinst es zu mißbilligen," sagte der Kaiser, „daß ich Rosen trage — auf kahlem Scheitel — zucke nicht mit den Brauen — ich habe Deinen Blick verstanden —" setzte er schleunigst hinzu, als er bemerkte, daß ihre thränenschweren Augen verwundert blickten. Er griff nach der schwellenden Purpurfülle des Kranzes, nahm ihn sich mit beiden Händen lächelnd vom Haupt und setzte ihn ruhig der neben ihm in der Nische stehenden Statue der Venus auf's weiße Steinhaupt. Die Liebesgöttin schien, als sie der duftende Purpurkranz berührte, geheimnißvoll zu lächeln und der erschrockenen Germanin war's, als wolle ihr die Göttliche den Marmorapfel zuwerfen, den sie prüfend in schlanker Hand wog. Thusnelda beugte, von des Kaisers symbolischer Hand-

lungsweise seltsam bewegt den Kopf und entfernte sich. Der Kaiser sann einen Augenblick vor sich nieder und betrachtete dann die noch zitternde Falte des Vorhangs, welche des Mädchens Gestalt verschlungen. Wie eine der Urne entschwebende Weihrauchwolke sich anmuthig in Duft auflöst, war sie hingeschwunden.

„Weißt Du, wie sie mir vorkommt?“ wandte er sich dann an den aufmerksamen Sejan. Dieser bat mittelst einer Handbewegung um Aufschluß.

„Als sei sie: Ich! — ins Weibliche übersetzt —“ sagte der Kaiser träumerisch, „ich würde mich in ihrer Lage ebenso benehmen — —“

Der Monarch wollte fortfahren, seinen Plan: Rom zu verlassen, auseinanderzusetzen, als ihn ein tosendes Stimmengewirr, das wachsend aufbrauste, unterbrach. „Das ist kein Festlärm,“ stieß er bestürzt hervor. Nun übertönten die Worte: Wasser, Arzt, Hülfe! das allgemeine Gebrause. Einzelne Schreie übergellten, wie Mövenrufe den Sturm, das immer drohender durch die Säle rauschende Wehgeheul.

„Herr -- ich fürchte —“ stieß Sejan erbleichend heraus —

„Was?“ kam es tonlos über des bebenden Cäsars Lippen.

„Man ruft nach Dir!“ flüsterte der ahnende Sejan, „horch —? es rief Drusus!“

„Gehen wir in den Saal,“ fiel es tonlos von Tiber's halbgeöffneten Lippen. Ehe sich Beide vom Platz bewegt, stürzte ein Sklave in's Gemach: „Wo ist der Kaiser — Drusus —“ stammelte er — „ein — ein — — Eudemus sagt —“

„Was?“ rief ihm der Kaiser barsch entgegen.

„Ein Schlaganfall —“ stotterte der Sklave.

„Der Wein —“

Der Kaiser winkte dem Athemlosen zu schweigen und eilte, von Sejan gefolgt, dem Festsaal zu. Nichts verrieth seine Seelenstimmung. Nur ein leises Räuspern, das er zuweilen ausstieß, ließ auf eine innere Bewegung schließen. Sein bleiches Gesicht mit den tief eingegrabenen Furchen blickte frostig wie eine Wachsmaske. Nur in den Augen zuckte ein unheimlicher, irrer Glanz. Als er im Saale ankam, wichen die Umstehenden sofort von dem sich auf den Polstern wälzenden Drusus zurück und ließen den Vater näher treten. „Was geschah, warum liegt er so —“ fragte der Letztere

streng, befehlend. Eudemus, der dem Ohnmächtigen zur Ader gelassen, richtete sich vom Lager empor und theilte dem Kaiser mit: der Fall sei nicht unbedenklich — offenbar ein Schlaganfall — man habe eben nach Tänzerinnen verlangt, der Prinz habe eine Flöte an dem Mund geführt und lachend darauf zu blasen versucht. Plötzlich da er die Wangen allzusehr angespannt, sei er, einen Schrei ausstoßend, zurückgesunken. Der Prinz lag mit blauroth gefärbtem Gesicht und dickaufgeschwollenen Halsadern in den Polstern. Er keuchte und rang nach Athem. Manchmal zuckte sein Körper konvulsivisch; mit den Nägeln seiner gekrallten Finger zerkratzte er den blauen Polsterüberzug, ächzte, schlug um sich, trat einen Tisch um und biß schließlich so grimmig in den ihm vorgehaltenen Wasserbecher, daß sich derselbe verbog und das Knirschen seiner Zähne schauerlich durch den stillen Saal hallte. Auf einmal sank er erschlafft zusammen, öffnete den Mund weit und entfärbte sich.

Sejan mußte sich abwenden — er ahnte die Ursache dieser Katastrophe. Der Kaiser stand, sein Beben unterdrückend, vor dem niedrigen Ruhebett und sah finster auf den jetzt wie keuchend dalie-

genden Sohn, als wolle er demselben Vorwürfe entgegenschleudern. Nur im Innersten seines strengen starren Auges glomm mehr und mehr eine mit dem Aufgebot seiner ganzen philosophischen Bildung, Seelengröße und Herrscherwürde zurückgedämmte Besorgniß auf. Das aufgeschwollene Gesicht des Drusus belebte sich jetzt ein wenig, während der pausbäckige Arzt mit den jovialen kleinen Augen aus einem Mischkrug ihm die Stirn heftig mit Wein wusch. Rings um das Lager bildeten die Togen der neugierigen Zuschauer, die sogar auf die Tische und Stühle emporgeklettert waren, bis zur Decke einen weißen Schacht, so daß es den Anschein hatte, als sei der Arzt sammt dem stöhnenden Prinzen in eine große Kalkgrube gefallen. Die entsetzten Gesichter schienen auf die weiße Kalkwand gemalt zu sein. Der gelehrte Theodorus flüsterte seinen Collegen die Bemerkung zu: „Sieh nur, wie häßlich der zerfetzte Rosenkranz um des Elenden Gesicht hängt —“ und in der That bildeten diese Symbole der Liebe und des Lebens einen ironischen Schmuck für diese Todenmaske, der überdies der dünne Flaumbart eine widerliche fratzenhafte Umrahmung verlieh.

Während der Prinz schwer keuchend mit ver-

glasten Augen zur Decke stierte, wandte sich Eudemus, seine Instrumente einsteckend, gleichmüthig zu dem in schmerzliches Brüten versunkenen Herrscher, dessen Kopf fest auf die Brust gedrückt, ein Doppelkinn bildete.

„Laß den Prinzen nach Hause bringen," flüsterte der Arzt leicht hin, „der Wein war zu stark — aber ich stehe für nichts, wenn Dein Sohn dies Schlemmerleben weiter fortsetzt —"

Er zuckte die Achseln und zog sich, in die Faust hüstelnd, zurück, einen eigenthümlichen kalten Blick zu Sejan hinüberwerfend, den indes der Letztere nicht erwiderte. Der Monarch kam zu sich. Er hob den Kopf, seufzte und trat einen Schritt zu dem Hülflosen heran, als wolle er ihn umarmen oder ein paar freundliche Worte an ihn richten. Die Umstehenden beobachteten ihn gespannt und regungslos, denn man hatte in Rom das Gerücht verbreitet, Tiberius liebe seinen Sohn nicht, ja, trachte ihm nach dem Leben. Es ging ein leises Knistern durch die Faltenmasse der Togen. Aber Tiberius fürchtete, die Weichheit seines Innern nicht verbergen zu können, die Tiefe seiner Vaterliebe zu entweihen, zwang seine Gesichtsmuskeln zu marmorstarrer Ruhe und schloß die schon ge-

öffneten Lippen. Das Knistern der Togen verstärkte sich, einige Köpfe neigten sich zu einander hin, bedeutungsvolle Blicke begegneten sich. Dann sah sich Tiberius mit einem Gesichtsausdruck im Kreise um, der in seiner finstern Geistesabwesenheit, in seiner gramvollen Majestät etwas Beschämendes für die Neugierigen hatte. Anfangs schien er sich zu besinnen, wo er war, allmählich erkannte er, daß man ihn von allen Seiten beobachtete, was ihn trotz seines Seelenschmerzes auf's Aeußerste verdroß.

„Was ist denn? was gafft Ihr?“ stieß er mürrisch heraus, „das hat nichts zu sagen hier — das geht vorüber — nicht wahr mein Drusus —?“

Während sich das Rauschen der Togenwand verstärkte, trat der Kaiser bis dicht an die Polster des Lagers und beugte sich über seines Sohnes verzerrtes Antlitz, das gelbweiß, wie ein Lehmmodell dalag.

„Steh auf, Drusus, Du bist nicht krank, hörst Du?“ rief er, „Du sollst nicht krank sein — ich befehle es Dir — hörst Du? Dein Kaiser —“

Seine Miene, seine Stimme heuchelte vergebens rauhe Festigkeit. Noch einen Augenblick sah er starr herab in die stumpfblickenden Augen des

Aechzenden, der ihn nicht erkannte, dann hob er zuckend den Kopf und sagte mit gebrochener Stimme zu den mittlerweile nähergetretenen Sklaven: „bringt ihn nach Hause —“

Als sich nun die Togen von einander lösten und die Menge sich zerstreute, konnte man viele Gesichter beobachten, die sich gegenseitig verständnißvoll zulächelten. Einige flüsterten mit einander, den Meisten schien es eine ausgemachte Sache, daß Tiberius keine Spur von Vaterliebe besaß. Manche meinten sogar, man kenne den Grund von des Drusus plötzlichem Unwohlsein. Sejan folgte, eine edle Theilnahme auf dem Antlitz zur Schau tragend, dem sich abwendenden Herrscher. Als er ihn erreicht, beklagte er mit Thränen in den Augen, daß in seinem Hause, an seinem Tische dies Unheil über die kaiserliche Familie hereingebrochen sei. Der Kaiser drückte, als er allein mit ihm im Atrium war, Sejans Hand.

„Nun fühle ich erst,“ sagte er, „wie werth mein Sohn mir, trotz allen seinen Fehlern, ist, ich werde alt — in ihm dachte ich mir den künftigen Träger der Krone heranzubilden — er sollte mir die goldene Bürde tragen helfen — und jetzt —“

„Hoffen wir zu den Göttern, daß dies nur ein vorübergehender Anfall war," warf Sejan mit unsicherer Stimme dazwischen. Der Kaiser, der zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um Sejans Verstörtheit zu bemerken, nickte.

„Die Götter müßten grausamer als die Menschen sein," flüsterte er, jedes Wort mühsam hervorpressend, „wenn sie mir den Sohn, die einzige Quelle, aus der ich noch Hoffnung und Lebenskraft schöpfte, rauben wollten. Ich stünde vor einem Abgrund, wenn er mir genommen würde, mit ihm risse das letzte Band, das mich an die Menschheit fesselt und — ich fühl's —" setzte er leiser mit irrem Blick hinzu, „wenn mir die Götter das thun — dann," seine Stimme dämpfte sich noch mehr: „— behält sie vielleicht Recht, die Germanin — als sie mich den Feind des Menschengeschlechts nannte —"

Sejan sah unter sich, keine Muskel seines Gesichts bewegte sich. Der Kaiser wendete sich von Sejan ab, schwer athmend, einen Augenblick hindurch seiner selbst kaum mächtig. Nun erst wagte es der Minister, verstohlen nach seinem Gebieter hinauf zu schielen.

„Man soll mich in meinen Palast bringen,"

sagte der Letztere dann rauh, wie innerlich gebrochen.

Als der Kaiser zehn Minuten später dem Ausgang zuschritt, bemerkte er unter den auf dem Vorplatz Spalier bildenden Dienern Thusnelda, deren sinnendes Auge einen Moment hindurch mit der feuchten Glut echten Mitleids auf ihm geruht..! nur einen Moment hindurch, aber dem Kaiser sank dieser tiefe Blick warm und erquickend in die umdüsterte Seele. Ein rascher Entschluß stieg in ihm auf. Er trat auf das Mädchen zu.

„Mein Sohn ist erkrankt —“ sagte er kurz.

„Ich weiß,“ gab sie zurück.

„Sejan sagte mir, Du seist eine treffliche Krankenpflegerin — willst Du mir den Sohn pflegen —?“

„Gern,“ flüsterte sie und dies: „Gern!“ klang so überraschend weich, daß der Kaiser, der von ihren Lippen immer nur harte Laute zu hören gewohnt war, sie verwundert ansah. Sie fühlte, daß sie ihrem aufquellenden Mileid zu rasch hatte die Zügel schießen lassen und sah beschämt zu Boden.

„Gut!“ sagte der Herrscher und wendete sich

an Sejan, „ordne alles Nöthige an —“ Dann bestieg der Kaiser die Sänfte.

* * *

In Sejans Arbeitszimmer verbreitete die kümmerliche Flamme des flachen silbernen Oellämpchens eine müde Dämmerung. Nur der bunt eingelegten Erzplatte des Tisches, über der die Lampe gierig ihren den Docht packenden Geierschnabel reckte nnd die mit Büchern, Rollen, Tafeln bedeckt war, wurde diese spärliche gelbrothe Beleuchtung zu Theil. Der übrige Raum des Gemachs schwamm in blauem Schatten, durch welchen zuweilen die Ornamente der Säulen oder die Vergoldungen der Marmorwände einen kalt aufblitzenden Funken, einen feuchten, verschwommenen Lichthauch warfen. Der Thürvorhang war mit ganz besonderer Sorgfalt zugezogen. Seine schweren dunkeln Falten flossen von ängstlicher Hand geglättet herab und schlossen das kleine Gemach geheimnißvoll. Nur zuweilen blinkte eine Goldstickerei des Vorhanges durch die Dunkelheit. Der Bärenrachen des Fells am Fußboden fletschte drohend den Vorhang an, als wolle er jede leiseste Regung desselben sofort bestrafen. Manchmal schienen die Ohren des Un-

thieres zu lauschen, ob sie keine Schritte vor der Thüre hörten.

Sejan stand gebückt dicht vor dem Lämpchen. Die Flamme verlieh seinen wohlgepflegten nackten Armen, mit denen er sich auf die Tischplatte stemmte, eine orangegelbe Röthe. Sein sonst so frisches Gesicht trug eine etwas krankhafte grünliche Färbung. Dieser nervöse Zug seines Gesichts wurde durch die seltsame Beleuchtung verstärkt, die von unten kommend, alle Schatten seiner Gesichtsmuskeln nach oben warf. Seine Gesichtsmuskeln erschienen gespenstisch, leblos, wie durchsichtig; man sah ihm an, daß tiefe Gemüthserregungen in ihm rangen. Sein Auge, als er es nun nach einer Ecke des Gemachs richtete, nahm in dieser Beleuchtung den kalten, blinden Glasglanz der Katzenaugen an, in welchen statt der runden Pupille ein schiefer irrer Lichtfleck flackert. In dieser Zimmerecke entdeckte man in der violetten Schattenmasse, die sich über den Vorhang gelagert, eine nebelhaft schimmernde Toga, auf deren Faltengewirr ein pausbäckiges Gesicht saß, rund wie ein Kürbiß.

„Und dennoch," flüsterte Sejan zu jener Toga

hinüber, „es war zu rasch, zu plötzlich — es könnte Verdacht erwecken —“

Die nebelhaft schimmernde Toga bewegte sich knisternd.

„Wie lange willst Du denn warten?“ frug eine Stimme aus der Dämmerung, „ich, mein Lieber, brauche Geld, viel Geld und kann nicht mehr lange auf den Umsturz der Dinge warten —“

Sejan verzog verdrossen das Gesicht. Der Tisch zitterte leise unter dem Druck seiner Hände. Er hätte dem Arzt Eudemus gern ein heftiges Wort hinübergeschleudert, schwieg jedoch aus Klugheit. Dieser Arzt ward ihm immer unleidlicher; der Mensch war schwatzhaft, leichtsinnig und forderte beständig Geld von ihm, das er ihm, weil er ihn zum Mitwisser gefährlicher Geheimnisse gemacht, nicht abzuschlagen wagte.

„Verlasse Dich darauf,“ begann Sejan an sich haltend, „sobald ich der Herr Roms bin, sollen alle Deine Wünsche befriedigt werden. Du sollst Dich in Gold baden. Aber ich bitte Dich, mäßige Deine sonsthin löbliche Begierde, mich zum Herrscher zu machen. Man wird nicht von heut auf morgen Weltherrscher. Das Scepter ist kein Stecken, den man vom ersten besten Zaun bricht und eine

Krone stiehlt man nicht wie eine Feige aus Nachbars Garten. So eine Krone ist ein stachelig Ding, an dem man sich schon die Finger verbrennen kann, besonders, wenn ein Tiberius sich den kahlen Schädel damit belastet. Wenn Drusus bei Seite geschafft wurde, fiel nur ein kleines Vorwerk der Festung; von da ab beginnt erst der Hauptsturm. Verstehst Du?"

„Wohl," brummte der Arzt, „ich kenne meine Medikamente — Drusus lebt keine vier Wochen mehr —"

„Das ist eben der Fehler," brauste Sejan auf und richtete sich rasch empor. „Haben wir nicht ausgemacht — das ist wahrlich um dem Unterweltshund zu erwürgen — haben wir nicht ausgemacht — Drusus solle langsam hinsiechen? Ein halbes Jahr lang wenigstens —? Und nun? Abscheulich!" setzte er hinzu, stampfte mit dem Fuße auf und schleuderte einen Schreibgriffel, den er in der Hand hielt, auf den Tisch.

„Du bist zu ängstlich," meinte der Arzt achselzuckend.

„Du kennst des Kaisers Argwohn nicht," entgegnete ihm Sejan streng und schritt auf ihn zu mit einem Gesicht, als würde er ihn am liebsten

zu Boden schlagen, „ich will mich im Tiber ersäufen lassen, wenn dieser Tiberius nicht jetzt schon einen leisen Verdacht schöpft — der Anfall kam viel zu überraschend — eine leichte Ueblichkeit wäre für's Erste genug gewesen — der Kaiser verbirgt seine Gedanken aber sicherlich — sein letzter Blick verrieth mir's — er grübelt über der Sache —"

„Pah," lachte der Arzt dem zornigen Günstling frech ins Gesicht, „Dich quält das Ding, das man Gewissen nennt, Du siehst bereits in Jedermanns Gesicht verdächtige Falten —"

„Was?" rief der Minister laut, dämpfte dann aber seine Stimme und fuhr fort: „Gewissen? Ich? Habe Du nur so viel Vorsicht, als ich Muth habe —"

„Es soll mir's Einer nachweisen, daß er Gift verschluckt hat," fiel ihm Eudemus ins Wort. „Uebrigens meinetwegen — ich behandle ihn — Gegengifte ab und zu gereicht, verlangsamen die Wirkung —"

Der Arzt erhob sich. Sejans Zorn belustigte ihn, da er ihn nicht zu fürchten brauchte. Er trat an den erleuchteten Tisch heran und schaute mit ironischem Lächeln zu dem Wüthenden hinüber,

als wolle er ihm mitleidig den Rath geben, er möge sich doch schonen. Sejan würgte seinen Haß hinunter, schritt ein paar Mal durch's Gemach und zwang seine erregte Stimme zu gleichmüthiger Ruhe.

„Du hast gar keine Ahnung davon," sagte er, einen Stuhl zur Seite schleudernd, „was das heißen will, ein solches Werk beginnen. Das ist nicht so, wie wenn Du ein Brechmittel verschreibst. Ich will lieber dem Vater der Götter den Adler stehlen und ihm eine Gans unterschieben, als diesem alten Menschenfeind eine Togafalte zerknittern, oder dies Staats-Räderwerk zertrümmern, das schon den Jahrhunderten trotzte —"

„Glaubs wohl," murmelte Eudemus gelangweilt und hielt sich die Hand vor den gähnenden Mund.

„Vorerst müssen wir den Kaiser von Rom entfernen," fuhr Sejan fort, sich mit düstrer Gespanntheit in seine Pläne vertiefend. „Das ist das Wichtigste. Ich hoffe, es gelingt uns. Dann muß ich den Senat noch weit schärfer bearbeiten, als dies bis jetzt geschehen, eine sehr schwierige Aufgabe. Da heißt es schmeicheln, Geld hergeben, Strenge anwenden. Ich muß meine Macht immer

kühner entfalten, ohne dadurch Verdacht zu erwecken — ein fast unmögliches Unternehmen. Von mir muß schließlich der ganze Staat abhängen — die Prätorianer, die jetzt noch unschlüssig schwanken, müssen völlig gewonnen werden — und dann —"

Er blieb stehen und stierte mit träumerischem Brüten in das regungslose traurige Flämmchen der Lampe. Er wagte nicht das Letzte auszusprechen. Eine eisige Beklemmung verlangsamte die Schläge seines Herzens und es wehte ihm frostig entgegen, wie aus einem ägyptischen Felsengrab. Das Flämmchen vergrößerte sich vor seinen Augen. Es ward wie eine trübe untergehende Sonne, die ihn kraß anstierte, ihm drohend zunickte. Dann zuckte er zusammen. Es war wieder das kleine spitze Flämmchen, das vor ihm starr aufragte, wie ein mit altem Blut beklebter Dolch. Er erschrak und wandte sein schmerzlich verzogenes Gesicht ab.

„Verflucht," fuhr er mit leisem Ingrimm fort, „daß mir dieser alte Tyrann so viel Respekt einflößt. Kindisch ist das und weibisch. Ich weiß!"

„Du bedenkst Dich wohl noch?" fragte Eudemus gähnend. Sejan fuhr um.

„Ich bitte Dich," wies er den Schwätzer ärgerlich zurecht, „nimm die Sache ernsthafter — ich bebe vor Aufregung und der Mensch gähnt —"

Er hatte die letzten Worte mit fast schmerzlicher wutherstickter Stimme hervorgepreßt. Der Arzt rieb sich die Augen und unterdrückte ein zweites Gähnen.

„Ach ich nehm's schon ernsthaft," lachte er gutmüthig, „oder ist Dir das nicht ernsthaft genug, wenn ich jetzt hundert Denare von Dir verlange?!"

Beide schwiegen. Die Flamme der Lampe knisterte einmal auf, dann lag wieder das schwermüthige, schwüle Helldunkel über dem Marmorgetäfel. Sejans Schatten reckte sich mächtig an der Wand empor, wie ein schwarzer Riese stand er da, den Kopf bis zur Mitte der Decke erstreckend.

„Schon wieder Geld —" begann Sejan. Er wollte verdrossen fortfahren. Ein schlürfender Schritt hinter dem Thürvorhang ließ ihn den Athem anhalten und die Lippen auf einander pressen. Auch Eudemus drehte sich dem, wie von scheuem Windhauch bewegten Vorhang zu, dessen

Goldfranzen mit leisem Rascheln den Marmorboden streiften.

„Wer ist hier?“ rief dann lauschend der Minister. Keine Antwort. Der Arzt sah fragend auf Sejan, diesem ward es unbehaglich, er machte einen Schritt auf den Vorhang zu, blieb dann aber unschlüssig stehen. Gleich darauf schob sich eine Falte des Vorhangs behutsam zurück; Sejan versetzte dem Lämpchen einen Stoß, so daß es, über die Tischplatte gleitend, die Thüre schärfer erhellte. Eudemus wendete den Kopf von der Thüre ab, bückte sich und that, als wolle er seine Sandalenriemen fester schnüren. Er zitterte und Sejan belächelte im Stillen die Feigheit des Heilkünstlers, der eben noch so tollkühn den Umsturz aller Dinge herbeiwünschte.

Es war das müde Gesicht des Lygdus, das aus den Falten des Vorhangs auftauchte und das sich mit schläfrigem Lächeln zu dem gespannt vorgebeugten Sejan hinkehrte. Gleich darauf schob der Kammerdiener, ohne zu fragen, seine Gestalt mit einer gewissen edeln Lümmelhaftigkeit in's Gemach und blieb, die Beine auseinanderspreizend, freche Blicke um sich werfend, dicht vorm Vorhang stehen.

„Was willst Du?“ fragte ihn Sejan kurz, ärgerlich, doch von der zudringlichen Sicherheit die aus dem Benehmen des Eindringlings sprach, wie von einer unbehaglichen Ahnung gelähmt.

„Eine wichtige Nachricht von Drusus,“ lächelte der Grieche verschmitzt und rieb sich die Nase, ungenirt, als sei er hier zu Hause.

„Nun?“ fuhr ihn Sejan an, indem er sich darüber ärgerte, daß ihm dieser Mensch zu imponiren vermochte. Das bleiche Griechenantlitz schnitt mit theatralischer Virtuosität eine halb hämische, halb possirlich-listige Grimasse und wendete sich mit kurzem Schnicken dem Arzt zu, andeutend: Es sei Einer zu viel im Zimmer!

„Was?“ fragte der Minister, der ihn verstand, „Geheimnisse?“

Der Grieche hob das Kinn zur Decke und blies die Backen auf, aus denen er dann mit zischendem Laut die Luft entließ.

„He . . . m,“ sagte er gedehnt, immer mit jenem kühlen matten Lächeln, „Geheimnisse? Hem! Herr — so wird's wohl sein . . . so wird's sein!“

Sejan sah auf den Arzt, dann in das heitere Gesicht des Griechen.

„Ich brauche Deine Geheimnisse nicht zu wissen,“ sagte er.

„So?“ machte der Grieche verächtlich lachend. Dieser verächtliche Ton fiel dem Minister auf. Man sollte ihn doch wohl hören, dachte er, that aber, als hege er nicht die geringste Neugier. Doch wendete er sich mit einem fragenden Blick zu Eudemus, als wolle er dessen Rath einholen. Eudemus verstand. Er zupfte seine Sandalenriemen zurecht und stampfte auf, um sein Schuhwerk zu prüfen.

„Laßt Euch nicht stören,“ sagte er, nickte dem Minister zu und entfernte sich. Der Minister beobachtete den Griechen argwöhnisch. Dieser rieb sich, an der Thüre stehend, wieder lächelnd die Nase.

„Nun — also?“ stieß Sejan heraus, sich auf den Tisch stützend. Keine Antwort.

„Du willst wohl Geld erpressen, Bursche,“ fuhr Sejan fort, „das wird Dein ganzes Geheimniß sein. Laß mich in Ruhe —“

Er that, als wolle er sich entfernen, blieb aber, da sich Lygdus nicht regte, an der gegenüberliegenden Thüre abwartend stehen. Lygdus rieb sich zur Abwechslung das Kinn und lächelte den vor ihm jappend aufgespannten Bärenrachen an.

Der Minister schlug mit der Hand ungeduldig auf die Tischplatte.

„Hörst Du?“ rief er aufstampfend, „meinst Du, ich hätte Zeit, Komödie mit Dir zu spielen —? Endlich regte sich Lygdus.

„O ja,“ meinte er träg, „Du wirst gleich in einer sehr ernsthaften Komödie mit mir spielen.“

„Willst Du wohl die Gnade haben und Dich nicht als Sphinx geberden?“ herrschte ihn der Präfekt der Prätorianer an, „oder soll ich Dir fünfzig Peitschenhiebe angedeihen lassen?“

„Das wäre sehr undankbar,“ sagte der Kammerdiener mit unerschütterlicher Ruhe.

„Undankbar?“

„Denn ich bin Dir ein größerer Wohlthäter als Tiberius,“ fuhr Lygdus kaltblütig fort.

„Was soll das —“ stammelte Sejan ahnungsvoll.

„Was das soll?“ lachte Lygdus, „hem! Dir andeuten, daß der Mächtigste Roms, der Mann, der den Beherrscher der Welt beherrscht, heut Nacht statt in seinem Bett im Kahn Charons hätte schlummern sollen — wenn Lygdus nicht gedacht hätte, er wolle auf eigene Faust ein wenig Weltgeschichte spielen — schau her —“ setzte er verächtlich hinzu.

Er schlenderte träg, wie in allen Gliedern er-

schlafft, an den Tisch heran, zog gähnend ein Silberbüchschen aus der Brusttasche und warf dasselbe mit graziös-lässiger Armbewegung auf den Tisch, sodaß ein metallenes Klingen durch das Zimmer zitterte und die kümmerliche Flamme matt aufzuckte, wie ein Sklavenauge im Sterben.

„Dies Zeug da," murmelte er, wie gelangweilt, „sollte ich Dir in den Wein mischen — hem? was sagst Du dazu?"

Sejan, der ihm gegenüber, neben der anderen Seite des Tisches stand, hob langsam den Kopf, als werde ihm derselbe zu schwer. Seine Gesichtszüge erstarrten, sein Auge quoll, als wolle es sich zum Dolch zuspitzen, aus dem Lid.

„Wie?" kam es verstört über seine Lippen. Er glaubte nicht recht gehört zu haben und beugte sich leise zu Lygdus hinüber, wie von einem Windhauch bewegt.

„Nun ja, die Mixtur da —" stieß dieser ungeduldig hervor, eine Handbewegung ausführend.

„In den Wein?" gab Sejan zweifelnd zurück, „auf Befehl — des —"

„Drusus," schloß Lygdus keck den Satz. „Es wäre mir das auch leicht möglich gewesen," fuhr er gleichmüthig fort, „warum nicht! Ich komme

oft in Dein Haus. Die Diener sind mir befreundet und ich besitze schon einige Taschenspielergewandtheit. Merkst Du, auf welch gebrechlichem Streitwagen der mächtige Sejan dem Ziel zustürmte? Von mir allein hing's ab, ob Dir der Boden unterm Fuß zusammenbrechen sollte" . . . Er hielt ein. In Sejans Brust herrschte momentan die seltsamste Verwirrung. Mißtrauen, Schrecken, Zorn mischten sich in ihm mit dem peinlichen Gefühl, sein Leben einem Menschen, wie diesem Lygdus verdanken zu müssen, von dem er, wie es schien, abhängig werden sollte.

„Aber! hem! —" begann Lygdus, blies wieder die Backen auf und lachte dann treuherzig: „Warum sollt' ich Dich vergiften? Du kannst mir schließlich mehr nützen als mein Herr, der — wie's scheint — doch bald —"

Er brach ab, zog die Mundwinkel schief und schnickte mit der Hand bezeichnend nach unten, während er dem Sejan einen listig-vertraulichen Blick zuwarf. Sejan, der sich rasch von seinem Schrecken erholt, that, als habe er diesen Blick nicht bemerkt, sah gerade aus und zuckte gleichmüthig die Achseln. Vor Allem galt es ihm, den

Verdacht, den dieser freche Geselle durchblicken ließ, vorsichtig bei Seite zu schieben.

„Freilich," sagte er daher in bedauerndem Ton, „das Schicksal ist unerbittlich —"

„Und — solche Dingelchen da," schmunzelte der Grieche tückisch, auf das Silberbüchschen deutend, „sind auch unerbittlich —"

Sejan betrachtete sich den immer zudringlicher werdenden Burschen aufmerksamer, dessen Eitelkeit von Drusus Gunst groß gezogen worden war. Der Grieche behielt beständig sein vieldeutiges Lächeln auf den bläulichen Lippen, auch wenn er sich abwendete. Dabei wiegte er sich leise in den Hüften, legte die Hände auf den Rücken oder kokettirte mit seiner wohlgepflegten Hand, mit der er sich im Kraushaar kratzte, oder das weiße Haarband zurechtschob. Es lag dabei in seinem Benehmen der unausgesprochene, aber nicht mißzuverstehende Wunsch, dem Minister in irgendwelcher Weise sich zur Verfügung zu stellen, ihm anzudeuten: er könnte ihm behülflich sein. Doch hütete sich der Präfekt der Prätorianer wohl, dem Schlauen entgegenzukommen, oder sich ein unbedachtes Wort entlocken zu lassen. Die Pause, die jetzt eintrat, war die Ruhe vor der Schlacht. Beide beobachteten

ihre geringsten Bewegungen, es war, als wollte jeder den anderen mit den Blicken ausschlürfen. Man hätte Beide für Liebesleute halten können, denen das Geständniß auf den Lippen schwebt. Die Flamme des Lämpchens schien vor Spannung erstarrt aufzuhorchen, die blauen Schatten schienen zu erblassen. Erst ein aus der Küche fern herüber hallendes Klirren löste den Krampf, der in der Luft lag, über den Möbeln zitterte, auf den Menschengesichtern zuckte. Sejan seufzte gleichmüthig und sagte, auf das Silberbüchschen deutend, mit sehr kühler Betonung:

„Also Drusus hätte Dir dies Gift gegeben, damit Du es mir —“ — er machte die Geberde des Hinabschluckens, ergriff das Gefäß und beroch dasselbe.

„Ja, ja!“ warf der Diener hin. Sejan schüttelte den Kopf und nahm die Miene eines Biedermannes an.

„Nein! mein Freund! Das mache einem Anderen weiß,“ entgegnete er kalt, „Drusus ist ein Ehrenmann — niemals würde er Dir einen solchen Auftrag ertheilen — Du hast dies Silbergefäß Deinem Herrn entwendet —“ Er warf dasselbe auf den Tisch, daß es klirrte.

Der Kammerdiener sah ihn erstaunt an und überlegte, wie er die Zweifel zerstreuen könnte.

„Du glaubst mir nicht?“ fragte er und erbleichte ein wenig, als er bemerkte, wie Sejan die Hand nach dem auf einem Seitentische stehenden Metallbecken ausstreckte, um durch Anschlagen desselben Diener herbei zu rufen.

„Ich halte Dich für Einen, der sich durch Schwindeleien Lohn erpressen möchte —“ sagte Sejan mit ruhigem Lächeln, „und dieser Lohn soll Dir sofort in Gestalt von Prügeln werden —“

„So höre nur erst,“ unterbrach ihn Lygdus mit scheuen Blicken.

„Ich höre nicht, sondern handle,“ wies ihn Sejan ab, „Du bist ein Treuloser — deshalb soll Drusus sofort erfahren, welchen Diener er —“

„Halt,“ schnitt ihm der Kammerdiener mit heiserer Stimme das Wort ab und trat zurück an den Thürvorhang, dessen Falten er mit krampfigem Handgriff zusammenraffte. Diese entschlossene, auf Alles gefaßte Bewegung des verwöhnten Dieners kam dem Günstling unerwartet, bestärkte ihn aber in seiner Annahme.

Das „Halt“ des Griechen klang so befehlend, so wegwerfend, so ironisch, daß Sejan beinahe

vor diesem Menschen, dem nicht beizukommen war, eine Art Ehrfurcht empfand und die schon erhobene Hand von dem Metallbecken zurückzog. Der Grieche war, seine Miene kaum ändernd, nur marmorblaß geworden, sodaß seine ewig heiteren Augen wie gespenstisch schwarze und doch üppig lustige Irrlichter aus seinen immer feuchten langwimperigen Augenlidern flackerten. Sein regelmäßiges Gesicht schien in einem wahnsinnigen Lächeln erstarrt, doch zitterte leise sein ganzer Kopf. Seine die Vorhangsfalten packende Hand bebte, er stand sonst aber unbeweglich. Das Kinn weit vorgestreckt, wie zum Sprung bereit, flüsterte er dann mit eigenthümlichem, halb scheuem, halb possirlichem, halb drohendem Ton:

„Sei froh, wenn ich schweige — und hüte Dich, mich zu beleidigen“ — Um die Flamme der Lampe schwirrte ein durch die Dachöffnung eingedrungener dunkelblauer Falter. Sejan blickte auf das ungewisse Taumeln des glanzberauschten Thieres, das die zuckende Flamme auszulöschen drohte.

„Wie? was sollst Du etwa nicht verschweigen?“ fragte Sejan, völlige Ruhe heuchelnd. Der Andere schwieg einen Augenblick.

„Hem!“ kam es dann kaum hörbar, mit harmloser, dadurch aber nur um so wirksamerer Betonung über seine lächelnden Lippen: „so ganz ohne Ursache hat wohl Drusus nicht schon seit drei Wochen Magenbeschwerden —“

Sejan fühlte sich gedemüthigt.

„Was? Davon weiß ich nichts? Magenbeschwerden?“ sagte er indeß verwundert.

„So ganz umsonst besucht ihn doch wohl Eudemus nicht alle Tage —“ fuhr der Grieche achselzuckend fort.

„Warum sollte er nicht —?“ murmelte Sejan, immer noch dem hartnäckig seinem Untergang zutaumelnden Schmetterling zusehend.

„Freilich,“ meinte der Grieche, den Mund höhnisch verziehend, „aber weißt Du, was den Menschen schadet, schadet zuweilen auch den Thieren.“

Sejan sah ihn fragend an.

„Ich setzte,“ fuhr der Andere fort, „heute Morgen das Frühstück des Drusus — ganz im Stillen, ohne daß es Einer sah — einer Taube vor — — das Thier —“ er machte eine Pause, in der er Sejan boshaft und scharf fixirte und setzte im Flüsterton hinzu: „starb!“ — Dann ließ

seine Hand die Vorhangsfalte los. Sejan hatte seine Gesichtszüge völlig in der Gewalt. Er hatte nur prüfen wollen, ob der Grieche eine Ahnung von dem unheimlichen Werk hatte, das gegen seinen Herrn im Gange war. Da er nun seinen Zweck erreicht, heuchelte er die tiefste Ueberraschung. Er starrte den Kammerdiener entsetzt an. Stammelte dann ein paar unverständliche Worte und trat auf einmal auf ihn zu.

„Wie? wirklich?“ murmelte er, „starb?“ Lygdus nickte. Er wollte es nicht mit Sejan verderben und ging daher bereitwillig auf dessen Spiel ein. „Die Taube starb?“ widerholte der Präfekt, „also vermuthest Du, daß in der Speise“ — — er sah den Anderen gespannt an, trat näher und hauchte, sich vorsichtig umsehend: „Wer?“

Der Grieche nahm eine stumpfe arglose Miene an und zuckte die Achseln.

„Wie soll ich das wissen —?“ murmelte er. Der Präfekt sann.

„Hem, was Du mir da sagst, ist merkwürdig und verdient Erwägung,“ fuhr er dann ernster fort, „wirklich, es verdient reifliche Ueberlegung — — Also Eudemus — besucht oft —? hem! und Drusus — Magenbeschwerden? Merk —

würdig," wiederholte er nachdenklich, „und der Hahn — wollt ich sagen, die Taube starb, sagst Du? Das ist freilich verdächtig. Ich werde im Stillen —" er brach ab, machte einen Schritt, besann sich und flüsterte dann, wie auf's Tiefste erschüttert, vor sich hin: „ja, es ist meine Pflicht — ich werde eine Untersuchung — dieser Eudemus also," unterbrach er sich — „ja, es muß im Geheimen eine Untersuchung eingeleitet werden — ganz im Geheimen, ohne Wissen des Kaisers, damit der alte Mann nicht den Verstand verliert, ob solcher Abscheulichkeit —"

Er war mit seiner Schaustellerei nicht zufrieden. Die Worte waren, wie er fühlte, schlecht gewählt, matt. Er merkte, daß er sein Spiel umsonst spielte, daß man ihn durchschaute und das raubte ihm ein wenig die Sicherheit seines Auftretens, versetzte ihn in einen künstlichen geschraubten Zustand. Einen Schreibgriffel erfassend, verjagte er den um die zitternde Flamme kreisenden Falter, wobei er bemerkte, daß noch mehrere kleinere Insekten das Licht eigensinnig umschwärmten. Als der verjagte Falter gleich darauf wiederkehrte, verlängerte er mit dem spitzen Metallgriffel den Docht der Lampe. Er fühlte, daß sich der still

beobachtende Kammerdiener an seiner Unsicherheit innerlich weidete. Kaum je hatte ihn, den Gewaltigen, ein Sterblicher in Verwirrung zu setzen vermocht. Lygdus war der Erste, vor dem er zitterte. Dies verdroß ihn indessen nicht allzusehr, da ihm, der jedes Verdienst schätzte, die Findigkeit seines Gegners imponirte. Lygdus, der bisher eine möglichst dumm-unschuldige Miene angenommen, schritt an den Tisch heran, um dem Unschlüssigen zu Hülfe zu kommen.

„Gewiß, Herr," begann er äußerst treuherzig und liebenswürdig lächelnd. „Daß Du an meines Herrn Beschwerden unschuldig bist — Zeus strafe mich — wenn ich je daran gezweifelt! Der Andere, der etwa — hem — nun — Du verstehst, der der Urheber des Todes jener Taube ist —"

(Sejan nickte — —) „der geht mich nichts an. Gar nichts! Ich habe Dir diese Geschichte nur erzählt, weil ich mir dachte, sie könne Dir interessant sein, nur deshalb — und — was kümmerts mich, ob Drusus Leibschmerzen hat — und —" Er hustete in die Hand. „Uebrigens diese Taube" — brach er lachend ab — „beim Aeskulap —! sie wird wohl eines natürlichen Todes gestorben sein — ich habe ihren Mageninhalt nicht vom

Apotheker untersuchen lassen — vielleicht hat sie sich übergessen — kurz das ist mir Alles einerlei —"

Sejan lauschte unbeweglich. Auch die nachlässige Sprechweise dieses Menschen, die spöttische müde Ueberlegenheit, mit der er die Worte, Thatsachen und Menschen zu behandeln wußte, flößte dem Staatsmann Achtung ein. Er sah ein, daß er, um diesen gefährlichen Rivalen unschädlich zu machen, ihn auf seine Seite ziehen, ihn sich zum Freunde machen müsse. Lygdus seufzte so gefühlvoll, als es ihm die Frechheit seiner Verstellungskunst erlaubte.

„Und wenn mein armer Herr," fuhr er mit wehmuthzitternder Stimme fort, „früher die Ufer des Stix schauen sollte, als ich dachte — nun ich weiß mich zu trösten — weiß ich doch, daß es bessere Herren giebt, als den wilden Prinzen, der mich stets roh behandelte — daß Du, o Sejan! mir ein milderer Herr werden würdest —"

Sejan fiel ihm lebhaft ins Wort.

„Du kannst auf mich zählen," sagte er leutselig und geheimnißvoll, „ich bin Dir zu großem Dank verpflichtet — hörst Du?"

Er schritt an Lygdus heran, faßte seine Hand und klopfte ihm gutmüthig auf die Schul-

tern. Lygdus beugte mit ergebenem Lächeln das Haupt.

„Also Du liebtest Deinen Herrn nicht sehr?“ fragte der Minister leise, wohlwollend.

„Wie könnte ich! Den ekelhaften Schlemmer — pfui!“ stieß Lygdus heraus, mit den gespreizten Fingern eine wegwerfende Geberde ausführend.

„Und — er ist kränklich — wenn er langsam hinsiecht — Du würdest — das ruhig mit ansehen können?“ ließ Sejan behutsam einfließen. Lygdus schnalzte einmal mit der Zunge.

„Ich bin zu bescheiden, um dem Schicksal in den Arm greifen zu wollen —“ wich er aus, „die Götter walten, wir dulden —“

Dann schwiegen Beide. Sejan sah wieder dem Falter zu, der sich immer noch die Flügel verbrannte.

„Du sollst es weit bringen, Lygdus, meine ich!“ unterbrach der Minister die Stille, „Du besitzest Talente —“

„Meinst Du wirklich?“ fragte der Angeredete bescheiden, mit fast kindlicher Demuth zu dem Lenker des Staats emporsehend.

„Wirklich!“ bestätigte der Mächtige ernsthaft, „wirklich —“

„Wenn Du mir behülflich sein wolltest —“ wagte der Diener leise zu prüfen. Der Staatsmann nahm seine gewöhnliche höfliche Miene an.

„Was in meinen schwachen Kräften steht, soll geschehen —“ sagte er, das Beiwort: „schwachen!“ betonend.

Lygdus verbeugte sich ein wenig.

„O Deine Kräfte sind stark genug, mich zum Präfekten oder Aedilen zu machen,“ meinte er schmeichlerisch.

Sejan machte eine diese Schmeichelei fein ablehnende Bewegung. Er wollte nun seinerseits dem Schlauen durch huldvolle Vornehmheit des Benehmens imponiren.

„Nun, ich werde meinen geringen Einfluß aufbieten,“ wiederholte er, „verlaß Dich darauf — einstweilen — darf ich Dir wohl achttausend Denare anbieten?“ setzte er liebenswürdig hinzu.

„O!“ stieß Lygdus entzückt lächelnd heraus, „Du beschämst mich, mein Gebieter.“

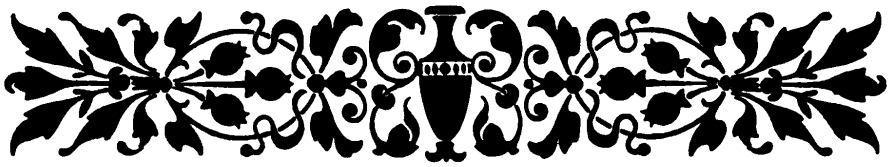
„Gut! bis morgen hast Du die Summe,“ sagte der Minister mit herablassender Freundlichkeit, „und jetzt gehe, mein Lieber — — es ist spät, ich habe noch Regierungsangelegenheiten zu erledigen —“

Er reichte dem Kammerdiener die Hand. Dieser verneigte sich tief, küßte des Ministers Kleidsaum und schlüpfte mit graziöser Unterwürfigkeit durch die Spalte des Vorhangs. — Als der Günstling allein war, wischte er sich zuerst die Hand, mit der er die des Lygdus gedrückt, an einem auf dem Tisch liegenden Papier ab. Dann sann er vor sich nieder. Dann warf er sich ärgerlich in seinen Sessel, rückte die Lampe näher, beugte sich über verschiedene Rollen, öffnete Briefe und vertiefte sich mit leidenschaftlicher nervöser Hast in die Erledigung der Regierungsgeschäfte. Als eine Stunde später sein Sekretär eintrat, konnte er diesem bereits einen ganzen Stoß Briefe übergeben, die in die verschiedenen Provinzen des Reichs abgehen sollten. Der Geheimschreiber entfernte sich wieder. Sejan gönnte sich einen Augenblick Erholung. Er starrte, in den Sessel zurückgelehnt, auf den blaßrothen Dunstkreis, der sich wie eine verkümmerte Glorie um die kleine Flamme wob und überlegte, ob er auch klug daran gethan, sich diesen Lygdus gewissermaßen zum Aufpasser gewählt zu haben. Freilich! was ließ sich thun? Wie war es möglich, sich diesen Späher vom Halse zu schaffen? Entweder ihn völlig gewinnen oder

völlig vernichten. Er empfand dunkel, daß, während er selbst leidenschaftlich nach Lebensgenuß und Glanz dürstete, dieser Mensch dem Leben eine an Verachtung grenzende Gleichgültigkeit entgegenbrachte. Er schien nur zu leben, weil es Mode ist, zu genießen, Vortheile zu erjagen, weil er gerade nichts besseres zu thun wußte. Er schien jeden Augenblick bereit, auf Glück, Vortheil, Genuß zu verzichten, obgleich er, wenn ihm die Götter diese drei Dinge darboten, sie nicht zurückwies. Wie verhältnißmäßig ruhig blieb dieser Grieche, sagte sich Sejan, als er ihm mit Strafe und Entdeckung gedroht, wie deutlich besagte sein sich in jeder Lage gleichbleibendes leichtfertiges Lächeln: „Ich bin auf Alles gefaßt und giebst Du mir den Tod, so lache ich Dich erst recht aus —“ Solchen unbewußten Philosophen gegenüber zieht man leicht den Kürzeren, sie opfern sich selbst, um den Gegner zu Grunde zu richten. Diese Welt- und Lebensverachtung gab dem Menschen eine entschiedene Ueberlegenheit, die dem Minister unbequem zu werden anfing. Er erröthete wie vor Scham und ärgerte sich über dieses demüthigende Gefühl. Der Kerl muß bei Seite geschafft werden, sagte er sich. Jetzt freilich würde es zu

großes Aufsehen erregen, wenn Herr und Diener zugleich in die Unterwelt abführen — aber später — wenn sich die Wogen gelegt — — auch ließ sich die Behendigkeit des Gesellen noch verwerthen — Sejan versank immer mehr in sich selbst. Eine eigenthümliche Schwermuth, eine innere Leere beschlich ihn und zum ersten Mal tauchte Etwas, wie eine Selbstverachtung in ihm auf. Er kam sich klein, schwach vor. Doch bald wich diese Stimmung einer anderen. Er fing an, diesen Lygdus zu beneiden. Die kecke, gleichmüthige Schlauheit des Griechen reizte seinen Ehrgeiz. Du wirst dich doch nicht von einem Kammerdiener übertreffen lassen? rief er sich mißmuthig zu und er nahm sich vor, nun erst recht mit völliger Beiseitesetzung jeder Rücksicht auf Andere, seinem Ziele zuzustreben. Sein Durst nach Herrschaft wuchs, da ihn die eben durchkostete Demüthigung verschärft. Er wollte sobald wie möglich Livias letzte Bedenken zerstreuen, den Tod des Drusus beschleunigen, die Prätorianer sich völlig gefügig machen. Dann fuhr's ihm wieder durch den Kopf . . . hätte dieser Lygdus Dein Glück gehabt, er hätte es weiter gebracht wie Du! Ueber Gewissensbisse war der hochgestellte Mann

erhaben. Solche überließ er den kleinen Dieben und Mördern. Ruhm und Macht legten sich wie berauschende Weihrauchwolken um sein zum Götterbild erhobenes Ich und hüllten ihm die Wunden seines eigenen Innern, wie die Wunden, die er Anderen schlug. Nur hie und da spähte aus dieser verschönernden Dunstwolke eine hämische Furienmaske ihn an, dann aber lenkte er seine Augen rasch von dieser Larve ab und beschäftigte seinen Verstand mit den Entwürfen, die ihn in die Höhe tragen sollten. Erst als der graue Frühstrahl von der Dachöffnung herab die Tischplatte, die Bücher und Rollen mit einem leichten silbernen Gespinnst überwob, legte der Minister die Feder weg, gähnte und erhob sich mit schlaftrunkenem Gesicht. Als er die Lampe ergriff, um sich in sein anstoßendes Schlafgemach zu begeben, bemerkte er, daß jener Falter, der vor ein paar Stunden die Flamme so hartnäckig umschwärmt, sich zuckend in Todesnöthen auf der Tischplatte weiterschob. Sejan's heiße, müde Augen ruhten auf dem vorher so prächtigen, jetzt zerfetzten Thier! eine unklare Vorstellung rang in seinem überanstrengten Gehirn. Dann ging er.



IV.

In dieser Nacht herrschte im Palast des Prinzen Drusus tiefes ängstliches Schweigen. Niemand wagte laut aufzutreten, laut zu sprechen. Die Vorplätze und Hallen waren mit Teppichen belegt. Die Gesichter der Diener trugen einen scheuen verschlossenen Zug, es schwebte eine gewisse unheimliche Spannung wie auf Fledermausflügeln durch die Räume, die Geräthschaften, Möbel und Säulen schienen sich geheimnißvoll zuzunicken, zuzuflüstern, um dann in öde starre Versunkenheit zu verfallen. Nur hie und da erschien einmal das blasse trauerheuchelnde Gesicht des Lygdus am Thürvorhang, einmal kam auch Livia, verstört mit verweinten Augen in's Schlafgemach, um sich nach dem Befinden ihres Gatten zu erkundigen. Die Besucher hielten sich nie lange

im Krankenzimmer auf; es war als scheuche sie ein frostiger Hauch vom Bett des Sterbenden zurück. Thusnelda saß neben dem Bett des Prinzen. Hinter dem Elfenbeinschnitzwerk des Bettgestelles strebte ein schöngeschwungener Silber-Candelaber auf und hielt — wie zur Zeit, da der Herr des Hauses hier in süßen Träumen von seinen Schwelgereien ausruhte — prahlend die blaue Flamme über die Purpurkissen. Aber das Gesicht des Hausherrn zeigte nicht mehr den gewöhnlichen brutal-behäbigen Ausdruck. Der Reflex des purprrnen Bettvorhangs und der goldbestickten, im Lichtglanz schimmernden Bettdecke legte heute über die gänzlich eingefallenen Züge seine unruhig wechselnde, bald rothe, bald violette Strahlenschminke. Es war, als ob die pomphafte Pracht des Gemachs verwundert und mißbilligend die röchelnden Athemzüge des Leidenden anhörte. Die heiseren mühsamen Qualtöne schnitten der Krankenwärterin durch's Herz und die lustigen Amoretten, die sich droben am Getäfel des Zimmers küßten und haschten, schienen den Sterbenden zu verhöhnen. Dann war es dem Mädchen wieder, als sähen sämmtliche Zierate, Ornamente und Möbel des Zimmers anfgeregt neugierig in das immer

mehr zur Steinmaske erstarrende Gesicht des Drusus; der Marmor blinkte begierig auf, die goldenen Dreifüße standen erwartungsvoll; die langhalsigen Arzeneiflaschen reckten sich auf den runden Tischen empor, zu sehen, wie ein Prinz das macht, wenn er stirbt. Die schwere Goldquaste, die vom aufgebauschten wolkenartigen Bettvorhang wie ein erstarrter Blitz herabglänzte, glotzte neugierig-dumm in das grünliche nach Athem ringende Todtenantlitz, aus dem die Nase immer spitzer, weißer hervorlugte, dessen Augen immer mehr in blauem Schatten versanken. Der Candelaber hob sich höher, der Flamme ward es plötzlich ängstlich zu Muth, sie begann zu zittern, die Amoretten und Ornamente hielten erschrocken im Tanze inne und der dort in der dunkelrothen Nische stehende Marmor-Aeskulap drehte langsam sein Gesicht ab, als zürne er. Dann schien es der durch das viele Nachtwachen überreizten Thusnelda, als schüttelten sämmtliche Zimmergeräthschaften wieder das momentane Grauen ab, das sich lähmend über sie gelagert. Die Flamme hüpfte um so munterer, die Amoretten schlugen, um sich zu zerstreuen, wildere Purzelbäume. Ein Stöhnen des Leidenden schreckte die Pflegerin aus ihrer traumhaften

Ermattungs-Betäubung. Sie frug mit leiser sorglicher Stimme, ob der Gebieter einen Wunsch habe, erhielt aber keine Antwort. Dann rückte sie die Kissen des Kranken zurecht und wischte ihm den kalten zähen Schweiß aus der erblassenden Stirn, der selbst die Schauer des Todes kein edleres Gepräge zu geben vermochten. Sie wünschte es würde ihr irgend Jemand Gesellschaft leisten. Zum ersten Male umfröstelte sie ein Gefühl herzbewegender Einsamkeit, als sie sich in dem kalten Prunkgemach dem Hülflosen gegenüber sah, dessen Athem jeden Augenblick still zu stehen drohte. Aber die Diener blieben fern, Livia mied das Lager ihre Mannes. Thusnelda war immerhin, trotz ihrer Schlichtheit, Menschenkennerin genug, um den Dienern, dem Arzt, der Gattin des Drusus anzumerken, daß diese Alle nur erkünstelte Schmerzen und Thränen zur Schau trugen, daß man im Geheimen den Tod des Wüstlings herbeisehnte.

Diese Beobachtung erfüllte sie anfangs mit Trauer, jetzt mit Schrecken. Schließlich entstand in ihrem überreizten Gehirn die Vorstellung: sie trage Schuld an dem raschen Kräfteverfall des Prinzen, sie habe ihn schlecht verpflegt. Ein jähes Grausen befiel sie, zitternd starrte sie in die hoh-

len Augen des Erblassenden und zerbrach sich den Kopf, auf welche Art sie ihn noch rasch retten könnte. O, wenn sie ihm doch helfen könnte! Sollte er wirklich in den Armen einer Fremden sterben? Sie lauschte, ob sie noch nicht die Schritte des Kaisers vernehme, der jeden Abend um diese Stunde einige Zeit am Bette seines sterbenden Sohnes verbrachte. Nein! Noch ertönte nicht der Ruf der Wache, kein Fußtritt war hörbar, der Palast schien bereits anzunehmen, der Prinz sei in die Unterwelt hinabgewandert. Und sie hatte doch den Lygdus gebeten, er möge sogleich einen Boten zum Kaiser senden mit der Nachricht: Drusus werde diese Nacht nicht überleben! Sollte man die Absendung dieses Boten absichtlich verzögern? Gewiß, der arme schwergeprüfte Greis würde sie vorwurfsvoll anblicken, sie fragen: warum sie ihm seine einzige Hoffnung habe ins Grab sinken lassen!

Aber du hast ja deine Pflicht gethan! rief sie sich zu. Nun empfand sie auf einmal, daß jene seltsame Vorstellung, als habe sie ihre Pflicht vernachlässigt und sei indirekt schuld an Drusus Tod, allein dem krankhaft gesteigerten Mitleid entsprang, das sie dem jetzt bald völlig allein-

stehenden Herrscher entgegenbrachte. Sie hatte ihr vorschnelles Urtheil über seinen Charakter bereut. Es ging von ihm, von der Art seines Gehabens eine eigenthümliche düstere, unheimliche Gewalt auf sie über, sie fühlte sich in seiner Nähe größer und zugleich kleiner, fühlte sich tief unglücklich und doch wieder so zum heiteren Trostspenden aufgelegt. Gerade die hohe Fassung, die der machtvolle Staatenlenker jedesmal am Krankenbett seines Sohnes zur Schau trug und die vielleicht Viele mit Herzenskälte verwechselten, war es, die ihr den fern in den Wolken Thronenden innerlich näher brachte. Sein Schmerz äußerte sich oft wie ein Grimm gegen Götter und Menschen und schmolz dann plötzlich wieder in ergebene Ruhe um. Sie hatte ihn oft allein beobachtet und er hatte ihr gegenüber sich nicht gescheut, rein menschlichen Regungen nachzugeben; er hatte vor ihren prüfenden Augen jede Maske, die ihm der gesellschaftliche und politische Zwang auferlegte, abgenommen. Diese Menschlichkeit berührte dann, wie wenn durch Gewitterwolken ein Sonnenstrahl sich stiehlt, goldklar aus der drohenden Nacht, so daß man ihn auch für einen vernichtenden Blitz halten konnte. Wenn er mit seinem Sohne gesprochen, hatte er

eine gewisse verschämte scheue Zärtlichkeit in seiner Stimme nicht zu verbergen vermocht. Ihr selbst hatte er mehrmals für ihre Sorgfalt gedankt, ihr die Hand gedrückt und angeordnet, sie solle kräftige Speisen zu sich nehmen, nicht jede Nacht wachen, vor Allem: am Tage schlafen. Dabei überschattete seine Worte, die er an sie richtete, eine so eigenthümlich respektvolle Klangfarbe. Seine Miene drückte zurückgehaltene Achtung, sein Auge staunende Ehrerbietung aus. Sie hatte nie wahrgenommen, daß er andere Menschen in dieser Art angeblickt. Gegen alle Andere war er kurz, herb, selbst Sejan behandelte er verächtlich. Freilich ward ihr das Räthselhafte im Charakter des Tiberius, je näher sie ihn kennen gelernt, immer mehr umdunkelt, aber es war dies eine angenehme Dämmerung, die nicht mehr erschreckt, abstößt, sondern die zum Denken, Errathen lockt. Es war die weiche schwüle Dunkelheit einer Sommernacht, die verborgene süß-schauerliche Reize in Wald und Teich ahnen läßt. Nun wußte sie auch, warum sie sich mit solcher Leidenschaft der Pflege des Kranken hingegeben. Ja! das war's. Sie pflegte in dem Sohn den Vater. Was hätte sie darum gegeben, den Sohn dem Vater erhalten zu kön-

nen! Und dennoch! Sie ertappte sich da auf seltsamen, eigentlich abscheulichen Wünschen. Sie wünschte den Kaiser leiden zu sehen, nur um ihm die Wunde kühlen zu können. War dies Eitelkeit? fragte sie sich und schämte sich vor sich selbst. Jetzt sah sie mit schmerzvollem Grausen dem Augenblick entgegen, da sich der Vater, der es immer noch nicht fassen konnte, was ihm die Götter bereitet, von dem Ende seines Kindes überzeugen mußte — und doch sehnte sie diesen bejammernswerthen Augenblick herbei! Sie sagte sich, das sei grausam und doch war es ihr weich um's Herz. — Es war ihr, als solle sie in die für Menschenaugen tödtlichen Mysterien der obersten Schicksalsmächte eingeweiht werden, wenn sie sich den Schmerz des verlassenen Alleinherrschers vorstellte . . . Und dennoch — wie verlockend erschien ihr die Aufgabe, den Mann, dessen Schmerz mächtig war, wie seine Herrschermacht — trösten zu dürfen, ihm den Sohn ersetzen zu dürfen. In solche Gedanken verloren, hatte sie nicht bemerkt, wie das Kissen, auf dem Drusus' Haupt lag, knisterte. Sie fuhr erschrocken empor, es war ihr, als tappe sie aus einem Labyrinth ins Tageslicht. Jetzt zuckte der Kranke mit dem Kopf nach der Seite, wo sie saß.

„Thusnelda," lispelte er matt. Sie mußte sich erst wieder finden und erröthete über ihre Zerstreutheit.

„Ja Herr —" gab sie, sich über ihn beugend freundlich zur Antwort und es war ihr dabei, als rede sie nicht Drusus, sondern den Kaiser an. Der Kranke raffte seine ganze Kraft zusammen.

„Es wird wohl — sprich offen mit mir — es wird wohl vorbei mit mir sein?" fragte er, mühsam die Worte suchend und vergebens die Augenlider hebend, die seine fiebertrunkenen, stieren Augen halb zudeckten. Immer noch klebte ihr ein wenig Dunkelheit an, von den Irrgängen, aus welchen ihr Geist mühsam den Ausweg gefunden.

„O nicht doch, Herr," ermunterte sie so heiter wie möglich. Der Kranke verzog das Gesicht zu einem schlaffen Lächeln und führte mit der abgezehrten Hand eine zuckende wegwerfende Bewegung aus.

„Ach, male doch einem alten Soldaten die Unterwelt nicht weiß —" murmelte er höhnisch, „er ist aus, der Mimus des Lebens, der Schauspieler nimmt die Maske ab — das verehrte Publikum kehrt der Bühne den Rücken — ich fühl's — hier — so kalt! weißt Du? ich sterbe an meinem

Leben — wie? Sie sagen's wenigstens!! Hem! Kann sein! Vielleicht auch nicht —" er wollte den Kopf schütteln und machte verzweifelte Anstrengungen, die Augen völlig zu öffnen — „und wenn auch, so schadet's nichts, pah! ich hab' wenigstens ein tüchtiges Stück Leben heruntergelebt, um das mich alle Schlemmer Roms beneiden können — und kann unten den Schatten was vorerzählen —" ächzte er mit klanglos-heiserer Stimme.

„Herr — ich bitte Dich," suchte sie zu beruhigen, „schone Dich, Du strengst Dich an —" Sie wischte ihm die feuchte Stirn mit einem auf dem Tischchen liegenden Tuch und führte ein Stück Eis, das sie aus einem Glase nahm, an seine heißen blauen Lippen.

„Was? schonen?" lallte er wie trunken, indem seine Pupillen beständig unterm Lid hin und herrollten, „gehe, rufe meine Diener — nun? rasch — ich will ihnen Ein's vorsterben — wie's jedem tragischen Schauspieler Ehre machen soll — geh' — rufe sie — die Kerle sollen nicht sagen: Drusus, der Lebemann, hab sich vorm Tod verkrochen wie ein Hund — hörst Du? sie sollen sehen, wie ein Feldherr stirbt — sollen mir Beifall klatschen."

Thusnelda war unschlüssig. Sie wollte aufstehen, den Befehl auszuführen, doch hielt sie des Prinzen unwillig werdender Blick auf dem Stuhle fest.

„Nein! bleib lieber — sieh dort —“ stammelte er ängstlich — „da — da kommt was —? Hem?“

Er hatte sich langsam in den Kissen emporgesetzt. Seine Kräfte schienen im letzten Krampf wieder zu kehren, sein Auge stand weit offen und starrte irr fragend auf Thusnelda.

„Was soll kommen, Herr?“ fragte sie, ihm den Rücken mit den Kissen unterstützend. Sie biß die Zähne aufeinander und nahm sich vor, die Fieberphantasien des Sterbenden, ohne zu erschrecken, mit anzuhören.

„Dort aus dem Rauch des Dreifußes,“ murmelte er mit einer gewissen wilden Verschlafenheit in den kraftlosen Zügen.

„Wie? ist das nicht Sejan? Schau seine Wange ist geschwollen — ich traf ihn gut — ha! ha! Wie? Aber ich will keinen Unsinn reden,“ setzte er hinzu, „ich will klar bleiben — das ist ja albern —“

Er deutete mit dem zitternden Arm vor sich

hin, doch fiel derselbe gleich wieder auf die Bettdecke.

„Es ist nichts, Herr —“ wandte sie besänftigend ein.

Dann trat eine Pause ein, in welcher er blödsinnig in's Leere starrte.

„Es riecht nach Gift,“ murmelte er dann zerstreut vor sich hin und ließ den Kopf matt auf die Brust sinken, „ich hab's geahnt — daß er sich rächen wird —“

Sie hielt seinen Nacken mit dem Arm umspannt, während ihr das Herz bis in den Hals heraufschlug. Dabei war ihr, als habe sich ihr Gehör übernatürlich verschärft, ihr Auge sah das Gemach in brennendem Glanz erflimmern. Doch sehr bald hatte sie wieder ihre klare Fassung erlangt. Er saß einige Zeit in sich geknickt, röchelnd, von der sich beherrschenden Thusnelda unterstützt. Nach längerer Pause hob er wieder den hin und her wankenden Kopf, dessen hohle Wangen grau erschienen, wie mit Asche bestreut.

„Was hab ich da eben geschwatzt?“ brummte er fragend, „Unsinn? Wie?“

Thusnelda wollte einen Diener herbeirufen,

da sie fürchtete, die Phantasien des Bejammernswerthen könnten einen hitzigen wilden Charakter annehmen. Als nun zufällig am Thürvorhang der Kopf des Lygdus auftauchte, rief sie ihm zu, er möge sie doch unterstützen. Der Kammerdiener zauderte einen Augenblick. Schließlich siegte jedoch eine menschliche Regung in ihm; er trat näher. Vor dem Bett seines Herrn stehend, betrachtete er dessen wie von grünlich-grauem Schimmel überzogenes Gesicht, dabei beschlich ihn ein ödes Unbehagen. Er kratzte sich auf dem Rücken und versank in leeres trübes Nachdenken, aus dem er dann wie von einem Frost geschüttelt, auffuhr. Die Nähe der mütterlich besorgten Pflegerin bedrückte ihn immer mehr, ohne daß er wußte warum. Der Pflichteifer des Mädchens beleidigte ihn, kam ihm belächelnswerth vor und doch wagte er nicht der sehr angegriffen Aussehenden seine Verachtung auszudrücken. Ihr Blick voll sinnenden Ernstes bändigte ihn.

„Wie geht es Dir, Herr?“ fragte er, immer wie betäubt von einem Gefühl dumpfer lästiger Reue, den Kopf seines Herrn betrachtend, der von dem dünnen Hals herab hing, wie ein allzuschwerer Kürbiß am Stengel. Der Befragte hob

die Augenlider und starrte den Sprecher einige Zeit zweifelhaft an mit blöden Augen.

„Ach — Du?“ murmelte er, „'s ist nichts — das geht vorüber — nur ein wenig matt — sehr matt —“

Dann versank er in brütendes Schweigen. Thusnelda strich sich ihr wirres Haar aus der Stirn und warf dann aus ihren überwachten, fieberhaft müden Augen einen mitleidigen Blick auf den träumerisch-versunkenen Prinzen. Dann sah sie traurig auf Lygdus, als wolle sie ihm verständlich machen, der Arme wisse nicht mehr, was er rede. Dieser trauervolle Blick des Mädchens löste für einen Augenblick den starren Krampf der Selbstsucht, der die Brust des Gewinnsüchtigen umspannte und erfüllte ihn mit einem scheuen, wohlwollenden Erstaunen.

„Thusnelda,“ flüsterte der Grieche, „Du solltest Dir Ruhe gönnen, Du hältst Dich kaum mehr aufrecht —“

„O, es geht schon noch,“ meinte sie.

„Du wirst krank werden,“ gab er flüsternd zurück, „Du siehst fast so bleich aus wie der Prinz und bist sehr abgemagert in den letzten Wochen —“

„Das ist natürlich," entgegnete sie, dem Kranken die Stirne trocknend.

„Was geht Dich denn der Prinz an," fuhr Lygdus erregt fort, „warum giebst Du Dir solche Mühe um einen Verlorenen —?"

„Auf solche Fragen habe ich keine Antwort," sagte sie kühl. Der Diener schwieg. Die selbstlose Hingabe des Mädchens an ihren schweren Beruf beschämte ihn, obgleich sie ihm unverständlich blieb. Auch stieg in ihm ein Gefühl des Hasses gegen Sejan empor. Er bemitleidete seinen Herrn auf einmal, so weit dies ihm überhaupt möglich war und machte sich sogar Vorwürfe, daß er nicht rechtzeitig dem Kaiser Kunde gegeben von der schmählichen Art, mit der man seinen Sohn hinmordete.

Diese sich träge und unbeholfen regenden Gewissensbisse wuchsen, als er nun seinen Herrn flüstern hörte:

„Du glaubst nicht, Lygdus, wie schlecht mir ist —"

Das Mädchen beugte sich ergriffen zu ihm herab und sagte sanft: „Fasse nur Muth, Herr, Du wirst wieder gesund —"

Lygdus machte unwillkürlich, wie zusammen-

schreckend, einen Schritt auf das Bett zu und während ihm die Augen feucht wurden, beugte er sich über den kahlen niederhängenden Kopf des Drusus.

„O Herr —“ entfuhr es ihm, „nicht wahr — Du verzeihst mir . . . wenn ich je . . . meine Pflicht versäumte . . .“

„Du warst mir ein treuer Diener,“ murmelte der Kranke träumerisch, verschlafen.

Lygdus wendete sich, innerlich befreit, zu Thusnelda.

„Du hörst's,“ sagte er rasch zu ihr, „und kannst's bestätigen, wenn Dich Jemand fragt —“

Er brach ab. Sein Egoismus gewann wieder die Oberhand. Während sein Blick auf dem Schwerathmenden ruhte, bedachte er, daß, wenn er noch irgend welchen Gewinn aus seiner Dienertreue ziehen wollte, dies möglichst rasch geschehen mußte.

„Herr,“ sagte er und glättete die Falten der Bettdecke und der Kissen. Der Kranke sah ihn an. Der Diener verdoppelte seine Hülfreichungen, rückte die Kissen und versuchte es, seines Herrn Lippen zu reinigen, die sich zuweilen mit einem weißen Schaum beschlugen.

„Ach — Du glaubst nicht, wie weh es mir thut, wenn Du mich verlassen solltest —“ preßte er leise hervor. Aber der Prinz verstand ihn nicht mehr.

„Ich bin ganz klar,“ murmelte Drusus, „das ziemt dem Drusus nicht, zu phantasiren — ganz klar —“

„Gewiß Herr,“ fiel der Diener ein, „daher wirst Du Dich auch erinnern, daß Du mir vor kurzer Zeit die Freiheit versprachst — nicht wahr?“

Der Angeredete wiegte den Kopf hin und her.

„Verstehst Du mich, Herr?“ ermahnte Lygdus, und rief dann dieselben Worte dem immer mehr in Betrübung Sinkenden sehr laut in's Ohr. Auch dieser scharfe Klangreiz übte keine Wirkung mehr auf die Nerven des vom letzten Schlummer Berauschten.

„Ich will aber nicht so dummes Zeug schwatzen,“ hörte man ihn in sich hinein lallen, „ich weiß — das ist Alles Einbildung — ich bin ganz klar —“

„Herr —“ wollte der Grieche seine Versuche ungeduldig fortsetzen, aber Thusnelda bat ihn, dem Sterbenden die letzten Augenblicke nicht durch solche Zudringlichkeiten zu erschweren.

„Was geht das Dich an,“ fiel ihr der Diener ins Wort.

„Verlaß das Gemach,“ setzte sie streng hinzu.

Lygdus sah sie verdrossen und erstaunt an. Er hätte sich auch schwerlich davon überzeugen lassen, wie unziemlich, herzlos sein Benehmen war, wenn nicht in diesem Augenblick vom Hausflur herüber ein Kommandoruf angekündigt hätte, daß der Kaiser nahe. Lygdus verzog verdrießlich das Gesicht, als der Ruf: Raum dem Kaiser! dumpf ins Gemach schlug und ein aufregendes Stimmengemurmel die Vorplätze des Palasts erfüllte. Thusnelda erbleichte, der Kopf wirbelte ihr, sie fühlte sich plötzlich von solch unbezwingbarer Mattigkeit befallen, daß sie des Kranken Rücken nicht mehr zu unterstützen vermochte. Rasch preßte sie noch ein Kissen gegen den Nacken ihres Pfleglings. Ihr Arm zitterte, sie zürnte sich, daß sie sich setzen mußte. Draußen das Waffengerassel, das Stimmengewirr — ihr war, als wolle man sie zu ihrer Hinrichtung abholen.

Jetzt! Jetzt mußte der Augenblick nahen, den sie mehr fürchtete, als ihren eigenen Tod! Heute konnte der immer noch hoffende Kaiser nicht länger an dem Unnennbaren zweifeln; die Schatten der

Unterwelt standen zu nahe gerückt, verdichteten sich mit zu finsterer Deutlichkeit im erloschenen Blick, auf der erkalteten Stirn seines Sohnes. Sie wollte aufstehen, fliehen, um sich den Anblick des jetzt mit der tiefsten Verzweiflung Kämpfenden, sonst so ruhig erhabenen Greisengesichts zu ersparen. Dann dachte sie wieder, es sei ihre schönste Pflicht, gerade in einem solchen Moment, da Götter und Menschen kaltherzig von ihm fliehen, in seiner Nähe zu weilen. Aber wie würde sich sein Schmerz äußern? Würde der, der jetzt den Muth besaß, ihm entgegen zu treten, nicht vielleicht den Tyrannen in ihm zu fürchten haben? Würde er nicht Rache nehmen am Menschengeschlecht, für das, was ihm des Schicksals Hohn angethan? Einerlei! Sie wollte bleiben! Wenn Drusus doch bereits ausgeathmet, wünschte sie. Er würde vielleicht die völlig erstarrte Leiche mit weniger zerrissenem Herzen betrachten, als den noch mit den letzten Lebensfesseln Ringenden. Jetzt hörte man deutlich das Klappen der Sandalen auf dem Marmorboden, das Knistern der Togen vor der Thüre; Lygdus schlich sich durch die entgegengesetzte Thüre hinaus. Sie war allein mit dem theilnahmlos vor sich Hinbrütenden. Ihr Herz

trieb ihr so heftig pochend das Blut ins Gehirn, daß sie zu ersticken fürchtete, als sie bemerkte, wie eine diensteifrige Hand den Thürvorhang klirrend zurückstreifte; es war ihr, als müsse die Flamme des Candelabers einen düster-rothen Schatten feierlich rings über das Gemach breiten und sich eine mitleidige Wolke um das Bett des Sterbenden lagern. Sie erhob sich mit rauschenden Schläfen, mit zitternden Knieen, mit der einen Hand das Kissen des Kranken umklammernd, mit der andern über ihre Stirn streifend, einen gequälten in Angst und Mitleid ersterbenden Blick auf die Thüre werfend. Dort, in der vom Vorhang befreiten Oeffnung, zwischen den vergoldeten Marmorpfosten sah man im blauen Schatten des Hausflurs mehrere Togen sich verschwommen bewegen. Darunter auch die hochaufragende faltenschwere des Kaisers. Diese letztere rauschte aus den anderen vor, hielt wie von einer zuckenden Hand gehalten inne und bewegte sich dann wieder rascher dem Bette zu. In diesem Augenblick, da das weiße Gewand im Lichtkreis des Candelabers fahl aufschimmerte, hob der Sterbende sein gelbes angstverzerrtes Gesicht nach der Thüre hin, von der jetzt ein nächtlich-kühler Hauch die furchtsame Flamme des Cande-

labers zur Seite bog und den Vorhang der Goldquaste überm Bett ins Schwanken brachte, so daß es wie ein erwartungsvolles Rauschen durchs ganze Gemach zitterte und schwebte.

„Da — da kommt er,“ gurgelte es aus der rauhen Kehle des Verathmenden, „da — der Tod —“

Das letzte Wort blieb nur ein Athemzug. Er hatte mit weitaufgerissenen entsetzentrunkenen Augen die Näherkommenden angestiert, deren Gewandung, einen frischen Luftzug in den Moderduft des Krankenzimmers wehend, ihm diejenige von Göttern zu sein schien. Dann war sein Kopf, als habe ihn das Schwert eines Gladiators krachend vom Rumpf getrennt, auf die Brust herabgefallen; sein Oberkörper war schwerfällig in sich zusammengesunken, die Spannung seiner sämmtlichen Muskeln ließ nach, sein heiseres Röcheln war, wie wenn der Strick einer Belagerungsmaschine abschnurrt, verstummt. Der Kaiser, der die Mitte des Gemachs schon erreicht, blieb, den vorquellenden Blick auf das Bett geheftet, stehen, wie gelähmt von Unfaßbarem, Unmöglichem. In seinem Auge glomm es wie eine entsetzte Drohung, seine Hand hatte gezuckt, als könne sie dies Bild weg-

scheuchen, den Tod bannen. Dann hörte man ihn einmal tief aufathmen. Die Begleitung stand schreckerfaßt, entsetzte Gesichter beobachteten das starre, wild-ausdruckslose Gesicht des Kaisers, der noch immer wie von höherer Faust getroffen, gegen die er sich sträubte, dastand. Auf den Möbeln im ganzen Zimmer lags wie eine erdrückende Last, die Flamme des Candelabers duckte sich zusammen, von den kalten Marmorwänden glitt es wie unzählige Schlangenleiber, die alle Anwesenden umringelten.

Nun riß sich eine der Togen hastig von den übrigen los. Es war der Arzt Eudemus, der mit in der Aufregung albern erscheinendem Gesichtsausdruck an's Bett stürzte, sich bis zum völlig vorn überhängenden Gesicht des Prinzen hinabbeugte, sich dann mit kaum bemerkbarem Lächeln umdrehte und rasch auf den Zehen zu dem Gefolge zurückeilte.

„Todt," hauchte er diesem zu. Alle glaubten den Flügelhauch des Todes kühl über die Wangen streichen zu fühlen und kaum hatten sie dies Wort, auf das sie gewartet, vernommen, als sie mit einer Hast, die jeden Anstand bei Seite setzte, sich durch die Zimmerthüre entfernen wollten. Da aber im-

mer mehrere zugleich hinaus drängten und man vermeiden wollte, des Kaisers gefürchtete Aufmerksamkeit zu erregen, entstand eine heillose Verwirrung. Ein ältlicher Herr glitt aus und kam zu Fall, mehrere erhielten heftige Stöße. Trotzdem entleerte sich der Saal rasch und ziemlich geräuschlos. Thusnelda fühlte sich wie von Henkers Faust mit Stricken gebunden, so kalt, so leer war es in ihr geworden, in jenem Augenblick, da Drusus in den Kissen zusammengefallen. Sie war auf den Stuhl gesunken, der neben dem Bett stand und hielt sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Doch nun, da sich alle Zeugen entfernt und sie sich allein dem Schmerzbetäubten gegenüber sah, da es endlich eingetroffen, was sie sich vorher in der Phantasie mit so grellen Farben ausgemalt, nun fühlte sie mit Befremden, wie sich ihrer mehr und mehr eine gewisse gespannte, nervöse Besonnenheit bemächtigte, eine fieberhafte Ruhe, unter deren glühender Asche ihr Schmerz lag wie eine zerstörte Stadt. Erst als die Schritte des näherkommenden Kaisers an ihr Ohr schlugen, nahm sie die Hände vom blutleeren, ruhigen Gesicht, wandte dasselbe aber nach der anderen Seite. Sie litt vielleicht mehr als der Kaiser, aber zu ihrer

eigenen Ueberraschung schlich sich in ihr Mitgefühl allmählich eine jede Aufregung dämpfende liebevolle Aufmerksamkeit, ein Drang, den Mann, den sie bewundern gelernt, zu beobachten, nicht aus Neugier, sondern um Mittel und Wege zu finden, ihm Trost, Erleichterung zu schaffen. Tiberius stand jetzt dicht am Bett. Er starrte mit jener dumpfen Wildheit zurückgedämmter Verzweiflung im kalt glänzenden Auge herab auf den jammervoll in sich zusammengekrümmten Sohn. Seine Gesichtsmuskeln erschienen hart, als könnten sie sich nie mehr bewegen, sein Mund trug einen verbissenen Zug, um seine Stirn hing es wie ein Gewitter. Thusnelda sah ihm an, daß der eigentliche Schmerzausbruch sich erst in ihm vorbereitete und obgleich sie vor dieser sich erst zum Bewußtsein durchringenden Qual bebte, wie vor einem vulkanischen Naturereigniß, nahm sie sich doch vor hier zu bleiben, ihre ganze Standhaftigkeit zusammen zu raffen. Sie wendete das Gesicht und blickte mit ernster, stiller Gespanntheit in das versteinerte Herrscherauge. Jetzt hob er die zitternde Hand und tastete mit derselben leise prüfend über des Drusus dünnbehaarten Schädel. Seine gramverzogenen Lippen bewegten sich wie im Traum,

er begriff, wie es schien, noch nicht und begriff es doch, mußte begreifen und wollte es zugleich nicht.

„Komm doch zu Dir, wach auf," murmelte er flehend, „thu — mir doch das nicht — hörst Du? . . ."

Dann schwieg er wieder, sah sich verstört im Gemach um, als tauche er aus einer über ihm zusammengeschlagenen eisigen Welle auf und flüsterte verwundert: „todt? wirklich todt?"

Eines der den Leichnam aufrecht haltenden Kissen hatte sich hinter dessen Rücken verschoben. Durch die zitternde Berührung von Tiberius Hand war das Purpurkissen zu Boden gefallen und nun sank mit langsamer Schwere der Oberkörper der Leiche zurück auf den Pfühl, so daß er schließlich langausgestreckt dalag, plump, hülflos, eine Masse, die zufällig menschliche Formen zeigt. Als der Kaiser die offenstehenden Augen seines Kindes bemerkte, die wie gemalte Metallkugeln mit beleidigend stierer Blindheit zur Decke starrten und in welche der Candelaber einen grünen Lichtfleck drückte, schien er zur Erkenntniß seiner selbst und der Außenwelt zu kommen! Thusnelda, die bemerkte, welch marternden Eindruck die geistver-

lassenen Augen des Sohnes auf den Vater ausübten, hatte hastig mit der Hand die Lider zuzudrücken versucht.

In des Kaisers Zügen hatte es schon zu arbeiten begonnen. Ueberall, bald um die Stirnfalten, bald um die verbissenen Mundwinkel zuckte es ihm und die zusammenschaudernde Thusnelda sah, wie er die Faust ballte und einen kraß rollenden Blick zermalmender Herrscherwuth erst um sich und dann zur Decke warf, als wolle er dem Göttervater den Blitz entwinden, um den Olymp in Brand zu stecken. Da begegnete dies den Göttern hohnsprechende Auge dem flehenden Auge des Mädchens, in dessen Feuchte so viel Angst, so viel Größe glühte, so viel Muth und Demuth. Er erkannte sie, er erwachte. Sein noch starrer Blick fiel auf ihre Hand, deren abgemagerte Finger schmal und weiß über den Lidern des Toden lagen, das Gräßliche zu verhüllen. Dann erschlafften seine eben noch heftig gespannten Gesichtsmuskeln, sein Blick trübte sich und ward doch zugleich vordringend schwerer. Seine Lippen bewegten sich schmerzhaft, wie in verschämtem Stammeln, der Blick richtete sich, als könne er einem inneren Zerschmelzen nicht länger widerstehen, groß und

immer größer und feucht glühender auf einen Punkt der gestickten Bettdecke. Sie fühlte, was in ihm vorging. Ihr Herz krampfte sich zusammen vor zerwühlendem Mitleid.

Dann wendete sich der Herrscher vom Bette ab, sein Haupt sank auf seine Brust, er drückte mit beiden Händen einen Zipfel seiner Toga vor das Gesicht. Auch Thusnelda senkte den Kopf. Sie dankte ihm im Stillen, daß er ihr den Anblick seiner gramdurchwühlten Züge erspart; es überlief sie ein glühender Schauer, dem sich doch wieder ein Gefühl seeligster Erhebung beimischte. „Nein!“ frohlockte es in ihr. „Er ist kein Menschenfeind, er hat ein Herz!“

Aus den Falten der vorgehaltenen Toga drang kein Ton. Keine Bewegung verrieth, was hinter ihren Goldstickereien vorging, aber es lag wie eine staunende Ahnung über dem grabesstillen Gemach, daß hier ein Gott der Erde herabsank, zum leidenden Menschen. Thusnelda war's, als wendeten die Amoretten des Getäfels neugierig-entsetzt die Köpfe herab, als stünde einen Moment lang der Herzschlag der Welt lauschend still, als müßten dem regungslos ausgestreckten Todten, von diesem verhüllten Cäsarenantlitz ins Herz getrof-

sen, Worte des Trostes entströmen. Sie blickte zu dem Verhüllten mit einer stillen, warmen Andacht empor. Sie mußte einen Trieb, aufzustehen und den Kummerbeladenen schwesterlich-zärtlich zu umarmen, in sich niederkämpfen. Nur die stolze Gelassenheit ihrer Natur, das Herbe, das auch in ihrer innigsten Hingabe lag, hielt sie ab, sich ihm zu Füßen zu werfen, ihn zu bitten, er möge sich fassen. Dann zürnte sie sich, daß es ihr so wenig traurig zu Muthe war, daß sich ihr mehrmals ein seltsames an's Erhabene streifende Lächeln um die Lippen gedrückt. Nur wenn sie ihr Sein ganz in das Ich des Vaters untertauchte, empfand sie das Brennen seiner Wunde nach; so lange sie ihr Ich von dem des Herrschers ablöste, bereitete es ihr fast eine geheime Freude, ihn leiden zu sehen, weil er in diesem Leiden ihr die geheimsten Irrgänge seines Wesens erschloß. Tiberius gab indeß dieser Schwäche nur kurze Zeit nach. Mit einem gewaltsamen Ruck, der die Toga ihm halb von den Schultern streifte, wandte er sich vom Bett ab und schritt dem Hintergrund des Zimmers zu, das Zittern seiner wankenden Kniee mühsam beherrschend. Dort blieb er mit auf dem Rücken gekreuzten Armen vor der Bildsäule des

Aeskulap stehen, anscheinend in die stille Betrachtung des Gottes vertieft. Draußen auf dem Hausflur hörte man einmal einen vorsichtigen Schritt, manchmal knisterte die Flamme des Candelabers. Thusnelda unterdrückte ihre Athemzüge und wagte die Schlafversunkenheit des Gemachs nicht einmal mit dem leisesten Rauschen ihrer Gewandfalten zu stören. Es versetzte ihr einen Stich in's Herz wenn der Thürvorhang kaum hörbar vom Wind bewegt über dem Marmorboden streifte. Als Tiberius jener flehende Blick Thusnelda's getroffen, war's ihm, als lege sich eine kühlende Hand über sein Herz und drücke mit liebevoller Behutsamkeit das Gift, das sich dort angesammelt, aus dem eiternden Geschwür. Der Verlust, den er erlitten, schien ihm ersetzt, es war ihm zuweilen, als hätten ihm die Götter dies Ungemach nur deshalb bereitet, damit er die wahre Quelle des Trostes finde, die er seither vergeblich gesucht. Er fühlte auf einmal seinen Schmerz nicht mehr in sich selbst, sondern im Busen Thusnelda's, so daß sich derselbe sogleich veredelte und er ihn auf das Weltganze, auf das Menschenloos im Allgemeinen auszudehnen vermochte. Es kam ihm vor, als beweine sie den Todten, nicht er und

als müsse er ihr, statt sie ihm, Trost spenden. Hierdurch verlor der grimme Biß bald an Kraft und es blieb nur eine gleichmäßige, wie ein Schleier ihn umflorende Melancholie übrig, der es nicht an einer gewissen Süßigkeit fehlte. Dazu kam seine ihm eigenthümliche Sucht, seine Umgebung stets über die geheimsten Vorgänge seines Innern zu täuschen, sich als einen Menschen zu geben, dessen Menschlichkeit längst im Sturm und Gewittertosen des Herrschens unterging und der dem Guten wie dem Schlimmen gleich unbewegt entgegentritt.

Erst dachte er daran, das Zimmer zu verlassen und das Gefolge aufzusuchen. Das würde ihn zerstreuen, meinte er, der Zwang, den er sich dabei auferlegen müsse, würde den qualvollen Stich, der ihm weiterbohrend im Gehirn saß, lindern. Dann dachte er an die lauernden Dienergesichter, die jedes Zucken seiner Gesichtsmuskeln studiren würden und beschloß, von Ekel erfaßt, noch einige Zeit hier zu bleiben. Einen Augenblick hindurch, als ihn der erste Schmerz wie ein dem Käfig entsprungener Tiger angefallen, war's ihm gewesen, als müsse er Thron und Krone von sich schleudern, wie unnützes Spielzeug, aber als er sich

jetzt von Macht entblößt in dieser Welt des Verraths einsam dastehen dachte, kam er sich vor wie ein Schiffbrüchiger in den Wellen. Es ward ihm schwül und ängstlich zu Muth, sein Herrscheregoismus, der ihn wie ein enger werdender Purpurmantel immer fester umschloß, raunte ihm zu, daß, wenn nun doch einmal gelebt werden müsse, es nur erträglich sei, als Cäsar zu leben.

Je mehr er sich anfangs hatte von dem Gefühl der Verlassenheit überwältigen lassen, ein desto herberes Trotzgefühl stieg in ihm auf. „Sie können die Tiefe deines Kummers doch nie ermessen," flüsterte ihm seine Menschenverachtung zu, „ich brauche Keinen, ich bin mir selbst genug," und dann war's ihm, als straffte sich jeder Nerv in ihm zu Eisen; als habe er einen Berg erstiegen, von dessen Gipfel aus die Welt und die Menschen zu eklem Gewürme eingeschrumpft, unter ihm sich wandten.

Der Thürvorhang war, während der Cäsar demselben den Rücken zugekehrt, von neugieriger Hand ein wenig auseinandergeschlagen worden, jetzt, als der Herrscher sich wieder dem Bett entgegenwandte, fiel die Falte rasch zu. Thusnelda durchzitterte, als der Kaiser auf sie zuschritt, eine

nervöse Beklemmung, welche Aehnlichkeit hatte mit jenem eigenthümlichen, halb wehen, halb süßen Luftdruck auf der Herzgrube, der uns durchschauert, wenn wir auf einer Schaukel sitzend von der Höhe herunter sausen. Sie bewegte sich nicht, sie blieb, gerade vor sich hinschauend, sitzen, als bänden sie Fesseln. Ihr Gesicht nahm dabei eine zuwartende Miene an, die nichts von dem verrathen sollte, was in ihr vorging und daher eine gewisse starre, aufgeregte Gleichgültigkeit zeigte, die bei ihrer Ehrlichkeit erst recht ihren inneren Gemüthszustand enthüllte. Der Kaiser ließ sich ihr gegenüber auf einem hohen stuhlartigen Elfenbeinschemel nieder. Sie bemerkte, daß er vergebens beim Niedersetzen ein Zittern seiner Kniee und Hände zu unterdrücken suchte. So saß er gebückt, als drücke ein hinter ihm stehender Athlet seine Schultern wuchtig zu Boden. Seine Hände lagen über den Knieen gefaltet, leise zuckend, sein Gesicht trug einen schlaffen, gleichgültigen Ausdruck, als sei er von Kummer gleichsam übersättigt. Selbst die kleinen rothen Anschwellungen, die das Gesicht verunzierten, schienen erblaßt und gaben ihm eine gewisse unheimliche Kläglichkeit.

„Es ist nicht sehr hell hier," hub er leise an,

mit kranker, athemloser Stimme, als sei es ihm gar nicht um's Sprechen zu thun.

Thusnelda hob den Kopf, sah ihn aber nicht an, sondern blickte mit thränenschweren Augen verstohlen auf das Lager des Todten. Es wurde ihr so unendlich öde und schwer um's Herz, wie damals, als sie zum ersten Male Heimweh litt.

„Befiehlst Du, Herr, daß ich nach Licht gehe?“ wagte sie zu fragen.

Er schwieg, sah zur Seite und blickte sie darauf fragend an. Offenbar hatte er vergessen, was er gesagt. Er strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Wie lange sitzest Du hier?“ fragte er träumerisch, als spräche ein Anderer aus ihm.

„Einen Tag und diese Nacht,“ entgegnete sie gepreßt, kaum die Lippen öffnend, da sie wohl fühlte, wie schwer es dem Kaiser wurde, so gleichgültig zu erscheinen und die passenden Worte zu suchen. Sie wünschte, er schwiege, ihr graute vor seiner mühsamen grabesdumpfen Stimme und wenn sie antworten sollte, schien es ihr, als müsse jedes ihrer Worte wie ein glühender Bleitropfen in sein blutendes Herz fallen.

„So — so — so —“ murmelte er vor sich

hin, „also — Du —“ Dann fuhr er nach einigem Schweigen auf: „was hatte ich gefragt?“

„Du frugst, wie lange ich hier sitze, hoher Herr!“ wandte sie mit vor Mitgefühl zitternder Stimme ein und sah ihm jetzt scheu in's erloschene Auge. Dabei fühlte sie, wie sich ihr langsam eine Thräne aus dem rechten Auge lösen wollte, sie wagte aber nicht, die Hand an die Wimpern zu führen.

„Ja, ja, schon lange, ich weiß, sehr lange,“ flüsterte er mit ganz falscher Betonung — „ja, das ist schlimm — sehr — sehr — schlimm —“ setzte er kaum verständlich hinzu und ließ den Kopf wie im Schlaf auf die Brust sinken.

Er merkte, daß sich ihm die Gedanken verwirrten. Er seufzte, strich sich mit der ganzen Hand über's Gesicht, als wolle er eine ihm aufgelegte Maske abstreifen und gab sich einen seinen ganzen Körper durchzuckenden Ruck.

Hierauf folgte eine längere Pause. Der Kaiser rieb seine über den Knieen gefalteten Finger, zuckte mit dem Kopf und blickte mit aufeinandergepreßten Lippen, emporgehobenen Brauen und mitleidig leuchtenden Augen auf den regungslos schlummernden Sohn.

Thusnelda fühlte an der plötzlich lebhafter werdenden Miene seines Herrscherantlitzes, an seinen sich jagenden Athemzügen, daß es ihm zum Bedürfniß wurde, seinem Schmerz Ausdruck zu verleihen. Sie kämpfte dringender mit der Thräne, die ihr immer noch ungeweint im Auge brannte, bei welcher Bemühung sich ihr Mund und ihr ganzes Gesicht schief auf die linke Seite verzog. Nun entfielen dem starr auf den Todten blickenden Herrscher die in höhnisch-wehevollem Frageton hingehauchten Worte: „Ist es nicht grausam?“ Dann hielt er, sich sammelnd, inne. Sein Haupt beugte sich heftig, gleichsam befehlend, nach dem Bett des Todten hinüber, seine Mattigkeit war verschwunden, wie im dumpfen Selbstgenuß seiner Herrschergröße und seines Schmerzes schwelgend, nahm seine Stimme einen gehobenen Ton, sein ganzes Wesen eine feierliche gramvolle Würde an.

„Ist das nicht grausam?“ fuhr er fort, als rede er das unsichtbar vor ihm stehende Schicksal an, „jetzt — da ich ihn zum Mitregenten ernennen wollte — da ich für ihn gearbeitet, für ihn Schätze gesammelt, Heere im Zaum gehalten! Jetzt! In meinem Alter ihn mir zu rauben? Warum starb er nicht früher? Und warum mich

so strafen? Was verbrach ich? Hab ich meine Pflicht verabsäumt? Hab ich die Welt nicht glücklich machen wollen? Was für Gründe habt ihr, Götter! mich ganz zu entblößen, mir die Krone mit Stacheln zu besetzen, den Purpur mir zum Nessos-Gewand umzuwandeln, mich alten Mann in die Winternacht der Einsamkeit hinausstoßen? War er auch trotzig, er war doch mein Sohn! Und ich liebte ihn, wenn ihrs auch nicht glaubt! Wollt ihr, daß ich so grausam werde, wie ihr es seid, treulose neidische Götter? Wollt ihr mich lehren, die Menschen zu verachten, wie ihr sie verachtet? Wollt ihr mich zu demselben Wahnwitz erziehen, in welchem ihr die Welt geschaffen? Soll ich mit jenem Schwärmer aus Jerusalem euch für Wahngebilde erklären? Eure Tempel niederreißen?" seine vorher mehr schmerztrunken murmelnde Stimme wurde klarer.

„O! wenn ihr das nicht wollt, so gebt mir ihn wieder —" rief er laut, „hört mich! oder es kommt ein Tag, an welchem ihr vor mir zittert, wie ich jetzt vor euch zittere —"

Sein Haupt war völlig gegen das Bett seines Sohnes hingesunken, er hielt mit der einen Hand die erkaltete Hand des Todten umklammert, die

andere umpackte das vergoldete Gitterwerk des Bettrandes, an dem sie zuweilen rüttelte. Sein Mund drückte sich jetzt heftig gegen diesen goldnen Zierrath und im wüthenden Schmerz bissen seine Zähne in das Metall, so daß ein knirschender Laut durch das Gemach scholl. In dieser Stellung verharrte er und suchte seine Besonnenheit wieder zu erlangen.

Thusnelda, von dem gefaßten und doch aus leidenschaftlichem Inneren kommenden Pathos seiner Worte wie mit tragischen Schauern übergossen, hatte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten können. Sie saß wie betäubt, schämte sich ihrer Thränen und fand doch Erleichterung in denselben. Das tragische, sich über sich selbst erhebende Pathos des Herrschers, das seinem groß angelegten, ästhetisch gebildeten Charakter entsprang, wirkte ansteckend auf sie, verklärte ihr Weh. Sie ließ ihren Thränen den Lauf und führte nur zuweilen ihr Gewand an die Augen.

Der Herrscher, der sie vergessen haben mochte, während er seinem Unwillen über die Ungerechtigkeit des Weltlaufs Worte verlieh, ward jetzt wieder auf sie aufmerksam. Trotzdem es schien, als ob ihn der Schmerz von Neuem bewältigt, war

er doch innerlich weit gefaßter. Sein Schmerz hatte sich so völlig vom Einzel-Schmerz allmählich zum All-Schmerz erhoben, er beklagte in seinem Schicksal so innig das Schicksal der Menschheit, daß nun erst Thusnelda's Mitgefühl die ganze Tiefe seiner düsteren hohen Natur erschloß.

„Du kannst Dich rühmen, gesehen zu haben, wie Tiberius zum Bettler herabsank," wendete er sich trotzig und doch wieder, wie um Entschuldigung bittend, an die wie betäubt Dasitzende, „ja, ich winsle wie ein Hund vorm Thron des obersten Gottes —"

Thusnelda fühlte, daß in seinen Worten eine leise Aufforderung lag, ihn durch Widerspruch aufzurichten. Die Freude darüber, daß er sie für werth hielt, ihm Trost zu reichen, verscheuchte den dumpfen Rausch der Trauer, der sie befallen.

„Nein, hoher Herr —" stieß sie heraus, ohne recht zu wissen, in welchem Zusammenhang dies verlegene: Nein! mit den Selbstanklagen des Kaisers stand.

„Du sagst: nein?" fragte er, froh darüber, eine Ablenkung gefunden zu haben, eine hellstrah-

lende Hand, die ihn behutsam aus den dumpfen Gewölben der Verzweiflung ans Tageslicht führte.

„Bin ich nicht schwach und elend?“ fügte er seufzend hinzu und gab seiner Miene absichtlich einen auffallend müden Ausdruck.

Sie richtete den Oberkörper empor und sah ihm mit ihren feuchtschimmernden, entzündeten Augen groß in das bekümmerte Gesicht.

„Du bist —“ hub sie stockend an. Er schien gar nicht zuzuhören, sondern blickte zur Seite.

„Was —?“ ermuthigte er sie sanft.

„Tiberius!“ sagte sie ruhig mit Bedeutung. Ihre von Thränen ganz zugeklebten Augen glänzten wie Kornblumen im Gewitterregen. Tiberius sah ihr einige Zeit in diese milden und doch so energisch blickenden Augen. Sie berauschten ihn wie eine Mondnacht, die über germanischen Urwäldern dämmert.

„Mahne mich nicht an mich selbst,“ begann er dann leise, den mächtigen Kopf abwehrend hin und her wiegend, „ich fühlte es noch nie so deutlich, wie in diesem Augenblick, wie klein ich bin, wie leicht dieser Tiberius sich selbst verloren gehen kann, wie leicht er —“ er hielt inne und flüsterte, vor sich selbst entsetzt, in sich hinein:

„wie leicht er Der werden könnte, für den du ihn einst hieltest!“

„O Herr —“ entfuhr es ihr. Sie erröthete beschämt, da er sie so mitleidslos an ihr überwundenes Vorurtheil erinnerte, „Herr,“ flüsterte sie dann, um Verzeihung bittend, doch er kam ihr zuvor.

„Der Feind des Menschengeschlechts?“ sagte er fragend, „ja, ja! ich fühle, wie mich das Schicksal langsam zu einem solchen erzieht, Du hast mich durchschaut, denn sieh — mich bessern Schicksalsschläge nicht, sie erregen Trotz in mir Verachtung der Gewalt, die uns hält — und dann weißt Du —“ redete er sie an, einen eisernen Blick auf sie werfend, in dessen Härte eine tiefe Wehmuth glühte, jene scheue Resignation, wie sie uns aus dem Blick edlerer Thiere so traurig, verständnißsuchend anklagt — „siehst Du! wir Herrscher lieben nicht, wir haben keine Söhne, keine Brüder, Mütter und Gatten — der eisige Hauch, den das Gold der Krone um unsere Stirne ausbreitet, dringt bis zum Herzen, erstickt jede tiefere innigere Regung im Keim —“

„Wie?“ fragte Thusnelda, sich vorbeugend, „und ich sah nicht, wie Du —?“

Tiberius sah ihr so sonderbar streng ins Auge, daß sie stockte.

„Um Deinen Sohn weintest?“ schloß er mit einem seltsamen verächtlichen Lachen ihren Satz, „wie? Du hältst mein Gebahren für aufrichtige Empfindung? Da bist Du eine schlechte Menschenkennerin. O, ihr Götter! Ich sage Dir, Mädchen — ich habe mich geprüft — nur die schnödeste Selbstsucht erpreßte mir diese Klagen — Eitelkeit, die Sucht, meinen Namen auf die Nachwelt zu bringen —! Ich? ich hätte meinen Sohn lieben sollen? Urtheile doch selbst — wie kann ich einen Menschen lieben, der meine Art, die Welt zu betrachten, zu hassen, zu lieben, zu regieren hohnlachend verwirft, der meine Minister und Beamten, meine Freunde und Getreuen haßt, in diesen also meine Seele, meine Herrschaft haßt, der genau weiß, daß ihm, sobald mein Haupt fällt, die Krone zufällt, der nur auf den Augenblick wartet, der mir das Scepter aus den Händen reißt, der wohl gar Pläne schmiedet, diesen herbeigesehnten Augenblick zu beschleunigen —“ er lachte grimmig in sich hinein und warf einen Blick auf den Todten, als wünsche er, derselbe könne diese Anklagen vernehmen. Thusnelda saß

wie erblindet, ihre Gedanken huschten wie zerrissene Schatten durcheinander und erst allmählich fragte sie sich, ob diese Worte des Kaisers Seele aufrichtig wiederspiegelten, oder ob er sich hinter denselben, wie hinter Schilde und Wälle verbergen wollte.

„Weißt Du," fuhr er indessen mit wilder Laune fort, „es ist ein kleiner Unterschied, ob Einer ein Haus, eine Million oder eine Welt zu erben hat —! erbst Du eine Million, so magst Du ja immerhin dem Erblasser dankbare Thränen nachweinen — aber bedenke doch — eine Welt!! Bedenke — der Tod Deines Vaters macht Dich vom Sklaven mit einem Schlag: zum Gott. Wie? sollte ein Gott, dem in seiner Welt Alles erlaubt ist — Thränen nachweinen? Braucht ein Gott auch nur die Maske des Schmerzes vorzubinden? Götter, mein Kind, sind ehrlich — und also — lachen wir, freuen wir uns," setzte er mit verzweiflungsvoller Lustigkeit hinzu, die ihm sogar den zum Lachen nöthigen Athem raubte, „freuen wir uns, daß wir den Aufpasser, den Verräther los sind! Er schliff wohl im Stillen den Dolch für meine Brust — seinen Ehrgeiz brauch ich

nicht mehr zu fürchten —! Ich werde dem obersten Gott hundert Stiere opfern —"

Thusnelda, der es bei diesem raschen Stimmungsumschlag des Herrschers anfangs zu Muthe war, als zögen sich ihrem Blick vor eine klare heitere Landschaft unheildrohende, blitzschwangere undurchdringliche Gewitterwolken, vermochte sich allmählich in die Gemüthslage des welt- und menschenscheuen Mannes zu versetzen. Ihr Herz schrak zurück vor dieser Wüste, die sich vor ihr aufthat und aus deren unergründlichen Einöden ihr die unfruchtbare Asche verkohlter Liebe, abgestorbenen Vertrauens, verwester Treue erstickend entgegen wehte.

„Herr, Du täuschest mich und Dich," sagte sie so ruhig, als es ihr schmerzlich aufgewühltes Seelenleben zuließ.

„Wie? ich —? täusche —?" entfiel es dem Kaiser verächtlich. Er war aufgestanden und sah auf sie herab, kalt, höhnisch. Sein ganzes Gesicht erstarrte in einem verzerrten, wüthenden Lachen.

„Du liebst Deinen Sohn," fuhr sie fort, „ich weiß es —"

„Das weißt Du so genau?" fragte er, immer

dies herzzerreißende Lachen auf den bebenden Lippen.

„Diese Worte erpreßte Dir Deine Verbitterung,“ entgegnete sie bestimmt, ohne den Kopf zu heben.

„Wirklich?“ lachte er zerstreut.

„Aber Du täuschst nicht nur Dich, Du täuschest Dich auch in Deinen Nebenmenschen,“ fuhr sie noch ruhiger fort, obgleich es ihr wie ein ätzendes Gift im Busen brannte, „sie sind nicht so schlimm, als Du sie Dir malst. Du übertreibst absichtlich ihre schlechten Eigenschaften nur, um sie verachten zu können —“

„Ich bin es von Dir gewohnt, daß Du mich tadelst,“ sagte er in Gedanken verloren.

„O wenn mein Tadel doch Deine kranken Ansichten heilte,“ seufzte sie flehend, den Kopf niederbeugend, als drücke sie ein Schuldgefühl.

Der thränenerstickte, innigheiße Ton, mit dem ihr diese Bitte über die dünner gewordenen Lippen glitt, durchbebte ihn. Er fuhr athemholend auf, als berühre mitten in der Glut der Wüste seine Stirn ein kühler Lufthauch. Dann trat er einen Schritt zurück, um ihr besser in das von den vielen Nachtwachen schmäler gewordene Gesicht

sehen zu können, dessen Augen mit ihrem treuen Blau ihn märchenhaft anheimelten. Seine Gesichtszüge lösten sich, der krampfhafte Hohn derselben milderte sich in einen aufmerksam prüfenden, still beobachtenden Ernst.

„Ich glaube, Du nimmst Theil an meinem Schicksal?“ murmelte er, zerstreut, zögernd, als sei er mit andern Gedanken beschäftigt.

Sie hob den Kopf.

„Du glaubst . . .?“ sagte sie vorwurfsvoll, aber bescheiden. Ihr Wort weckte plötzlich wieder eine mißtrauische Regung in dem unsicher zwischen Hoffnung, Zweifel, Scheu und Hingabe hin und her tastenden Gemüth des Verbitterten.

„Es ist wahr,“ fuhr er gedankenvoll fort, „ich bin in Deiner Schuld — Du — Du hattest — schlimme Tage — nicht wahr? viele Nachtwachen — Aufregungen — Anstrengungen — daß ich das ganz vergaß —“ setzte er immer noch mit düsterer Geistesabwesenheit hinzu. Dann sah er ihr verstohlen prüfend in das verwunderte aufhorchende Gesicht, während er that, als betrachte er die Verzierungen des Elfenbeinschemels.

„Sprich offen Deine Wünsche aus,“ fuhr er mit dem ihm eigenen feinen tückischen Lächeln

fort und stellte den Fuß auf den untersten Querleisten des Schemels.

„Wünsche?“ fragte sie erstaunt, indem ein ängstlicher Zug über ihr Gesicht huschte.

„Nun ja! solche Anstrengungen heischen hohen Lohn —“ sondirte er mit verstecktem Hohn, „und, — wenn Schätze — Gold — Edelsteine —“

Hatte sie recht verstanden?

„Lohn?“ murmelte sie, sich wie im hitzigen Fieberschlaf vorüberneigend. Also so wenig verstand er sie? So sehr behandelte er sie immer noch als Sklavin, wohl gar als schlaue Erwerbsüchtige? Ihr Blut erstarrte, eine unendliche Wehtrunkenheit umflorte ihr Gefühl und Denkvermögen.

„Nun — Du wirst doch nicht umsonst —?“ fuhr er sarkastisch fort, „umsonst — dem reichsten Mann der Welt —“

Sie erhob sich.

„Ach so!“ stieß sie heraus. Ihr Busen arbeitete mächtig, man sah ihr an, wie ihr das heftig pochende Herz das Blut in die Stirnadern trieb. Anfangs hatte ein trauriger, von tiefer Kränkung zeugender Schatten ihr weißes Gesicht überzittert. Dann legte ihr die Einsicht, mißverstanden zu

werden, eine verächtliche Falte um die Lippen, derjenigen ähnlich, die sich zuweilen um die Mundwinkel des Kaisers stahl.

„Gut — ich bin begierig, zu hören, auf welche Art Du mir die Treue bezahlen willst, die ich Deinem Sohn entgegen brachte —“ fragte sie mit zurückgedämmter Empfindung. Dann als der Herrscher schwieg, frug sie mit frostig sein sollender Betonung:

„Nun? ich bitte! willst Du nicht ein Angebot machen —? Ein Landgut? Oder sechs Millionen Denare — werden ja ausreichen —? Meinst Du?“

Er schwieg absichtlich und sah ihr gänzlich ausdruckslos, als verstünde er sie nicht, in's vorher glühende, jetzt gänzlich erblaßte Gesicht.

Die vielen Nachtwachen hatten ihr Nervensystem so krankhaft überreizt, daß ihr in diesem Augenblick die Beleidigung, die in des Herrschers Andeutung lag, weit weher in die Seele schnitt, als dies zu einer andern Zeit der Fall gewesen wäre. So entging ihr auch in diesem Taumel der Erregtheit, der ihr Gemüth mit einer übertriebenen Feinfühligkeit und Empfindlichkeit erfüllte, daß des Kaisers höhnischer Hinweis auf materielle Belohnung, nur eine Maske war, eine

plötzlich auftauchende Laune seiner weltscheuen Verstörtheit.

„Freilich,“ fuhr sie mit bebender, thränenerstickter Stimme fort, „Du liebtest ja Deinen Sohn nicht — wie solltest Du also seiner Pflegerin innerlich dankbar sein —“ Sie trat einen Schritt näher, allen ihren Stolz zusammenraffend und mit dem festen Vorsatz, Kränkung mit Kränkung zu vergelten.

„Aber wenn Du ihn auch geliebt hättest, wie Dich selbst, Herr —“ keuchte sie athemlos, „alle Schätze Deiner Krone würden — Du siehst, ich kann auch römisch-unbescheiden sein —“ unterbrach sie sich — „alle Deine Schätze würden nicht ausreichen, die Sorgfalt zu bezahlen, mit der ich Deinen Sohn gepflegt —“

Sie sah mit Augen, aus welchen ihn eine schmerzliche Entrüstung anklagte, auf den vor sich Hinsinnenden, raffte ihr Gewand mit der Faust zusammen und ging.

An der Thüre, als sie schon die Hand nach der Falte ausgestreckt, blieb sie noch einmal stehen. Ohne daß sie wußte, wie dies geschah, als erwache sie aus einem peinlichen Rausch, blitzte ihr plötzlich die Absicht des Kaisers klar

durch die erregte Seele: „Er wollte Dich prüfen, dies Anerbieten war nicht ernstlich gemeint — wie konnte ich mich so in ihm täuschen — mich so sinnlos hinreißen lassen —“

Gern hätte sie sich umgewendet, um dem von ewigem Mißtrauen Gepeinigten vorzuwerfen, daß sie es müde sei, ihr Sprechen und Handeln einer beständigen Kritik unterworfen zu sehen, daß sie gewähnt habe, er durchschaue sie endlich — doch fürchtete sie, ihre Fassung nicht länger bewahren zu können. Sie suchte mit der zitternden Hand die Spalte des Vorhangs, schritt zu und ließ den schweren goldgestickten Stoff hinter sich herabgleiten.

Der Kaiser hatte, während das Mädchen sich von ihm abgewendet, unwillkürlich vor sich hingelächelt. Er lächelte, ohne zu wissen, warum, immer noch wie im Traum. Erst nach längerer Zeit flüsterte er mit einer um Verzeihung bittenden, die ganze Tiefe seiner Dankbarkeit und Hochachtung wiederspiegelnden Stimme:

„Thusnelda — —“

Da er keine Antwort erhielt, sah er auf. Er bemerkte jetzt erst, daß er allein der Leiche gegenüber stand. Wie traurig, öde es aus allen Winkeln

des Zimmers ihn anstierte, seit sie nicht mehr hier war. Ihr Anblick hatte die Dämonen gebannt, die von dieser Leiche wie feine Nebel lachend, wuthknirschend, weinend empor wirbelten und die nun entfesselt nach seiner Brust griffen, dort ihm das Blut vom Herzen zu saugen.

Der Thürvorhang, durch den sie gegangen, bewegte sich nicht mehr, die Flamme des Candelabers stieß einen leichten Rauch aus und schaute übernächtig in grämlicher Bläue auf den Todten, der so geheimnißvoll zur Decke grinste, als sei ihm jetzt kein Räthsel der Welt mehr unlösbar. Den Kaiser durchfror, da Thusnelda's Blick nicht mehr besänftigend auf ihm ruhte, ein schwüles Angstgefühl; die Einsamkeit des Zimmers sank wie ein bleierner Sargdeckel auf ihn herab, Verrath und Mißtrauen lauschten wie mit Furienblicken aus allen Vergoldungen und Ornamenten der Möbel. Er, der sonst die Menschen gemieden, wünschte jetzt Menschen zu sehen und wenn er dieselben auch verachten mußte. Sie waren immer noch besser, als dieser schweigsame Schläfer. Er fürchtete sich vor dieser Leiche, deren eines Augenlid sich drohend gehoben hatte und in der er den Sohn kaum mehr erkannte. Es war ihm,

als sänne sie im Schlaf listig auf seinen Untergang und wolle ihm den Athem, die Krone wegreißen mit ihren krallenartig mageren Fingern. Die Geräthschaften des Zimmers standen zwar stumm, schreckerstarrt, er aber wußte, daß sie über ihn und sein Verhältniß zu dem Todten brüteten und daß sie nur aus Scheu vor der Nähe des noch in der Luft schwebenden Todesgenius' ihre Geheimnisse und Vorwürfe für sich behielten.

„Er war kaum dem Namen nach mein Sohn," murmelte er hastig vor sich hin, wie um es zu entschuldigen, daß er auf einmal keine Thränen mehr für ihn hatte, „er liebte mich nicht —"

Ueber seine eigenen Worte zusammenschreckend, wandte er sich, ein eisiges Grauen in der Brust, der Thüre zu, hinter welcher Stimmen, das Schlürfen von Sandalen laut ward und deren Vorhang sich bewegte. Gleich darauf trat der scheu blickende hastig athmende Sejan ins Gemach, begleitet von den jetzt durch sein Beispiel ermuthigten Höflingen. Sejan, eine kummervolle Miene heuchelnd, blieb gebeugt links vom Thürpfosten stehen und wagte dem sich vom Lager abwendenden Kaiser nicht in's Auge zu sehen. Es kostete den gewandten Minister doch einige Ueberwindung, in der Nähe

des schmählich von ihm Hingemordeten seine Kaltblütigkeit zu bewahren. Um seine Verstörtheit zu verbergen, die ihn zu verrathen drohte und die sein Gesicht dem der Leiche ähnlich entstellte, griff er zu einem Gewaltmittel. Er schritt, alle seine Selbstbeherrschung krampfhaft zusammenraffend, auf das Bett des Drusus zu und ließ sich, den Kopf in den Armen verbergend, dicht vor demselben auf ein Knie nieder. So lag er einige Augenblicke, wie vom tiefsten Schmerz gelähmt, ohne indeß einen Blick auf das Gesicht der von ihm gefürchteten Leiche zu werfen, erhob sich dann und suchte, vor den Kaiser tretend, nach Worten. Die Höflinge drängten sich ängstlich aneinander, wie eine Schafheerde, die dem Wolf kondoliren muß. Alle prüften das geistesabwesende, wie fragend auf sie gerichtete Gesicht des Kaisers und gingen emsig mit sich zu Rath, welche Miene sie aufsetzen sollten. Denn man konnte doch nicht wissen, ob aufrichtiger Kummer wohl angebracht war, vielleicht setzte man sich rascher in die Gunst des Herrschers, wenn man ihm durch Blicke und Geberden stille Glückwünsche darbrachte. Sejan hatte sich gesammelt und gab in wohlgesetzter Rede seinem Schmerz sowohl, als dem des Senats und

des römischen Volks Ausdruck. Der Kaiser hörte von Sejans schöngefügten Sätzen nichts, als ein gleichmäßiges Gemurmel und sah die ganze weißgekleidete Versammlung nur in der Gestalt einer knisternden Nebelbank vor sich aufragen. Ihn beschäftigte fortwährend die Frage, woher es nur kommen möge, daß er selbst den Todten nichts Gutes mehr zutraue und warum ihm das Abscheiden des Sohnes auf einmal so wenig nahe gehe. Dazwischen durch fühlte er einen lebhaften Drang, Thusnelda aufzusuchen, der in ihm bis zur Ungeduld wuchs. Nur sie vermochte diese innere Verlassenheit, diese unerklärliche Verzweiflung zu bannen, die ihm das Dasein zur Qual machte. Dann unterbrach er plötzlich die Rede Sejans zur allgemeinen Bestürzung mit einem halb mürrisch, halb verlegen hingemurmelten: „Schon gut — ich danke Euch —“ und schritt mit finsterem Gesichtsausdruck rasch durch die ehrfurchtsvoll zurückweichenden Höflinge der Thüre zu.

* * *

Einige Tage später, nachdem die Leiche des Drusus feierlich auf dem Marsfeld den Flammen

des Scheiterhaufens überliefert und seine Asche in dem Familienkolumbarium beigesetzt worden war, verkündigte die Staatszeitung des römischen Volks mehrere Neuigkeiten, die nicht geringes Aufsehen erregten und dem schwatzsüchtigen Rom zu mannigfachen Gerüchten Veranlassung gaben. Die wichtigste dieser Neuigkeiten war die, daß der Kaiser Rom verlassen. Einem Briefe, welchen Makro, der redselige Kammerherr Tibers an einen Jugendfreund von Kapri aus nach Rom richtete, entnehmen wir folgende Stelle:

— — — — — — — — — — — — —

. . . „Ja, ja mein Lieber, wir sind glücklich auf der Insel Kapreä angelangt und Du hast ganz richtig vermuthet, wenn Du meintest, daß der Kaiser nicht, wie es die Zeitung meldete, um Truppen- und Hafenbesichtigungen vorzunehmen, diese Reise angetreten. Nein! Tiberius gedenkt hier auf dieser öden Felseninsel sein Leben, so lang es auch dauern möge, zu beschließen. Die Götter mögen wissen, warum der hohe Herr hier unter den wilden Ziegen, kahlen, vom Meere gepeitschten Felsen das Leben behaglicher findet, als in dem großen Rom. Freilich haben wir Hofleute allerlei Vermuthungen hierüber, die ich Dir

aber nur andeutungsweise mittheilen darf und nur, wenn Du mir versprichst, diesen Brief sofort zu vernichten. Ganz im Geheimen flüstere ich Dir's über's Meer:

Der Grund, warum der Gott der Erde sich in die Einsamkeit begab, ist der — — er fürchtet! Fürchtet Einen, den er zum Halbgott gemacht. Hofft von hier aus, ihn zerschmettern zu können. Du weißt, daß Lygdus, der Kammerdiener des verstorbenen Prinzen, sich überraschend schnell in die Gunst seines neuen Herrn, des Kaisers, zu setzen wußte und ich führe das auf allerlei geheime, Vieles enthüllende Unterredungen zurück, die der Grieche mit dem Kaiser gehabt. Die Diener sind oft die Herren ihrer Herren! Mögen mich die Götter verderben — lieber Freund — ich fürchte, die Zunge eines Kammerdieners wird das Schwert eines Gewaltigen zerbrechen — große Umwälzungen bereiten sich vor, die Erde beginnt zu beben und wenn ein gewisser in Rom zurückgebliebener Halbgott nicht sämmtliche Götter bestochen hat, dürfte ihn bald ein vom Thron herabgeschleudertes Scepter in sein früheres Nichts zurückschmettern. Der Kaiser wird jeden Tag finsterer. Er spricht eigentlich nur noch mit Lygdus und

jenem sonderbaren Germanenweib, über deren Langweiligkeit und schläfrige Manieren wir, wie Du Dich erinnerst, so oft gelacht haben. Er geht nur noch mit gerunzelter Stirn einher. Fortwährend erwartet er Nachricht aus Rom. Gestern reiste Lygdus nach Rom, um jenen Halbgott, wie ich vermuthe, zu beobachten, vor dem, wie die Kunde geht, bereits die Prätorianer, der Senat und das Volk auf dem Bauche kriechen und dessen Hand es nur einen energischen Ruck am Staatssteuer, ein entschlossenes Aufhissen aller Segel kostete, um den alten Löwen von Kapreä über Bord zu werfen.

Daß wir bei solchen Aussichten hier ein sehr ungemüthliches Leben führen, kannst Du Dir denken. Im Hafen von Salernum liegt bereits eine Flotte versammelt, jeden Augenblick bereit, uns, den ganzen Hof, beim ersten Anzuge von Gefahr nach Afrika zu bringen . . .

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Schmidt in Leipzig-Reudnitz.

Verlag von Wilh. Friedrich, K. R. Hofbuchhändler
in Leipzig.

Hermann Heiberg.

Gesammelte Schriften.

12 Bände. — Preis fein broch. Mk. 36,—, elegant gebunden Mk. 48,—
Gleichmäßige, vornehme Ausstattung.

Inhalt:

I. Band. **Ernsthafte Geschichten.** (Einzelausg. br. 6 M.)
II. „ **Ausgetobt.** (Einzelausg. br. 6 M.)
III. „ **Die goldene Schlange.** (Einzelausg. br. 6 M.)
IV. „ **Novellen.** (Einzelausg. br. 4 M.)
V. „ **Novellen.** Neue Folge. (Einzelausg. br. 4 M.)
VI. „ **Apotheker Heinrich.** (Einzelausg. br. 6 M.)
VII. „ **Esthers Ehe.** (Einzelausg. br. 6 M.)
VIII. „ **Eine vornehme Frau.** (Einzelausg. br. 6 M.)
IX. „ **Aus den Papieren der Herzogin von Seeland.** (Einzelausg. br. 3 M.)
X. „ **Ein Weib.** (Einzelausg. br. 6 M.)
XI. „ } **Der Januskopf.** 2 Bde. (Einzelausg. br. 10 M.)
XII. „

Diese billige Ausgabe der „Gesammelten Schriften" wird nur komplet abgegeben, während einzelne Bände der Hermann Heiberg'schen Schriften zu den beigefügten Einzelpreisen zu beziehen sind.

Von Hermann Heiberg erschien ferner:

Menschen untereinander.

Roman aus der Gegenwart.
Preis broch. Mark 6,—, elegant gebunden Mark 7,—.

Kays Töchter.

Roman.
Fortsetzung von „Menschen untereinander".
Preis broch. Mark 6,—, elegant gebunden Mark 7,—.

„Liebeswerben" und andere Geschichten.

Preis broch. Mark 5,—, elegant gebunden Mark 6,—.

Schulter an Schulter.

Roman in 2 Bänden.
Preis broch. Mark 10,—, elegant gebunden Mark 12,—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im gleichen Verlage erschien von

Gerhard von Amyntor

(Dagobert von Gerhardt):

Stahl und Stein.

Erzählung.

Preis broch. Mk. 3,—, eleg. geb. Mk. 4,—.

Die Gisellis.

Ein Kulturbild aus der Gegenwart.

2 Bände. Preis broch. Mk. 10,—, eleg. geb. Mk. 11,—.

Frauenloß.

Ein Mainzer Culturbild aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert.

III. Aufl. 2 Bde. Preis broch. Mk. 10,—, eleg. geb. Mk. 12,—.

Vom Buchstaben zum Geiste.

Roman aus der Gegenwart.

2 Bände. Preis broch. Mk. 10,—, eleg. geb. Mk. 12,—.

Eine heilige Familie.

Roman.

III. Aufl. Preis broch. Mk. 6,—, fein geb. Mk. 7,—.

Durch Nacht zum Licht.

Zwei Novellen.

Preis broch. Mk. 5,—, fein geb. Mk. 6,—.

Caritas.

Erzählungen für die christliche Familie.

Preis broch. Mk. 5,—, fein geb. Mk. 6,—.

Auf der Flucht.

Lustspiel in einem Akt.

Zum ersten Male aufgeführt im königlichen Schauspielhause zu Potsdam am 27. Januar 1888.

Preis broch. Mk. 1,—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Tiberius.

Historischer Roman

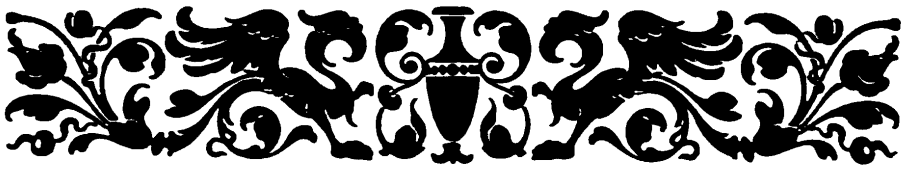
von

Wilhelm Walloth.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. K. Hofbuchhändler.

Alle Rechte vorbehalten.



I.

„Wer wagt es, den Kaiser im Schlaf zu stören! —“ Dieser entrüstet hervorgestoßene Ruf durchschnitt seltsam die nächtliche Stille des Vorgemachs. Es war, als habe das traumhaft an den Marmor schlagende Echo die auf der Goldschaale des Candelabers eingeschlafene Flamme geweckt. Sie zuckte plötzlich erschrocken zusammen, so daß in ihrem fieberhaften Schimmer die glatten Wände flimmerten, sank dann aber wieder in ihre frühere Mattigkeit zurück und tränkte mit ihrer müden Bläue die Schatten, die sich um den geheimnißvoll herabfallenden Thürvorhang lagerten.

Trotzdem that der eben vernommene Ruf den Schritten nicht Einhalt, die vom Gang herüber näher kamen.

Makro, der Kammerherr Tiberius', lauschte, halb von dem Lager erhoben, auf das er sich eben niedergelassen. Plötzlich war's, als habe der Näherkommende die Sandalen ausgezogen; das harte Aufklappen der Schritte verstummte. Makro sah sich verschlafen um und rieb sich die Augen. Eigentlich sollte er nachsehen, was draußen vorging, aber in seinem Alter, nachdem er bis spät in die Nacht hinein mit Tiberius über das Wohl des Staats philosophirt, kostete es seinen abgespannten Nerven, eine Ueberwindung sich aufzuraffen.

Der Thürvorhang hing so feierlich da, gerade als wollte er sagen: hebe mich! Es war, wenn man seine von der Flamme matt erhellten Goldstickereien betrachtete, als müsse es hinter seinen Falten noch räthselhaft-stiller sein, als es vor denselben war. Doch Makro war ein echter Hofmann; seine Neugier besiegte die Schlaftrunkenheit. Das dürre Männchen erhob sich ärgerlich und taumelte auf den Zehen an den Thürvorhang, den er so vorsichtig beäugelte, als könnten seine aufgestickten Geierköpfe lebendig werden und beißen.

„Was ist das nun wieder," wollte er gerade

beginnen, als ein sehr heftig durch die grünen Vorhangsfalten dringender Kopf ihm unsanft das Ohr berührte. Dem Kopf folgte sogleich der ganze Körper eines jungen Mannes.

„Aber ich bitte Dich, ich bitte Dich," redete der schon bejahrte Kammerherr den Eindringling an, indem er sich entsetzt das Ohr rieb, „was sind das für Thorheiten!"

„Thorheiten?" lachte der junge Lygdus verächtlich, seinen krauslockigen, scharfgeschnittenen Griechenkopf in den weißen Nacken werfend, „kann ich wissen, daß Du Deinen Dummkopf so in der Nähe hältst — ich verwickelte mich in die Falten und fand die Spalte nicht —"

„Bitte sehr, laß' mich jetzt schlafen," sagte Makro unwirsch, „wir hatten heute in der Jupitervilla einen tollen Tag —"

Lygdus lachte, indem seine zwar hellen, aber doch seelenlosen Augen einmal häßlich aufloderten. Dann sagte er mit seiner etwas heiseren, krähenden Stimme:

„Ich muß sogleich den Kaiser sprechen, ich fürchte, er wird nicht wie Du nach Schlaf verlangen, wenn er mich angehört —"

Er blinzte dem Kammerherrn mit seinen frech-

üppigen Günstlings-Augen bedeutungsvoll in's Gesicht.

„Den Kaiser sprechen — jetzt?“ entgegnete Makro erschrocken mit seinen einwärts stehenden Füßen einen unbehilflichen Schritt auf dem glatten Boden ausführend, „wo denkst Du hin — der Kaiser — weißt Du — badete heute in der blauen Grotte —“

„Meinetwegen,“ sagte Lygdus und fuhr sich, um sein Lächeln zu verbergen, mit der Zunge im Mund herum. Dann schnalzte er gleichgültig mit der Zunge, schlug sich auf die aufgeblasenen Wangen und reckelte sich, sich wohl bewußt, daß dies seiner Schönheit nicht schaden konnte, gelangweilt an der Wand hin.

Makro bewegte nervös die aus den Schnüren der Sandalen hervorsehende große Fußzehe. Er ahnte, daß der junge Mann eine wichtige Nachricht zu überbringen hatte und ärgerte sich, daß sich dieser Nebenbuhler hierdurch wieder einmal beim Kaiser beliebt zu machen wußte. Dennoch versuchte er, ihm noch ein Hinderniß in den Weg zu legen.

„Ich dächte, Du weißt, daß er nach einem solchen Bad der Ruhe bedarf —“ flüsterte Makro

wichtig. Lygdus zuckte die Achseln, schnalzte etwas lauter und spuckte unverfroren mitten in den Mosaik-Stern des Fußbodens. Dann trat er nachlässig an den kleinen Makro heran und hob seine dichten Augenbrauen so hoch, daß seine niedrige Stirn ihre Runzeln bis an die scharf geschnittene Grenzlinie des pelzartigen Haares hob. Darauf murmelte er mit einer sehr bezeichnenden Handbewegung und einem vornehm unterdrückten Gähnen, als sage er etwas ganz Alltägliches, Gleichgültiges:

„Lieber, verstehst Du mich? — Ich komme von Rom — bringe Nachricht von Sejan —"

„Se—jan —" stieß Makro heraus, dem ein Licht aufging, das seine Schläfrigkeit sofort verscheuchte.

Lygdus überließ den vergilbten Hofmann seinem Erstaunen.

„Ich denke, hier schläft er?" fragte er, sich zum Gehen wendend, indem er mit der Hand nach dem inneren Thürvorhang zuschnickte.

Aber des eifersüchtigen Makro's Runzeln liefen kupferfarbig an. Er erwachte aus seiner Betäubung, in die ihn der Neid momentan versetzt und trippelte ängstlich auf den jungen Mann zu.

„So warte doch nur,“ stotterte er zornig, „ich will sehen, ob er schon schläft — das geht doch nicht, daß Du so ohne Anmeldung in sein Schlafgemach läufst —“

Lygdus, der sich behaglich in den Zähnen gestochert, nießte und wehrte dabei ab.

„Laß nur,“ meinte er lächelnd, „es nützt Dir ja doch nichts. Ich bringe die Nachricht — was weißt Du denn davon? Ueberdies ist Tiberius auf mein Kommen vorbereitet —“

„Du thust aber auch gerade, als seiest Du Herr im Haus,“ flüsterte Makro mit verhaltener Wuth, „hier geblieben, oder ich rufe die Wache —“

Mit diesen Worten faßte er des Lygdus kurzes Oberkleid; dieser aber, sich seiner Beliebtheit am Hofe bewußt, entschlüpfte lachend, war mit einem Sprunge im Hausflur und stand mit einem zweiten vorm Eingang des kaiserlichen Schlafgemachs. Ein leises Stöhnen, das aus dem Innern des Gemaches drang, zeigte dem Lauschenden an, daß der Gebieter unruhig schlief. Mit vorsichtiger Hand schob er die Ringe des Thürvorhangs zurück und überlegte, auf welche Weise er seinen Herrn wohl am Schicklichsten zu wecken vermöchte. Doch kaum hatte er einen Blick in das matt er-

leuchtete Gemach geworfen, als sich ihm ein so unerwarteter Anblick bot, daß der sonst so rasch Entschlossene verlegen am Eingang stehen blieb. Der gedämpfte Schimmer des Candelabers beleuchtete eine wirr vorm Bett am Boden liegende Masse von Tüchern, Polstern und Kissen, aus deren Knäuel sich die vom Hemd fast entblößte obere Körperhälfte des kaiserlichen Leibes unziemlich hervorrang, während die Füße nebst den stark behaarten Unterschenkeln noch in dem entleerten Bettgestelle hingen. Lygdus trat hilfsbereit hinzu, hatte aber das Bett noch nicht erreicht, als das stöhnende, halb in den Kissen erstickte Schnarchen aufhörte und ein Wogen der Tüchermassen andeutete, daß die darunter verborgene Majestät das Mißliche ihrer Lage zu begreifen anfing. Endlich schlugen auch die gurgelnden, fast noch thierischen Laute eines im Halbschlaf Redenden an des Griechen Ohr.

„Nun? nun? Wolken? oder Wellen?“ murmelte die verträumte Stimme, welcher der junge Günstling ängstlich lauschte.

„Mein kaiserlicher Herr,“ wagte dann der Bestürzte zu flüstern. Jedoch erst als der sich Niederbeugende die Worte: „Mein kaiserlicher Herr,“

wiederholte, that es plötzlich einen Ruck in dem Polstergewirr und das verschlafene bleiche Gesicht des Herrschers tauchte mit dem Ausdrucke finsteren Mißtrauens empor.

„Ja! was ist denn, wo bin ich denn?“ rief Tiberius, seine immer etwas entzündeten Augen im Gemach umher rollen lassend.

„Herr, es scheint, Du bist aus dem Bett gefallen?“ erlaubte sich der Grieche zu antworten, indem er dienstbeflissen mehrere Purpurdecken in das vergoldete Bettgestell trug.

„Nun, aus dem Bett ist noch nicht vom Thron,“ murmelte der Kaiser gähnend und rückte sich vorsichtig einen von den vielen grauen Pflasterstreifen, die er im Gesicht trug, zurecht.

„Darf ich Dir behülflich sein?“ fragte Lygdus, der hier dem Kaiser gegenüber ein bescheidenes, fast weibisch-nachgebendes Gebahren annahm, weil er wußte, daß sich auch Sejan durch seine Schmiegsamkeit in Tiberius' Gunst geschlichen.

Der Kaiser richtete sich mit seines Günstlings Hülfe auf die Füße, schlüpfte dann aber, da ihn zu frösteln begann, in das Bett zurück.

„Dummheit, Dummheit,“ sagte er mit verdrießlichem Humor, „aus dem Bett zu fallen, schlechtes

Zeug zu träumen! Begreife mich nicht! Das wird mir wieder mein gewöhnliches Fieber zuziehen; ich spüre jetzt schon, wie die Kälte des Marmorbodens von den Fußsohlen herauf zieht!"

Er gähnte hierauf heftig, setzte sich in den Kissen empor und sah immer mit angestrafftem, halb hämischem Gesichtsausdruck erst durch das Oberlicht, dann durch ein kleines Seitenfenster. Draußen hing das schlaftrunkene, goldig-matte Mondgesicht noch wie in süßer Erschlaffung über dem Meer, über das es weit hin, bis an Kapri's Felsenmasse, eine schauernde Silberstraße goß.

Des Kaisers nicht unschöne Gesichtszüge verloren etwas von ihrem verächtlichen Ausdrucke; es malte sich sogar eine gewisse Feierlichkeit um seine Mundwinkel und sein starres Auge schien innerlich zu schmelzen, als das eintönig-dumpfe Rauschen der die Felsen schlagenden Brandung, wie die Melodie eines fernen Trauermarsches an sein Ohr wehte. Dann aber spielte ihm sogleich wieder jenes sarkastisch-hämische Muskelzucken um die feinen Lippen, das auf die Enttäuschung und Weltverachtung einer überlegenen, großen Natur schließen ließ.

Lygdus, der des Kaisers Charakter genau

studirt, sah ihm an, daß er sich innerlich in Sehnsucht verzehrte, die neuen Nachrichten aus Rom anzuhören, daß ihm aber sein angeborenes Verstellungstalent noch nicht erlaubte, seine Neugier zu befriedigen, oder auch nur zu verrathen. Tiberius beobachtete seiner Umgebung gegenüber von jetzt ab beständig die Taktik des Hinterslichtführens. Keinen ließ er ahnen, was in ihm vorgehe, sein Mißtrauen ging so weit, daß er stets eine seiner eigentlichen Gemüthsstimmung entgegengesetzte Unterhaltungsart heuchelte, so daß er, wenn er fröhlich war, ernst, wenn er ernst war, fröhlich erschien.

Entschlüpfte ihm doch zuweilen ein seiner wahren Empfindung Ausdruck gebendes Wort, so bereute er es meist so sehr, daß es seine Diener alsdann mitbereuen mußten. Dabei hatte er sich in seiner Vereinsamung und Menschenscheu eine sonderbare Unterhaltungsmanier angewöhnt. Seine Umgebung wußte nie recht, ob er scherze, spöttele oder es ehrlich meine. Immer bewegte sich das, was er sagte, zwischen ironischem Wohlwollen oder unter Gutmüthigkeit verborgenem Mißwollen. Diese diplomatische Art, sich auszudrücken, machte oft den Verkehr mit ihm sehr schwierig und so

spannte auch jetzt Lygdus alle seine Beobachtungsnerven an, um hinter die wahre Absicht seines Gebieters zu kommen, der, was ihm doch das Wichtigste sein mußte, hinausschob und es als nichts bedeutend, den Aufschub wohl vertragend behandelte.

„Es scheint noch nicht Morgen werden zu wollen," fuhr der Keiser in seiner ironischen Weise fort, „laß mich versuchen, ob ich meinem kaiserlichen Leib einige kostbare Schweißtropfen erpresse! Man könnte ja nachher das durchnäßte Hemd in Rom an den Meistbietenden versteigern. Auch meine Pflaster werde ich der Nachwelt aufheben. Doch im Ernst — so ein Fieber hat doch gar keine Ehrfurcht vor der Majestät. Und wenn ich wieder mein Ohrensausen bekomme, könnte ich mir einbilden, ich höre das Brausen einer Volksempörung, so daß schließlich dieser Fall aus dem Bett das Fallen mehrerer Köpfe zur Folge hätte . . . ."

Der Kaiser, der sich gern plaudern hörte, grub sich während dieser mit erkünstelter Kälte hingehauchten Worte unter die Purpurdecke und schloß lächelnd die Augen.

„Soll ich nicht Deinen Arzt Charikles rufen?"

frug Lygdus bescheiden, sich innerlich den Kopf zerbrechend, wo hinaus der Gebieter wollte.

„Ach! Arzt!“ rief Tiberius ärgerlich, die Augen weit öffnend, „ich könnte ebensogut einen afrikanischen Papageien fragen! Diese Aerzte! was wissen sie denn! Sieh nur, ich habe das ganze Gesicht voll kleiner Geschwüre, Hitzblüthen nennt sie Charikles.“ Er hielt inne und deutete auf die ihn entstellenden wunden Punkte.

„O, o,“ beeilte sich der höfliche Lygdus zu stottern, „wer hat heut zu Tag noch ein gesundes Gesicht.“ —

„So?“ lachte der Kaiser, „gefallen sie Dir? ich werde nächstens diese Pochen in Mode bringen, — sämmtliche Damen Roms sollen sie tragen, meinetwegen aus rothem Wachs gefertigt; — doch still damit, laß nur jede Schmeichelei, ich weiß — es sieht abscheulich aus — wieder 'mal so 'ne Laune der Götter, die nichts zu thun haben, als uns Sterbliche lächerlich zu machen — sonst aber ein ganz unbedeutendes Uebel. Glaubst Du, der Gauner Charikles wüßte mir ein Mittel dagegen? Er legt mir ein Pflaster nach dem anderen auf, so daß mein liebes Volk bald statt der leutseligen Miene seines Herrschers nur noch

eine Lustspiel-Maske, eine Leinwand-Grimmasse zu sehen bekommt —"

Er lächelte verdrießlich und tupfte sich mit dem Schweißtuch auf die feuchten Pflaster, den Schleim, den sie absonderten, höchst aufmerksam betrachtend.

„Herr, erlaube mir," wandte Lygdus vorsichtig ein, „was Du sagst, ist richtig, Dein Volk bekommt in der That Dein Angesicht selten genug zu sehen —"

„Sie verdienen's auch nicht," stieß Tiberius hastig heraus, den Günstling starr ansehend. „Was brauchen sie mich denn auch? Hier auf diesen Felsen Kapreä's fühl' ich mich weit wohler, als in den engen Straßen Roms. Ja, wenn man Hunde und Sklaven mittelst der Liebe regieren könnte, da ließe sich's ja wohl unter ihnen leben. Aber Fußtritte brauchen sie, Geißelhiebe! Und da ist's besser, ich ertheile die Schläge von hier aus, — da entgeh' ich wenigstens dem Wehgeheul und sehe die Wunden nicht, die ich leider nothwendig schlagen muß —"

Lygdus, der für die verbitterte Gemüthsstimmung seines Herrn wenig Verständniß hatte, räusperte sich und versuchte die Flamme des Cande-

labers, dadurch, daß er ihren Docht in die Höhe zog, zu vergrößern.

„Ich fürchte, Deine Entfernung von Rom bringt manchen Uebelstand mit sich," begann er keck auf sein Ziel lossteuernd. „Schon die vielen Verleumdungen, die man über Deine Lebensweise auf Kapreä unterm Volk verbreitet, schaden Deiner Würde!"

„Ich weiß," sagte Tiberius ruhig, „das ist die Art gemeiner Seelen, sich am Hohen zu rächen. Laß sie doch schwatzen und Epigramme machen. Ich habe ja auch meine Fehler, gewiß, aber ich hoffe, ich erfülle meine Pflicht. Ich halte es schon für eine große That, daß ich die Zirkusspiele eingeschränkt habe. — Das Volk muß verleumden. Ich werde nächstens einen Preis ausschreiben für das witzigste mir geltende Epigramm," setzte er schmunzelnd hinzu.

„Ja, Herr," wandte Lygdus muthiger ein, „Du vergissest aber Eins: — die Undankbarkeit — eines Emporkömmlings, die Nutzen aus Deiner Entfernung von Rom zieht —"

Das war der Punkt. Der Pfeil war abgedrückt und Lygdus erwartete, den Kopf niedergedrückt, erröthend die Wirkung des Schusses. Der

Grieche wußte, daß Tiberius die ganze Gefahr seiner Lage dem kühnen Sejan gegenüber kannte und er vermochte sich seine Gleichgültigkeit nicht recht zu erklären. Wollte er seine Würde wahren? Sich selbst Muth einreden? Andere ermuthigen? oder kam es ihm nur darauf an, seine Stimmung zu verbergen! räthselhaft zu erscheinen?

Tiberius setzte sich plötzlich wieder mit einem heftigen Rucke in den Kissen empor und warf einen Blick auf Lygdus, der durch das Anspannen aller Gesichtsmuskeln den Ausdruck einer lauernden Wildheit erhielt. Es war, als wolle er den Diener bis auf die Nerven prüfen.

„Wie ist mir denn!“ rief er mit gutgespielter Ueberraschung, „träume ich denn noch? — Du kommst ja von Rom —? ich schickte Dich ja hin —? ich glaube sogar, einige Narren behaupten, mein Thron sei in Gefahr?“

„Nicht blos die Narren, hoher Herr —“ flüsterte Lygdus aufathmend und trat dem Lager näher, „auch warte ich schon die ganze Zeit darauf, Dir wichtige, sehr wichtige Nachrichten bringen zu dürfen — die das, was ich Dir im Vertrauen mittheilte, vollkommen bestätigen —“

Tiberius schien sprechen zu wollen, aber seine

Selbstbeherrschung trug über seine Neugier den Sieg davon. Er warf sich wieder in die Purpurkissen zurück, spielte nachlässig mit den Goldfranzen der Purpurdecke, brummte sogar den Anfang eines Liedes vor sich hin und sagte, wie gelangweilt:

„Nun, was giebt's also im schönen Rom, wie geht's meinem lieben Sejan —"

„O, sehr gut," sagte Lygdus mit seinem heißen, jetzt fast ein wenig spöttischen Lächeln, „alle Tage geht's ihm besser. Ueberall setzt man ihm goldene Bildsäulen. Das Volk jubelt ihm zu, der Senat zittert wie ein Roß, das die Sporen gefühlt, vor ihm — Livia, die Gattin Deines Sohnes, bewundert ihn — gewiß, er ist weit beliebter, wie Du, Herr —"

„So, so, das freut mich," sagte Tiberius, „das freut mich sehr —"

Der Diener, der erwartet hatte, sein letzter Zusatz würde den Monarchen in Unruhe versetzen, warf einen schielenden Seitenblick auf den Herrscher, dessen Augen in eigenthümlichem Feuer brannten.

„Das soll heißen: ‚es freut mich gar nicht'," dachte Lygdus und setzte im Stillen hinzu: „Er

ist doch ein Meister, bei dem auch der hinterlistigste Höfling noch lernen kann."

„Ich sehe es gern, wenn meine Freunde bewundert werden," fuhr der Kaiser sinnend fort, und spielte mit einer Kugel des Silberbeckens, dessen Rundung neben dem Lager auf dem bocksfüßigen Tischchen im Schimmer des Candelabers glänzte. Der Vorhang an dem kleinen Seitenfenster regte sich im Nachtwind. Ein kühler Windstoß, der die Glätte des Meeres in tausend metallblinkende Falten legte, drang in's Gemach und koste mit dem müden, schon gelblich angehauchten Purpur der Flamme.

„Man feierte gestern den Namenstag Deines Sejan in Rom," fuhr Lygdus fort.

„So, so," wiederholte Tiberius zerstreut lächelnd.

„Man feierte den Deinigen lange nicht so glänzend," setzte Lygdus bedeutungsvoll hinzu. Hierauf schweigen Beide.

Der mageren, adervollen kaiserlichen Hand entglitt nach einiger Zeit eine der Silberkugeln und ein heller, glockenartiger Ton durchwimmerte die Gemächer, als sie in dem glänzenden Bauch des Beckens verschwand.

„Verlangst Du nach irgend wem, Herr?“ frug der Grieche.

„Hoffentlich hat Niemand den Ton gehört,“ sagte der Kaiser, eigensinnig eine zweite Kugel ergreifend, mit der er in der Absicht zu spielen begann, sie nicht in das Becken rollen zu lassen.

„Also man zieht den Sejan dem Kaiser vor?“ frug er darauf.

„Ich bin der Meinung, daß es Deinen früheren Liebling,“ entgegnete der Grieche, „nur wenig Worte kostet und der Senat huldigt ihm als Kaiser. Vielleicht ist es schon zu spät, vielleicht aber könnte rasch eingreifende Gewalt seinen Sturz herbeiführen“ . . . .

„Ist er sehr beliebt beim Volk?“ frug der Herrscher, das letzte Wort betonend.

„Das nicht, man fürchtet ihn,“ war die Antwort, „aber er hat einen Theil des Heeres auf seiner Seite. Das, dünkt mir, ist das Gefährlichste — sobald er sich in das Prätorianer-Lager begiebt und mit Versprechungen um sich wirft — rufen sie ihn zum Kaiser aus —“

Den Kaiser schienen alle diese Nachrichten nicht anzufechten.

„Hem,“ sagte er „dann, wenn dem so ist, wenn

mein Thron auf so schwachen Füßen steht, warum bist Du hier, warum huldigst Du nicht dem Sejan?"

„Weil ich hoffe, Du wirst schnell entschlossen den Aufstand dämpfen," erwiderte der Diener.

„So? weißt Du das so genau?" fragte Tiberius in seltsamer Laune. „Wenn ich nun des Herrschens müde wäre! Meint ihr, es mache mir Vergnügen, mich beständig vor meinen Freunden zu schützen? Wahrzunehmen, daß ich mich in der Wahl meiner Getreuen geirrt? Rom war einst Republik und sollte es wieder werden. Ich bin alt und hätte am liebsten meine Ruhe."

Lygdus wußte nicht, ob er diese ironische Auslassung ernst nehmen sollte und sah erstaunt in die Züge seines Herrn, die einen bitteren, fast weichen Ausdruck kaum verbergen konnten.

„Ich verdanke dem schönen Sejan viel," fuhr der Kaiser mit fast schwermüthiger Stimme fort, „ich liebte ihn, sein entschlossenes, frisches Wesen; er hat mir einst, als jene Grotte über mir zusammenbrach, das Leben gerettet. Dann hat er mich mit den Prätorianern umgeben. Nein, er war wirklich aufopfernd für mein Wohl besorgt. O, ich besaß damals noch keine Weltkenntniß und

erfreute mich an der bunten Haut der Schlange. Wer ist's denn, der uns hart und grausam macht? Freilich habe ich ihn reich, vielleicht allzu reich belohnt. Das war sehr thöricht von mir und zeigt eben, wie wenig Menschenkenntniß ich damals besaß. Er dauert mich wirklich, daß ich ihn so reich belohnte. Ohne zu wollen, strafte ich ihn mit diesem Lohn. Wer hieß auch den Storch an die Dankbarkeit des Frosches glauben? Diese Belohnung ist dem armen Burschen zu Kopf gestiegen — nichts ist menschlicher! Meinst Du nicht? Ich sollte mich — nicht ihn strafen, mich, für meine Dummheit und sollte ihm danken, daß er mir nicht damals schon aus reiner Dankbarkeit Thron und Leben nahm."

Lygdus lehnte mit dem Rücken an der Marmorwand des Gemaches und nickte verdutzt vor sich hin, indem er, seiner Gewohnheit gemäß, die Wangen aufblies und die Luft mit hörbarem Geräusch entließ. Er hatte diesen Zug dem Kaiser abgelauscht, dem er durch Nachahmung seiner kleinen Schwächen zu schmeicheln hoffte. Endlich raffte er sich auf und sagte kleinlaut:

„Herr, Sejan gab Dir, so viel ich weiß, den

Rath, Du mögest Rom verlassen und den Staat hier von Kapreä aus regieren —?"

„Allerdings — warum fragst Du?" gab der Kaiser, aufmerksam werdend, zurück.

„Sollte er nicht damals schon mit dem Plan umgegangen sein, sich diese Deine Entfernung von Rom zu Nutze zu machen?" entgegnete Lygdus möglichst unbefangen.

Der Kaiser lächelte eigen.

„Ei, ei, ich sehe, Du bist auch nicht ohne Verleumdungstalent," sagte er anscheinend erheitert. „Nun es mag sein!" fuhr er seufzend fort. „Wer kann in die Triebfedern des menschlichen Innern sehen! So ein Lächeln kann viel verbergen, hübsche Worte kosten nichts und selbst aufopferungsvolle Thaten entstammen oft nur dem Ehrgeiz. Pah! 's ist alles Larve. Wem der Kaiser sein Vertrauen schenkt, der wird hierdurch schon vergiftet. Zeigt doch selbst der Hund sogleich seine schlechten Eigenschaften, wenn man ihn zu freundlich behandelt. Sieh, so verderben wir uns gegenseitig — ich verderbe euch durch Wohlwollen, ihr mich, indem ihr mir zu bereitwillig gehorcht. Ja, mein Lieber, wir Herrscher sind unglückliche Geschöpfe. Es gehört etwas dazu, auf einem

Thron nicht verrückt zu werden. — Ich will aufstehen," setzte er dann trocken, fast barsch und unvermittelt hinzu, als bereue er seinen letzten Zusatz.

Lygdus wollte, als sich der Kaiser sehr rasch erhob, die Dienerschaft rufen. Tiberius untersagte es ihm; er wolle nur ein leichtes Nachtkleid anlegen, Lygdus sollte ihm behülflich sein. Während des Anziehens sprach der Kaiser kein Wort. Er schien über Plänen zu brüten, denn oftmals verwechselte er die Kleidungsstücke, wie er denn auch in seiner Versunkenheit die Schnüren der Sandalen nur ganz unordentlich, oberflächlich um die Fußzehen schlingen ließ, so daß er sie beim Gehen nachschleifte. Als er nothdürftig angekleidet war, und ihm Lygdus noch einen weiten geblümten Schlafmantel umgeworfen, wandte er sich, an der Thüre angekommen, um. Mit müden, glanzlosharten Augen, die an diejenigen der Leichen erinnerten und gepreßter Stimme sagte er:

„Setze Alles in Bereitschaft, was zu meiner Abreise nöthig ist —"

Der Diener, dem dieser Befehl ganz unerwartet kam, gab durch eine fragende Geberde zu erkennen, daß er glaubte, sich verhört zu haben. Der Kaiser,

der dies bemerkte, wollte indeß keine weitere Auskunft geben. Doch sagte er dann halb unwillig, als fürchte er, hierdurch bereits seinen Gemüthszustand zu verrathen: „Ich reise nach Rom, ich möchte mir die Bildsäulen meines Sejan näher ansehen. —“

Lygdus verbeugte sich und ging. Nachdem Tiberius das Zimmer verlassen, gelangte er in einen mattbeleuchteten Corridor, dessen Säulen den Fußboden mit zwanzig regelmäßig von einander entfernten Schatten belegten. Einen Augenblick blieb er vor dem Behälter seiner Lieblingsschlange stehen, der zwischen zwei Säulen auf einem kunstvollen Gestell ruhte. Sinnend schaute er durch das Drahtgitter auf die bunte Haut des zusammengeringelten Thieres.

„Sie ist dankbarer als er,“ murmelte er, bitter lächelnd, vor sich hin, schritt dann weiter und hielt erst an, als ihm ein dunkelblauer Vorhang den Weg hemmte. Er lauschte, hob dann, als thue er es ungern, den Vorhang und schaute mit einer Miene in das Gemach, deren mühsam dem Ernst abgerungene Heiterkeit man fast liebevoll hätte nennen können. Aber nur einen Augenblick hindurch bewahrte das kaiserliche Antlitz diesen

Ausdruck. Als er zu seiner großen Ueberraschung bemerkte, daß das in dem Gemach befindliche Bett leer war, drückte sich sofort seinen Zügen die Gespanntheit mißtrauischer Angst auf. Mit auf der Brust zusammengeballter Faust trat er, sich umsehend, ungestüm ins Zimmer. Nein! sie war nicht hier. Die Polster zeigten noch den Abdruck ihres schönen Leibes; ja, als er die Hand in die Polster-Vertiefung legte, strömte es ihm noch wie der warme Duft einer allmählich erkaltenden Leiche entgegen. Der warme Hauch der Kissen schien ihn einen Augenblick hindurch zu berauschen, dann raffte er sich aus diesem süßen Schwindel, der seine Sinne umflorte, auf und eilte so hastig, daß er fast über den elfenbeinernen Fußschemel gestolpert wäre, in das nebenan befindliche Gemach. Hier schlief am Fußboden zusammengekauert ein Sklave. Auch hier war Thusnelda nicht zu finden. In des Herrschers Seele stiegen eigenthümliche Zweifel auf. Er glaubte fest an die Treue des Germanen-Weibes und doch malte er sich mit ingrimmigem Behagen aus, was er jetzt thun würde, wenn er sie in einem der Gemächer in den Armen eines Sklaven oder Hauptmanns überraschte. Sie tödten? Ihn tödten? Mit welchem Genuß er sich selbst

quälte! Ja, er wünschte fast, er möchte sie treulos erblicken, nur, damit seine Grundsätze von der Erbärmlichkeit des Menschengeschlechtes eine neue Bestätigung erhielten.

Gewiß, wenn er jenen Vorhang aufhöbe, würde er sehen, wie sie ihre Wangen einem bärtigen Mund hinreicht, oder hörte er nicht Geflüster? seufzendes Kosen? Der gehobene Vorhang zeigte nur den öden Prunk eines marmorglänzenden Gemachs; die Stille der Nacht, die sein lauschendes Ohr zu durchdringen strebte, schien sich selbst zu belauschen. Er war, als er nun, die Stirn in Runzeln gezogen, suchend durch die seine Schritte wiederhallenden Gemächer der Jupiter-Villa schritt, nahe daran, in jenes hämische Lachen der Verzweiflung auszubrechen, das die Seele mehr verwundet als Thränen. Er war es ja nun schon gewohnt. Eine Enttäuschung mehr nach so vielen! Und bedurfte er denn dieses Weibes? War er sich nicht selbst genug? Er weidete sich nun an dem Gedanken, sie von sich stoßen zu können. Mit der Hand durch die Luft fahrend, übte er sich bereits auf den Wink ein, den er dem Henker geben wollte, obwohl sein Herz dabei in weher Bitterkeit schwoll. Und sie? Wie würde sie seine Kälte

ertragen? Er sah ihr großes Kinderauge vorwurfsvoll in das seine leuchten. Thorheit, daß sich diese ewige Sehnsucht nach reiner Menschlichkeit, nach aufrichtiger Hingabe nicht ertödten ließ — wer Allmacht besitzt, was braucht der nach Liebe zu fragen? Aber das war's. Diese Allmacht bebte in seiner Faust als zerbrechliches Spielzeug, das ihm jeder schlaue Volksverführer mit einiger Geschicklichkeit entwinden konnte. Ein Tropfen Gift vielleicht von der Hand seines Lieblings, ihm in den Morgentrank gegossen — und diese Allmacht warf sich lächelnd, wie eine geschminkte Zirkustänzerin an den Busen eines Anderen. Und war es nicht schon so weit gekommen? — Sejan!!... doch zurück! er wollte hieran nicht denken, die Treulosigkeit dieses einst bevorzugten Lieblings ließ sein Herz im Tiefsten — erkranken.

Endlich hatte er das Ausgangsthor erreicht und stand nun, vom Nachtwind umkühlt, vor dem weithin wie ein metallener Riesenschild ausgebreiteten mondüberflimmerten Meer. Mit verhaltenem Zorn rauschte es aus der Tiefe, aber die alten Felsen Kapreä's trotzen dem Lecken seiner Wellenzungen. Der Kaiser lauschte einige Zeit dem Gespräch, das Himmel, Meer und Felsen miteinander

führten und das ihn in seiner geheimnißvollen Erhabenheit an seine Aufgabe als Weltherrscher zu gemahnen schien. Es fröstelte ihn. Unwillkürlich mußte er wieder an Thusnelda denken, an ihre, der römischen Art ganz entgegengesetzten Offenheit, ihr röthliches, in einen Knoten wuchtig gebundenes Haupthaar. Dann schritt er weiter in die Nacht hinaus, dem Rand der Felsen zu, während hinter ihm mit ihren Säulen und Giebeln die marmorweiße Villa bleich im schwarzen Schooß der Nacht schlief, wie eine Nymphe, die ein Neger umarmt.

Sich über die niedrige Mauer lehnend, blickte er in die gähnende Tiefe hinab, wo ein silberweißer Saum den trümmervollen Fuß zerrissener Felsen umgürtete und überlegte, wie es wohl einem Menschen zu Muthe sein müßte, der hier den Sprung hinab wagte. Ungeduldig schlug der Wind seine Wange und riß daselbst eines der vielen Pflaster los, so daß er lächelnd zu sich sagte: „Man merkt es, Sejan zählt auch den Wind zu seinen Getreuen.“ Dabei fragte er sich, ob er den Verlust des Thrones überleben werde? Während sich in seinem weiten Schlafmantel der rücksichtslose Wind fing und er, die Hand auf

den Mauerrand gestützt, den gleichmäßig wie eine Cohorte Krieger anrollenden weißen Wellensaum verfolgte, hörte er nicht das Knistern von Schritten, das sich ihm näherte. Mehrmals trieb der Seewind ein um Aufmerksamkeit bittendes Hüsteln am Ohr des Monarchen vorbei.

„Prüft der Kaiser die Sterne, das Meer, oder sich selbst?“

Erst als diese, in majestätischem Frageton hingehauchte Phrase an sein Ohr schlug, wandte sich Tiberius langsam, wie es schien nicht angenehm überrascht, um. Thrasyllus, der Astrologe, stand, in einen schwarzen assyrischen Mantel gehüllt, eine zwei Fuß hohe Mütze auf dem Kopfe, vor ihm, legte die weiße Hand mit etwas gesucht-graziöser Würde an seinen großen, seine Brust wie ein Bergstrom überschüttenden Bart und heftete das kluge Auge prüfend auf die unfreundliche Miene seines Herrn. Die unhörbare Art, in der sich Thrasyllus ihm genähert, gefiel dem Kaiser nicht, dem überhaupt nichts peinlicher war, als wenn sich Jemand erlaubte, ihn zu überraschen, in Erstaunen zu setzen. Er zog die Augenbrauen unmerklich über der stolz gewölbten Nase zusammen, beherrschte sein Herzklopfen, das ihn stets

befiel, wenn er überrascht wurde und sagte mit einem Anflug von höflicher Härte:

„Die scheidenden Sterne sehnen sich nach Deinen Instrumenten, auch Deine Berechnungen, mein Freund, werden ungeduldig — ich glaube, eine falsche Ziffer verlangt sehnlichst nach Verbesserung — —“

Thrasyllus lächelte, trotz dieses ungnädigen Abweisens verständnißvoll, verbeugte sich und wollte, eine Bartsträhne um seinen Zeigefinger wickelnd, gehen, als aus der allmählich sich röthlich färbenden Dämmerung die weiße Gestalt eines jungen Priesters auftauchte.

Kaum hatte Tiberius diese sich langsam nähernde Priestertoga bemerkt, als in seinem Auge ein eigenthümlich ironisches Feuer aufblitzte und er mit der einen Schulter aufzuckend, dem sich eben abwendenden Thrasyllus zurief:

„Siehst Du diesen jungen Menschen? Hier — den mit dem bartlosen Antlitz —?“

„Wohl!“ entgegnete der Angeredete, nach seiner zwei Fuß hohen Mütze langend, die ihm der schadenfrohe Seewind in schwankende Bewegung versetzt.

„Nun, mein Lieber,“ fuhr der Kaiser fort,

sich behaglich schmunzelnd mit dem Ellbogen auf die Mauer stützend, „Du behauptest in den Sternen das Kommende vorher zu sehen —? Wie?“

„Im Allgemeinen — ja —“ gab der Astrologe bescheiden zur Antwort, seinen Hut geschickt gegen die Würdelosigkeit des Windes vertheidigend.

„So betrachte diesen Jüngling,“ fuhr der Kaiser fort, auf den Näherkommenden deutend, „was wird sein Lebensschicksal sein. Haben sich die Sterne darüber geäußert?“

Thrasyllus sah verlegen auf den Näherkommenden, dann noch verlegener auf den noch immer sonderbar lächelnden Kaiser und wagte dann, seinem Scharfsinn, seiner Menschenkenntniß vertrauend, die er sich in der Nähe eines solchen Herrschers angeeignet, eine kühne Behauptung.

„Zwingst Du mich, die Wahrheit zu bekennen?“ frug er vorerst prüfend, um die Wirkung seiner Behauptung zu steigern.

„Allerdings!“ gestand der Kaiser, offenbar erfreut, den etwas eingebildeten Gelehrten in Verwirrung setzen zu können.

„Und wenn ich Dich bitte, mich schweigen zu lassen?“

„Ich befehle Dir zu reden.“ —

Der Astrologe drückte nachdenksam das Kinn auf die Brust, so daß sein flatternder Bart sich wie ein Tuch ausspannte. Der Wind riß ihm nun die Kopfbedeckung von den aufwirbelnden Locken, er aber schielte ängstlich forschend nach dem beobachtenden Auge des Kaisers, das er in der Dämmerung gerade noch wahrnahm und aus dessen höhnischem Aufblitzen er das Schicksal jenes jungen Priesters zu lesen suchte.

„Er wird nicht lange mehr leben," murmelte er dann zögernd, als widerstrebe es ihm, den Vorhang der Zukunft zu lüften.

Der Herrscher schien betroffen, an die Stelle des ironischen Schmunzelns, das ihm die feinen Lippen spitzte, trat die Gespanntheit aufmerksamen Ernstes, sein Auge verlor seinen Glanz.

„Hoffentlich irrst Du Dich," lautete seine zweideutige Antwort, die er noch einmal sinnend vor sich hinflüsterte. Dann nickte er, augenscheinlich gnädigerge stimmt, als vorher und Thrasyllus ging, die Hand auf die flatternden Locken drückend, würdevoll von dannen. Mittlerweile war jener Priester, dem Tiberius gewinkt, näher heran gekommen. In seinem glatten, etwas verlebten jugendlichen Gesicht kämpfte ein argloses Lächeln

mit ein wenig verlegener Scheu, als er sich jetzt vor dem ein wenig betretenen Herrscher verneigte.

„Hast Du Dir meinen Plan überlegt?“ redete ihn der letztere an, indem er vermied, ihm in's Gesicht zu sehen.

„Ja Herr“ — gab der Priester zurück.

„Nun? Und?“

„Du befiehlst — ich gehorche,“ lautete die heitere, fast leichtfertige Antwort des jungen Mannes.

„Wirklich, Du bist einverstanden?“ fragte der Kaiser fast überrascht, setzte aber, als er einen verwunderten Zug im Gesicht des Andern entdeckte, nachlässig hinzu:

„Gut, versuchen wir's! weißt Du, wo sich Thusnelda aufhält?“

„Ich werde Dich hingeleiten, Herr,“ entgegnete der Befragte, sein langes Gewand zusammen raffend.

Tiberius entfernte sich ein paar Schritte von der Mauer, blieb stehen und legte die Hand auf des vor ihm her Schreitenden Schulter.

„Ich zwinge Dich nicht,“ begann er, „sage mir: ich will nicht, und Du bist in Gnaden entlassen.“

Der Priester blieb stehen. „Laß mir die Freude, dem Kaiser einen Dienst geleistet zu haben,“ sagte er weiterschreitend.

„Wirst Du auch den Muth haben, sie zu umarmen, Markus?“ begann der Kaiser von Neuem, „Du weißt, sie ist eine Germanin.“

Ganz erstaunt wendete sich nun der Priester um und blickte, fast schelmisch lächelnd, in das sinnende Antlitz des Kaisers.

„Warum nicht? Da Du es doch wünschst, Herr —?“ sagte er, „glaubst Du, ich fürchte mich vor Weibern?“

„O nein,“ warf Tiberius undeutlich hin.

„Und da das Ganze nur auf einen Scherz, eine Prüfung hinaus läuft —“ begann der Priester mit schalkhafter Stimme einen Satz, den er mit einer bezeichnenden Handbewegung schloß.

„O, wohl,“ stieß der Kaiser mürrisch hervor, „gehen wir.“ Seine Stirn verfinsterte sich, das sorglose Benehmen seines Begleiters schien ihm nicht zu gefallen; er ließ mehrmals einen haßerfüllten Blick über des Voranschreitenden Gestalt gleiten.

Bald hatten Beide ein auf einer Anhöhe in der Nähe der Villa gelegenes kleines Lusthaus

erreicht, dem der Architekt einen tempelartigen Charakter gegeben. Der Frühwind beseelte die spiegelglatten Marmorsäulen dieses Tempels bereits mit der feuchten Purpurglut der erwachenden Morgendämmerung. An der entgegengesetzten Seite that sich das Portal mit seinem Giebel und seinen beiden Statuen feierlich vor der Goldscheibe des Mondes auf, die bereits vom Meeressaum zur Hälfte durchschnitten, über die Marmorstiegen des Tempels einen blaß-blauen Strahlenteppich breitete.

Den Kaiser, der sein weltmüdes Herz gern am Busen der Natur ausruhen ließ, überschlich, als der herbe Frühwind seine Nerven durchfröstelte und er den Morgen mit der Nacht um den Besitz des Meeres streiten sah, eine eigenthümliche Traum-Stimmung, in welcher die unbestimmte Sehnsucht zitterte, entweder das zur Last werdende Dasein abzuschütteln, oder dasselbe im Rausch bis zur Grausamkeit gesteigerter Lust zu vergessen. Der Mond erschien ihm wie der leuchtende Mund einer fernen märchenhaften Grotte der Liebesgöttin Astarte, nach deren goldschimmerndem Gewölb alle die tausend blinkenden Meereswellen sehnsüchtig hinzitterten, dort einen seeligen Untergang zu suchen.

Noch einmal überlegte er, was er im Begriffe war zu thun. Daß es kleinlich sei, Thusnelda's Treue auf diese immerhin zweifelhafte Probe zu stellen, kam ihm nur ganz nebenbei zu Sinne, denn sein mißtrauendes Gemüth war es gewohnt, seine Handlungen nur ganz oberflächlich einer Kritik zu unterziehen. Er fragte sich vielmehr, ob seine Geliebte den Prüfungsplan durchschauen könne. Vor diesem Durchschauen seines Mißtrauens zitterte er, der Herr aller Herren, wie ein Sklave, der in der Angst schwebt, ein gestohlenes Kleinod wieder herausgeben zu müssen, denn er hatte eine Ahnung davon, daß die gesundfühlende Germanin empört vor ihm zurückschrecken würde, wenn er sie zur Puppe einer Komödie erniedrigte. Deshalb sagte er sich jetzt, als sie die kleine cypressenumragte Anhöhe emporstiegen, dies solle nun das letzte Mal sein, daß er seine Brust den Zweifeln geöffnet; endlich wolle er die Qual ewig nagender, grundloser Eifersucht los werden. Aber während er den Fuß langsam von einer Marmorstufe zur andern hob, raunte ihm eine innere Stimme zu: Unmöglich, du zweifelst, so lange du lebst, und er stierte unter dem Eindruck dieses Bewußtseins grimmig über das Meer nach dem Mond

hin, als wolle er sagen: „Noch bin ich nicht, aber ich kann werden, zu was mich die Welt machen möchte: ein rücksichtsloser Tyrann.“

„Vorsicht,“ hörte er nun den jungen Priester flüstern, der die obersten Treppenstufen erreicht und eben die Hand an den Thürvorhang legen wollte, „Vorsicht, hier im Vorgemach pflegt sie zu sitzen.“

Der Kaiser hielt einen Augenblick den Athem an, indeß eine kaum merkliche Unruhe über seine angestrafften Züge glitt. Unwillkürlich mußte er an sein mit Pflastern bedecktes Gesicht denken, dessen Ausdruck unter dem Einfluß verliebter Leidenschaft schwerlich gewinnen konnte. Doch lächelte er über diese Eitelkeit, auch über seine Muthlosigkeit mußte er lächeln, obwohl er einen gelinden Aerger nicht unterdrücken konnte, den er fast geneigt war, auf diejenige zu richten, die ihn in diese wunderliche Verwirrung versetzt.

„Markus,“ flüsterte er.

„Herr —?“

„Es ist gut! Gehe!“

Der junge Priester verschwand hinter dem Vorhang, der zwischen zwei Säulen niederfloß. Tiberius trat leise bis an die Spalte des Vor-

hangs, ergriff deren goldgestickten Saum mit der Hand, während er diese Hand zugleich zur Muschel bildete, in die er sein Ohr preßte. So lauschte er, seine kurzen Athemzüge unterdrückend, sich zugleich seines Lauschens schämend. Indessen sank die goldene Mondscheibe tiefer, die Säulen, der Fußboden und der Vorhang des Tempels schwammen in der immer feuchter vom Meere wehenden Silberglut des Frühlichts. Der Kaiser, bleich angehaucht vom Morgen, biß die Lippen ein wenig aufeinander, drückte den Kopf noch fester an die Vorhangsfalten und nun weiteten sich seine ohnehin schon außergewöhnlich runden Augenlider. Sein Blick glühte gespannt, durstig schien sein Gehörnerv den leisesten Hauch, der aus dem Vorgemach wehte, aufzusaugen. Das im Innern des Tempels leiser geführte Zwiegespräch ward lebhafter, dann erscholl ein unterdrückter Ruf, ein Stuhl glitt mit schrillem Aechzen über den glatten Marmor und fiel dann schwer zu Boden. Des Kaisers anfangs ängstliche Miene klärte sich auf. Erleichtert bog er den Kopf vom Vorhang weg, ließ den Saum des Vorhangs fahren, athmete tief und lächelte ein wenig; aber es war nicht mehr sein früheres, zwar scheues, aber doch

zuweilen herzgewinnendes Lächeln — es war ein böses Zucken der Unterlippe, es war das Lächeln des sterbenden Gladiators, das der schaulustigen Menge mehr droht, als schmeichelt. Die Stufen des Tempels hinabschreitend, blieb er dann einen Augenblick stehen und sah in eine ihm früher nicht eigene greisenhafte Geistesabwesenheit verfallend, dem abschiednehmenden Mond zu, der mit der obersten Hälfte seiner verbleichenden Goldstirne, über die riesige blinkende Meeresfläche schielte. Dem Kaiser kam es vor, als fordere das erkaltende Mondgesicht ihn traurig lächelnd auf, ihm zu folgen —; hinab — hinab — hallte es in ihm wieder! Dann zuckte er, wie vor sich selbst entsetzt zusammen und winkte hastig nach der Gegend hin, wo seine Jupitervilla deutlicher und purpurner aus der Nacht hervorquoll. Dort vor dem Erzlöwen, der an der Treppe des Portals sprungbereit kauerte, hatte sein Umschau haltendes Auge den aufblinkenden Helm eines wachthabenden Prätorianers bemerkt. Der Mann eilte auf den Wink des Kaisers rasch herbei und blieb, den Speer im Arm, stramm wie ein Erzcandelaber, vor seinem obersten Kriegsherrn stehen. Tiberius trat nahe an ihn heran und sah ihm einen Augenblick mit seinen Falken-

augen starr in's Gesicht, als habe er vergessen, was er ihm zu sagen habe, oder als lausche er dem dumpfer heraufschwellenden Wogengrimm.

„Hier aus diesem Tempel wird sogleich ein Priester treten," flüsterte er dann mit einer bezeichnenden Handbewegung.

Der Soldat legte zum Zeichen, daß er verstanden, die Hand an die Helmschiene. Wieder dies stiere Betrachten des bewegungslosen Soldaten.

„Sein Gesicht ist jugendlich — Du kennst ihn," fuhr der Kaiser fort.

Der Soldat führte dieselbe Bewegung aus. Wiederum eine Pause.

„Wenn sich dieser Priester von hier weit genug entfernt hat," begann der Kaiser von Neuem, „schleichst Du ihm nach, packst ihn —" er hielt inne — „und schleuderst ihn über den Rand dieser Felsen hinab" — fiel es dann mit dumpfem Murmeln von des Herrschers vorgewölbten faltenumzogenen Lippen.

Der Soldat sah seinem Gebieter, wie vorher mit stumpfsinniger Aufmerksamkeit in die Augen ohne irgend eine Ueberraschung merken zu lassen. Der Kaiser hatte schweigend zu Boden geblickt.

„Verstanden?“ fragte er dann heftiger, auffahrend.

„Ja wohl! hoher Herr!“ tönte es ihm mit vorschriftsmäßiger Kürze entgegen.

„Hier — hier, diese Felsen links von der Villa hinab —“

„Ja wohl hoher Herr!

„Gut! gehe!“

Als sich der Kaiser nach einigen Augenblicken wieder dem Tempel zu wendete, trat der junge Priester bereits aus dem Portal. Er hielt sich den Zipfel seines weißen Gewands vor den Mund und schaute den kalt und gleichmüthig blickenden Kaiser mit einer humoristisch sein sollenden süßsäuerlichen Miene an. Der Kaiser that als sähe er nichts.

„Ich denke,“ murmelte der Priester lächelnd hinter seinem Gewandzipfel hervor, „ich brauche Dir keine Aufschlüsse mehr zu geben — auch redet mein stummer Mund von Thusneldas Ehr- und Tugend-Begriffen ebenso deutlich, wie von der Wucht ihrer germanischen Faust — — sieh her —“

Mit diesen Worten nahm er verdrießlich lachend den Gewandzipfel vom Mund weg und

zeigte dem Kaiser sein blutendes Gebiß, zwischen geschwollenen Lippen. Der Kaiser lächelte nicht.

„Ich bin mit Dir zufrieden," sagte er sehr kühl und blickte zerstreut auf das immer silberner zitternde, breit hingegossene Meer.

„Und zufriedener noch mit Thusnelda?" wagte der Priester zu scherzen. Der Kaiser hob unwillig die Augenbrauen. Der Priester erschrak. „Verzeihe Herr," berichtigte der Priester „aber sieh — ich habe Blut und Zähne für Dein Wohl verloren, — zwei Zähne — die mir kein Arzt wieder giebt" —

„Du sollst belohnt werden," flüsterte Tiberius.

„O, so meine ich's nicht," bedeutete der Jüngling. Der Kaiser betrachtete den jetzt Blut von sich Speienden ruhig.

„Gieb Acht, Freund," sagte er dann, den scherzenden Ton des jungen Manns nachahmend, „Du leidest, so viel ich weiß, von Deinen vielen Studien alter Bücher her, an Kurzsichtigkeit, es ist noch nicht völlig Tag — komme dem Rand der Felsen nicht zu nahe —"

Er wendete sich, das: „O, ich sehe schon" des Priesters überhörend, dem Tempel zu.

Immer zudringlicher und frohlockender umrauschte der Morgenwind die Tempelsäulen, den felsigen Boden und pfiff höhnisch — ein Monarch des Meers — am Ohr des Monarchen der Erde vorbei. Dicht vor dem vom Wind geschüttelten Vorhang blieb Tiberius noch einmal stehen und lauschte, ob er nicht durch das eintönige Wogengeplauder und Windsausen den Schrei des stürzenden Priesters vernähme. — Noch nicht! Dann trat er rasch, ein gewisses schuldbewußtes Unbehagen überwindend, in das Vorgemach. Als er Thusnelda mit erhitzten Wangen und verstört zu Boden blickenden Augen neben einem umgestürzten Stuhl ihr Haar ordnen sah, blieb er stehen. Er spielte den Erstaunten, und sah sich in dem engen von der Morgenröthe in Rosenglut getauchten Marmorgemach fragend um, während Thusnelda bei seinem plötzlichen Erscheinen ein wenig zusammen schrak, sich aber sogleich desto würdiger faßte.

„Ein Stuhl — am Boden?“ murmelte er. Sie kam ihm in der purpurnen Glätte des gewölbten Gemachs vor, wie eine kostbare Perle, umfaßt vom rosig schimmernden Muschelinneren. Sie ließ ihre beiden Arme vom Haupt laß, mit graziöser Müdig-

keit herabsinken und sah fragenden Blickes hoheitsvoll mit stiller, kühler Aufmerksamkeit in den strengen Zügen, auf den Eingetretnen. Ihre Glieder fesselte wieder jene ihr eigene statuenhafte Erstarrung.

„Du hattest Besuch?“ murmelte Tiberius scheu in sich hinein zu Boden blickend. Erst nach einer Pause, während welcher sie regungslos in ihrer zurückhaltenden Stellung verharrte, sagte sie mit klarer, heller Stimme und eigenthümlicher Ruhe: „Ja, Herr!“

Der Kaiser hob den Kopf nicht, preßte die völlig in die Falten des Mantels verwickelte Hand auf die Brust und schwieg.

„Folge mir ins Freie,“ sagte er dann, sein erstes Gesprächsthema fallend lassend. Ohne Zögern, aber sehr gelassen, schritt sie auf ihn zu, um seiner Bitte zu willfahren. Sie stand bereits neben ihm und hob mit fragendem Blick den Thürvorhang, da er vergessen zu haben schien, was er von ihr verlangt. Dann sah er sie an und schritt durch die Thüre, hinaus ins Freie.

Bald hatten Beide die niedrige Umfassungsmauer erreicht, von der ab der Felsen 1000 Fuß tief sich senkrecht in das Meer stürzte.

Sie standen neben einander in den Anblick des Meers vertieft, dessen feuchtblaue Unendlichkeit vom ersten Goldstrahl der Sonne umarmt, feierlich aufschauerte, als sei ihm ein hohes Mysterium plötzlich enthüllt worden.

Dann athmete es süßschmerzlich, wie ein seliger Triumph weithin, über die vielen glutgeschmolzenen Wogenrücken, von Kapris Felsen, bis an die violette, traumhaft aufdämmernde Küste Kampaniens. Der Himmel trug lächelnd und siegsfreudig brennende Wolkenbilder durch sein in grünliches Feuer gebadetes Blau und man hätte glauben können, die Götter zu sehen, wie sie in schöner Trunkenheit ausruhten vom nächtlichen Freudenfest auf silbernen Thronen.

Tiberius seufzte schwer auf und warf verstohlen einen Seitenblick auf Thusnelda. Er bemerkte, daß ihre am Purpursaum des Meers hängenden Augen in Thränen schwammen und fühlte hierdurch sein Herz befreit, seine Zunge gelöst. Ihr Haar flatterte im Wind, sie athmete wie trunken die würzige Seeluft, ihr Gewand erglühte durchtränkt von Morgenglut, nur die Schatten der Falten trugen einen grünlichen Schmelz. Er sah sie nicht an, befürchtend, sie

könne sich ihrer Rührung schämen und dadurch auch ihn in Verlegenheit setzen.

„Dir gefällt dies Eiland?“ hub er an, von ihrer Ergriffenheit angesteckt.

Sie mußte sich erst wieder in der Alltagswelt zurecht finden. Da sie nicht sprechen konnte nickte sie, immer starr den Meeressaum in's Auge fassend.

„Besser als Rom?“ fragte er, indeß es ihm war als dränge ihn der Morgenwind zu ihr hin, immer inniger, bis er sie umschlungen hielt.

Wiederum nickte sie, drehte sich ein wenig hinweg und suchte unbemerkt mit der Hand ihre Augen zu trocknen.

„Es ist nur —“ stammelte sie dann, sich entschuldigend „weil — weil ich an meine Heimath denke —“

„Auch mir gefällt es hier,“ fuhr er fort. Dann setzte er sinnend hinzu: „und doch — vielleicht sehe ich dies Meer niemals wieder —“

Sie wendete den auf das Meer gerichteten Kopf rasch zu ihm hin, der sich mit gramvoll zusammengepreßten Lippen von ihr abwendete.

„Wie — Herr?“ . . .

Nach einer kurzen Pause trat er zwei Schritte

zurück an die kreisförmige Marmorbank, die hier unterhalb des Tempels ihren löwenköpfige Lehnen dem Meer und dem Himmel sehnend entgegen breitete.

„Laß uns Platz nehmen," sagte er fast feierlich, sich niederlassend. Sie folgte seinem Beispiel theilnehmend, gespannt in das ernste, trübe verschleierte Auge des Herrschers blickend. Sie legte die Hände gefaltet in den faltenreichen Schooß und beugte sich lauschend ein wenig vor, zu dem sich Zurücklehnenden hin, der den einen Arm um die schön geschwungene Rückwand der Bank schlang. Auf Beide warf das junge Licht der Sonne seinen die Haut durchleuchtenden verjüngenden Glanz, indeß die Brandung sich in ihr Gespräch mischte mit ihrem schwermüthigen Grollen. Der Kaiser, dessen Gesicht vom kühlen Feuer des Frühlichts übergossen einen beinahe geisterhaft-feierlichen Ausdruck zeigte, neigte den Kopf auf die linke Schulter.

„Ich habe Dir bereits mitgetheilt, wie die Dinge in Rom stehen," begann er, die Lippen so schwer und langsam bewegend, als schlösse er sie lieber für immer.

„Ich weiß —!" bestätigte sie zaghaft.

„Immer schlimmere Nachrichten laufen ein," fuhr er gedrückt fort, „Sejan gewinnt Anhang, ja sie vergöttern ihn. Das römische Volk, das verächtlichste der Welt, verläßt mich, weil ich ihm nicht schmeichle, weil ich nicht, wie mein Vorgänger Augustus, lächeln und den Leutseligen spielen kann, weil mir die Liebenswürdigkeit des Umgangs fehlt — und doch! die Götter sind mir Zeugen: ich hab's so gut mit diesem Volk gemeint," setzte er mit schmerzlich zitternder Stimme hinzu, die Unterlippe unter die Oberlippe ziehend.

Der kindlich, treuherzige, an ihm so seltene Ton dieser Beteuerung, der so seltsam das majestätische Rauschen des Meers zur Baßbegleitung hatte, rührte Thusnelda, diese Worte, dies dumpfe Meeresgrollen und der kühle von purpurnem Lichtduft gewürzte Wind umwehten ihr die Seele mit Bildern ihrer fernen Heimath, mit alten Sagen, alten Gesängen, Waldesgerausche.

„Ich glaube es Dir," sagte sie, die Augen niederschlagend, wie im Halbschlaf.

Er sah sie groß an, mit seinen weiten Herrscheraugen und dem gebieterisch-strengen, faltenvollem Mund.

„Glaubst Du mir jetzt?" fragte er.

„Ich habe Dich geprüft, ich weiß, daß Du die Welt beglücken wolltest —“ sagte sie, die märchenhafte Umflorung ihrer Sinne zurückdrängend.

„Nun ja,“ unterbrach er sie „sie will sich aber nicht beglücken, sondern betrügen lassen, diese Welt und Sejan versteht das besser, als ich. Daher sein Erfolg: Kurzum — ich wollte Dir nur mittheilen, daß —“ er brach ab, beobachtete sie sich weiter zurücklehnend und sagte dann mit herber, gewaltsamer Betonung: „daß ich die Welt, die ich beherrscht, im Begriff stehe zu verlieren —“ Sie fühlte, wie schwer es ihm ward, dies Geständniß abzulegen.

„Ich hoffe, Du verlierst daran nicht viel,“ erwiderte sie, stockte und setzte leise hinzu: „und bleibst genau der, der Du warst —“

„Möglich,“ lächelte er bitter, „aber bedenke, ich muß dann meine Größe im Bettlermantel herumtragen —“

„Sie wird dann vielleicht desto deutlicher sichtbar,“ meinte sie gelassen.

Er schien ein wenig überrascht.

„Und — Du?“ entfuhr es ihm.

„Ich?“ gab sie verwundert zurück, nicht ohne diese Verwunderung absichtlich ein wenig zu übertreiben.

„Ja, was beginnst Du, wenn ich fliehen muß? Von allen verlassen —“ Ihre verwunderte Miene ging in eine ernste über und diese nahm allmählich einen vorwurfsvoll schmerzlichen Character an.

Sie lächelte ein wenig gekränkt und sah in ihren Schooß hinab, in dessen Falten immer noch ihre weichgeformten Hände ruhten.

„Du meinst, ich habe mich nur in die Gunst des „glücklichen“ Tiberius zu versetzen gesucht?“ fragte sie, daß Wort „glücklichen“ ironisch betonend.

Er betrachtete sie aufmerksam, jede Empfindung zurückdrängend, möglichst kalt erscheinend.

„Du würdest also mein Unglück mit mir theilen?“ fragte er darn unsicher, gleichsam zweifelhaft tastend, innerlich beunruhigt.

Sie hob hastig den Kopf und sah ihn durchdringend herausfordernd an. Dann ward ihr Blick milder, wärmer.

„Nur wenn Tiberius ohne Krone ein Anderer würde,“ sagte sie weich, „würde auch Thusnelda eine Andre werden —“

Diese zweideutige Antwort befriedigte ihn nicht.

Er hatte die Frage auf den Lippen: ob sie

ihn nicht nur hochachte, sondern wirklich liebe. Aber er sprach diese ihm über alles wichtige Frage, die in ihm rang, nicht aus, weil er sich seines Alters, dem solche Fragen nicht ziemten, schämte, und weil er in seinem finstern, ihn wie ein Kerkergitter umschließenden Mißtrauen, heimlich fürchtete, sie könne sich täuschen, könne einst als Lügnerin vor ihm stehen.

Er sann vor sich hin. Wie gern hätte er Aufschluß erhalten über ihre Empfindungen ihm gegenüber. Die Sehnsucht, klar in ihr zu lesen, verdrängte sogar momentan den Gedanken an Sejans Verschwörung.

Endlich, nach resultatlosem Ringen, faßte er sich wieder.

„Nein, mein Kind," sagte er lebhaft, „so schnell verzichtet man nicht auf den Besitz einer Welt. Wenn sie mir entrissen wird — nun — ich werd's ertragen, aber sie gehörte einmal mir, ich setze ihr den Fuß auf den Nacken und ich halte es für meine Pflicht, das mir vom Schicksal Anvertraute zu bewahren. Nenne das Egoismus, ich nenne es Gewohnheit. Ich habe den Kampf mit Sejan aufzunehmen. Der alte Löwe fühlt noch seine Tatzen — und wird sie brauchen, wenn auch nur zum Scherz. Ich

will doch sehen, ob dieser Hund, den ich aus seiner Hütte an den Tisch des Herrn zog, nicht wieder zurückwinselt in seinen Stall, wenn ich ihm mit der Peitsche drohe — er soll mir in's Auge sehen, und dann seine bestochnen Cohorten in's Feld führen — er soll meine Stimme hören und dann den Befehl geben, mich gefangen zu nehmen — ich bin begierig zu sehen, wie Einer das ausführt: den Tiberius gefangen zu nehmen. Ha! Ha!" lachte er auf, „ich kenne diese zu Helden herausstaffirten Sklavenseelen —"

— „Ich reise in einer Stunde nach Rom ab —" fügte er dann nach kurzer Pause hinzu.

„Du hoffst den Aufstand im Keim zu ersticken?" fragte sie schüchtern, erstaunt über die Thorheit dieser ganz überflüssigen Frage.

„Du zweifelst daran?" — fragte er, den die weibliche Unsicherheit der eben noch so Selbstbewußten rührte. Doch sie riß sich aus dieser Verwirrung wieder auf, da sie wähnte, dem Kaiser nur mittelst Stolz und lakonischer Bestimmtheit imponiren zu können.

„Es wird Dir gelingen," sagte sie bedächtig.

„Du glaubst es?"

„Ich weiß es!"

„Nur die Götter wissen —"

„Ich kenne Dich besser als Deine Götter —"

„Und wenn es mir nicht gelingt?" warf er gedankenvoll ein, „auch das kräftigste Schwert kann brechen, auch der kühnste Muth muß der Tollheit weichen — was dann, wenn mich mein Alter lähmt — wenn die Verleumdung mich verächtlich gemacht — Wenn mich die Rasenden nicht hören, mich beschimpfen, in Banden schlagen — — tödten" — setzte er leiser hinzu, von der jugendlichsten Hoffnungsseligkeit unvermittelt in greisenhafte Zaghaftigkeit verfallend.

Sie sagte nichts, schauerte nur leise in sich zusammen, als das letzte Wort ihr Herz traf.

„Tödten?" klang es in ihr nach. Sie wußte nicht wie ihr geschah — sein Tod würde sie schmerzen und dennoch — es würde ihr sein, wie wenn ein furchtbares den Himmel zermalmendes Gewitter ohne Schaden anzurichten über ihrem Haupte sich zertheilt — sie sehnte sich nach dem blauen Himmel zurück aus der parfümirten Stickluft dieses goldnen Prachtkerkers.

„Ich nehme vielleicht für immer von Dir Abschied — Thusnelda" — schlug es nun wieder an ihr Ohr, halb rauh, halb flehend. Sie schwieg und beugte

den Kopf, dessen Adern strotzten, herab. Auch er bebte, obgleich er es unterdrückte, am ganzen Körper, als er nochmals frug:

„Und wenn ich nicht wiederkehre! was wirst Du thun?“

Sie sammelte sich, strich sich über die Stirn und sagte dann, als wolle sie die leidenschaftliche Wendung, die das Gespräch genommen, abdämpfen, ernst und ruhig:

„Das überlasse mir — ich weiß was mir zu thun ziemt! —“ Dann sah sie auf und beobachtete eine Möve, die schwankend durch die blaue Luft stürzte, einen Klagelaut ausstieß und hinter dem Felsen verschwand. Das Meer lag jetzt groß und klar vor ihr, überfluthet vom grellen Gold des Tags.

Obgleich er ahnte, daß sie seinem Gedankengang folgte und mit jenen Worten andeuten wollte: sie werde seinen Untergang nicht überleben, würde er doch gerne durch weitere Fragen Ausführlicheres aus ihr herausgebracht haben. Sein ganzes Ich konzentrirte sich in der Frage: wenn ich nicht wiederkehre, was geschieht mit ihr —? Schon seit Wochen beschäftigte ihn der Gedanke, er werde gezwungen sein, sie für immer verlassen zu müssen — und sie sich zu

denken, ohne seine Nähe, war ihm unmöglich. Wo er war, mußte auch sie sein. Hielt ihn die Unterwelt, so sollte auch sie dort weilen. Darum wollte er von ihr die Versicherung vernehmen, daß sie bereit sei, ihm zu folgen, wenn er hinab müsse. Doch brachte er es nicht über sich, sie direkt zu fragen. Denn er gestand sich: sie meint es nicht ernst — sie geht scheinbar, um dich nicht zu verletzen, auf deine Gefühle ein — im Grunde ihrer Seele bin ich ihr doch nur der „Cäsar."

Und er sagte sich dann: Wie kannst du verlangen, daß sich dir ein Wesen voll und ganz hingiebt, dem du mißtraust, das vor deiner Liebe zittert, dem deine ganze Art zu sein Grauen einflößt. Ja! Grauen! gestand er sich und fühlte selbst den Druck nach, den seine finstre Weltscheu beständig auf seine Umgebung ausübte. Er hatte sie oft scharf beobachtet — ihr Blick verrieth Furcht, die sich hinter Schroffheit verbirgt.

Bei dieser Selbstbetrachtung stieg in ihm ein unbändiger Zorn gegen sein Natur auf. Sein Inneres wehrte sich krampfhaft ängstlich, wie der Skorpion sich gegen den Lichtstrahl sträubt, gegen die Einsicht: er sei hochmüthig, von Größenwahn besessen, morsch und krank.

„O daß du so geworden, wie du jetzt bist," rief es in ihm, „du hättest die Welt anstatt sie zu verachten, belächeln sollen, du achtest die Menschen noch viel zu hoch, sonst würden sie Dich nicht so weit gebracht haben." Er nahm sich vor, sich zu ändern, wußte aber, daß es hierzu zu spät sei. Sejans Untreue verdrängte den letzten Rest von Götter- und Menschenliebe aus seinem erstorbnen, versteinerten Gemüth und schon fraßen sich zuweilen Stimmungen in seine Seele, die, wie er mit Schaudern gewahrte, ihn sich selbst, seinem eignen „Ich" entfremdeten.

Die leichte Art des Hinlebens, das Offenherzliche, vermochte er nicht einmal mehr zu heucheln.

Er war noch in solche qualvolle Selbstbespiegelung vertieft, als ein windverwehter Schrei an sein Ohr schlug, dem nach einiger Zeit das dumpfe, kaum hörbare Aufkrachen eines schweren Körpers folgte. Gleichmäßig, als sei nichts geschehen, rauschte die Brandung weiter.

„Was war das?" fragte Thusnelda aufhorchend.

„Ein Raubvogel," murmelte er halb unverständlich, wohl wissend, daß jener Soldat gewissenhaft ausgeführt, was er ihm betreffes jenes Priesters befohlen.

Im Stillen setzte er hinzu: einen solchen Befehl hättest du vor einem halben Jahre noch nicht ertheilt und wie sonderbar, daß dich's nicht einmal reut! Diese Beobachtung beunruhigte ihn. Alles um sich her vergessend, erhob er sich von der Bank, in trübes Grübeln verloren, das sich hauptsächlich eigensinnig in die eine Frage verbohrte: warum ihm manche sehr ernste Ereignisse so gar nicht an's Herz gingen, während ihn andre, unwichtigere, so über Gebühr erregten.

Einen Augenblick hindurch blieb er vor der Bank stehen, dann wendete er sich, ohne auf Thusnelda zu achten, zum Gehen. Als sie ihn mit so tief niedergeschlagner Miene mehr hinweg schleichen als gehen sah, erwachte ihr Mitleid, ihre mütterlich-kindliche Zuneignng zu dem Verlassnen.

„Herr," rief sie, sich erhebend.

Er wendete sich, da er sich etwa vier Schritte von ihr entfernt, um und sah ihr mit verschleierten Augen, deren Blick an den einer Eule gemahnte, in das von Wohlwollen und Herzensgüte strahlende Gesicht.

„Sollen wir so scheiden?" fragte sie mit der Zärtlichkeit einer Tochter, ein wenig erröthend, diesmal ohne sich irgend einen Zwang aufzuer-

legen, ohne schroffer erscheinen zu wollen, als sie war.

„Es liegt nur an Dir, daß wir anders scheiden,“ erwiderte er mit wehem Vorwurf in der vor Beschämung rauhen, zitternden Stimme. Er hielt den Kopf gebeugt und drückte den im Wind flatternden Mantel an die Brust.

Die aufrichtige Bescheidenheit, die plötzlich wie die Sonne aus einer Verfinsterung, aus der Brust des Gewaltigen hervorbrach, griff ihr so weh in's Herz, daß ihr die Thränen jäh in die Augen schossen.

„O Herr! an mir?“ gab sie zaghaft zurück, zum erstenmal von der Ahnung durchschauert, was sie diesem einsamen Mächtigen war, wie heiß er um ihren Besitz gerungen, mit welch' wilder Zähigkeit er sie festhalten würde.

„An mir —“ widerholte sie leiser, „soll es nicht liegen“ — und sie schritt ihm entgegen. Seine gebeugte Haltung, seine dünne flatternde Bekleidung und der von tiefem Seelenleiden sprechende Blick seiner geheimnißvollen Augen trugen dazu bei, ihn ihr zu vermenschlichen, ein Gefühl der Hingabe in ihr heraufzubeschwören, dem ein gewisses, unheimliches Bangen vor seiner Absonderlichkeit, eine krankhafte Innigkeit sich beimischte.

„An mir nicht —“ flüsterte sie, da sie jetzt dicht vor ihm stand und hielt ihm langsam, wie von einem Dämon dazu getrieben, ihre Hand entgegen. Er warf einen brennenden Seitenblick auf diese sich ihm nähernde kleine Hand, ergriff dieselbe und sah dem Mädchen einen Moment starr mit wilder Ausdruckslosigkeit in die Augen.

Dann zog er sie langsam an sich heran, bis sein Kinn ihr goldiges Stirnhaar berührte, schlang, wie von einem Traum umschleiert, seinen anderen Arm um ihre Schultern und drückte, nicht hastig, eher wie in verwundetem, um Erlaubniß bittenden Ueberlegen, seine heißen Lippen auf ihre kühle elfenbeinweiße Stirne. Erst als ihr Haupt an seine Schulter sank und er hierin ihr stilles Einverständniß erblickte, überließ er sich seiner Empfindung, deren Glut ihn anfangs zu überwältigen drohte. Die Gewißheit, daß sie sein war, immer wieder bezweifelnd, hielt er sie einen Augenblick mit beiden Armen von sich entfernt, drückte sie wieder an sich und bekämpfte den Seligkeitsdrang, der ihm die Brust sprengte.

„Bleibe mir — hörst Du? — so wie Du bist, bleibe mir,“ stammelte er, nach Worten suchend, die ihm nur als unartikulierte Laute einer elemen-

taren Leidenschaft über die bebenden Lippen wollten. Dann schluckte er gewaltsam die hohe Erregung hinab. Er strich ihr mit der Hand über das Haupthaar und nun schien sein Gefühlsausbruch plötzlich wie abgebrochen, wie von einem kalten Wind getroffen.

„Sieh — ich habe nur noch Dich auf Erden," brachte er dann mühsam heraus, „Alles haben sie mir genommen — den Sohn, den Freund, den Thron, mich selbst haben sie mir entrissen — drum leb' ich nur noch in Dir — Du bist mir die Welt —"

Er hielt inne und ließ sie mit dem einen, ihre Schulter umklammernden Arm los. Ihr war, als überrieselten sie bei seinen heißen, unbehülflichen Worten die kalten Schauer des Wellenbades, nach der Hitze des Dampfbades. Das erhebende Gefühl, von diesem viel verleumdeten ersten Manne der Welt, diesem gefürchteten Menschenverächter, mit so seltsamer finsterer Innigkeit geliebt zu werden, verzehrte ihr Mark, versetzte sie in einen bestrickenden Taumel, in dem sie gleichsam sich selbst anbetend, vor sich auf den Knieen lag, ließ ihr Herz in Grauen und Dankbarkeit zu ihm emporjubeln. Ja, wenn sie ihm Alles war, wollte

auch sie ihm die Welt ersetzen . . . Ihn wieder zu küssen, hielt sie indessen eine dunkle Scheu ab, es war ihr, als sei das nicht in der Ordnung, als enthielt ihr Kuß Unwahrheit und sie wollte ihm, der so ganz Mißtrauen war, in jedem Augenblick, ehrlich ins Auge sehen können. Sie drückte nur seine Hand und lehnte ihr Haupt kindlich auf seine Schulter. Diese Berührung ließ ihn plötzlich beschämt zusammenzucken, er dachte an sein Alter und es bemächtigte sich seiner ein Gefühl der Trauer und Demuth.

„Ich muß gehen," flüsterte er erregt, gepreßt athmend, „das — das — ist zu viel — die Schicksalsmächte werden uns zürnen — sie wollen in ihrem Neid, daß wir nie trinken, nur nippen —"

Dann entfernte er sich von ihr, blieb stehen und sah ihr still, groß und prüfend ins Gesicht. Seine Lippen bewegten sich, aber es entschlüpfte ihnen kein Wort. Sie glühte unter seinem Betrachten und wagte sich nicht zu rühren. Erst als ihre Miene eine immer verlegnere und in der Verlegenheit trotzige, stolze ward, bewegte er sich. Langsam kam er auf sie zu, wie man sich einem bewunderten Kunstwerk nähert, blieb wiederum stehen und schaute mit demselben still-erstaunten

Blick auf ihr strenges und liebliches Germanengesicht, ihre zarten und doch bestimmt umschriebenen Körperformen.

„Aber so sage mir,“ kam es mit wunderlich fremder Betonung über seine Lippen, als setze er laut einen innerlich in Gedanken begonnenen Satz fort, „so sage mir — da ich nicht jung — nicht schön bin — warum liebst Du mich —?“

Sie besann sich. Sie wollte schweigen. Sie hatte den Saum ihres Gewandes in der Gegend ihrer Kniee mit beiden Händen gepackt.

„Vielleicht weil Dich die Welt nicht liebt,“ sagte sie mit innerem Widerstreben. Das Gewand, das sie um die Finger gewickelt, zerriß durch die übermäßige Anspannung. Sie zuckte zusammen, bei dem krachenden Laut, es war ihr, als habe sich ihr Inneres allzu weit vor ihm geöffnet.

„Ich weiß nicht —“ stieß sie heraus, ohne zu wissen, was sie sagte, mit einem Gefühl im Busen, als durchdringe sein Blick ihre Kleidung. Dann sah sie mit wirrem Erstaunen auf, als tauche sie aus einem Glutmeer empor. Log sie denn? oder sagte sie die Wahrheit? Himmel, Meer und Felsen — Alles drehte sich im rauschenden Wirbel. Nachdem er sich einige Zeit an ihrer süßen

Hülflosigkeit geweidet, sagte er, mehr zu sich selbst:

„Nein! ich frage nicht, ich kenne den Klang der Wahrheit, die mein Ohr so selten vernimmt.“

Dann trat er nochmals an sie heran, drückte ruhig mit väterlichem Ernst einen Kuß auf ihre glatte Stirne und flüsterte, während er seine Hand auf ihre nackte Schulter legte, geheimnißvoll vor sich hin:

„Weit in Aegypten, in Syena, liegt ein heiliger Brunnen. In seinem schwarzen tiefen Schacht sieht man des Mittags die Sonne; ihr hohes Bild, das senkrecht über ihm steht, füllt ihn genau bis zum Rand — die dunkelfeuchte Fluth, die das Sonnenbild liebend in sich trug, sinkt wieder in den Schooß der Erde, sobald das göttliche Gestirn von ihr Abschied nahm — sollte die Sonne einst nicht wiederkehren — so versiegt der Brunnen für immer —“

Er hatte diese Worte, als hätten sie gar keine Beziehung zu ihm und der Germanin, als erzähle er ein Märchen, vor sich hin, auf das Meer hinaus geflüstert, sagte dann ruhig: „lebe wohl,“ und entfernte sich.

Als er sich nun seiner Villa näherte, die jetzt

hell wie aus Elfenbein geschnitzt im Tageslicht schimmerte, war ihm eigen zu Muth. Eine düstre, verschlossene Zufriedenheit durchwärmte seine Seele, eine Zufriedenheit, der sich Stolz beimischte und zugleich ein momentanes Aufflackern einer jugendlichen Zuversicht. Es war ihm, als hätte er sich zwanzig Jahre von den Schultern geküßt, als sei ihm eine linde Hand heilend über jene Stelle seiner Stirn gestrichen, die der Druck des goldzackigen Diadems bis auf den Knochen durchgeschürft. Vielleicht, daß noch Alles gut werden möchte. Zuweilen, wenn ihm das duftverschwommene Meer ins Auge fiel, fühlte er eine stille Verwandtschaft mit diesem Herrscher des Erdballs, mit dessen feuchtverhüllter Unergründlichkeit, in welcher die Stürme auf Befreiung lauerten. Dann dachte er an die Stimmung, die ihn durchwogte, als ihm vor vielen Jahren Augustus zum ersten Mal den großen Triumph bewilligt, da er siegreich aus den germanischen Feldzügen heimgekehrt. Damals schlug sein Herz mit ähnlichem Stolz, dem sich doch wieder die Erkenntniß von der Nichtigkeit aller Erdengröße beimischte. Am deutlichsten kam seinem finster-egoistischen Gemüth zum Bewußtsein: daß er sie besaß, um die er gewor-

ben, daß sie ihm gehörte — ihm, so sicher, wie dort jene Villa, wie jene Statue, wie diese Insel. Warum sie ihm so viel werth war, danach fragte er kaum. Er empfand nur dunkel, daß er sie brauchte, so nothwendig, wie die Götter den Olymp, wie das Licht das Oel. Dies Weib wenigstens sollte ihm kein Sejan, ja kein Gott mehr entreißen. Sie sich weg zu denken, war ihm so unmöglich, wie sich die Welt wegzudenken, mit ihr verschwand er selbst, gähnte ihn die hohle Larve des frostigen Nichts an. In der Lücke, die sie gelassen, nistete der Wahnsinn. Er umklammerte sie mit der ganzen verschlossenen Zähigkeit seiner nach Macht strebenden Natur. Und dies Bewußtsein des Besitzes nöthigte ihm ein Lächeln ab, vor dem sich Solche, die ihn nicht kannten, sicherlich gefürchtet haben würden. Es war ein dem Schicksal den Krieg erklärendes Lächeln, mit dem er gewissermaßen sein unverletzliches Herrschersiegel auf das Verhältniß zu Thusnelda prägte. Sein Plan war gefaßt. Er hatte ihn lange erwogen, nun wußte er das Mittel, sie auf ewig an sich zu ketten. Vor dem Portal der Villa hielt bereits eine Sänfte, nebst einer Abtheilung Soldaten, die den Kaiser an die Felsenbucht der

Insel bringen sollten, in der das Schiff lag. Alle wichen ehrfurchtsvoll vor dem Näherkommenden zurück, dem nun der aus der Reihe tretende Makro mit demüthiger Verbeugung einen Brief überreichte.

„Aus Rom — von meinem Beobachter," flüsterte er, „soeben angekommen —"

„Es ist gut," sagte Tiberius, den Brief an sich nehmend, „wo ist Lygdus?"

Lygdus drängte sich eben durch die Reihe der Diener. Dann sich an Makro wendend, sagte der Kaiser: „Du Makro, machst Dich sofort reisefertig — Du folgst mir nach Rom."

Makro verbeugte sich.

„Lygdus bleibt hier," fuhr der Kaiser fort, „er übernimmt die Verwaltung und ist sozusagen mein Statthalter —"

„Folge mir," rief der Kaiser dann dem nähergekommenen Lygdus zu und überflog, während er durch das Portal die Marmortreppe emporstieg, den Brief. Oben in der Vorhalle angekommen, lachte er während des Lesens einmal zornig auf. Der Brief enthielt eine Stelle, die ihn auf's Tiefste empörte, was Lygdus, der ihm in einiger Entfernung folgte, veranlaßte, neugierig

näher heran zu eilen. Plötzlich wendete sich der Kaiser diesem, der heran trat, zu.

„Hier — lies —“ sagte er, hielt ihm den Brief hin, nahm ihn aber sogleich wieder, erwägend, daß diese Nachricht für die Ohren eines Höflings nicht tauge, zurück, einen wüsten Blick durch das von Gold und Mosaik strotzende Treppenhaus gleiten lassend.

„Dieser Mensch behauptet —“ stieß er dann wieder, als müsse er seinem empörten Herzen unbedingt durch Mittheilung des Unerhörten Luft machen, unwirsch hervor, murmelte dann Unverständliches in den Bart, zerriß den Brief und eilte, noch einmal zornig auflachend, in sein Arbeitsgemach. Sein Gesicht glühte in dunkler Röthe, seine weitoffenen Augen warfen irre, verschwommene Blitze, wie die des Löwen, der sich aus der Arena befreien möchte. Seine Eile, sein Grimm, waren so groß, daß er, was ihm, während er die Prachtzimmer durchschritt, in den Weg kam, Möbel, Fußbänke, Dreifüße, rücksichtslos bei Seite stieß oder trat. Die Thürvorhänge nahm er sich gar nicht Zeit hinweg zu schieben, er rannte gegen dieselben und wenn er sich in ihre Falten verwickelte, riß er sie nebst der Vorhangstange wü-

thend zu Boden. Lygdus folgte dem ganz in grimmiges Brüten Verlorenen durch alle Zimmer, vergebens einige Worte an ihn richtend. In seinem Arbeitsgemach angekommen, blieb der Kaiser in der Mitte desselben stehen, wie vor Entrüstung erstarrt. Er schien Alles vergessen zu haben, erst allmählich kam er zu sich, als des eintretenden Lygdus' Fuß an einem vom Kaiser bei Seite geschleuderten Kohlenbecken ein klingendes Geräusch verursachte. Dann wendete er sich zu diesem, der seiner Art nach die ganze Angelegenheit von der heiteren Seite auffaßte, natürlich aber eine sehr bestürzte Miene zu heucheln wußte.

„Herr — was hat sich zugetragen?" stammelte der Grieche.

„Dieser Hund — was? Hund?" rief Tiberius, „das wäre ein Ehrenname für den — —" er suchte nach einem treffenden Ausdruck, mochte aber dann wohl einsehen, daß dieser Wuthausbruch seiner kaiserlichen Würde Abbruch that und schwieg. „Das verdient keinen Zorn," murmelte er, „nur Verachtung —"

In dem Brief war ihm mitgetheilt worden, daß Sejan dem Senat bedeutet habe: der Kaiser sei altersschwach, ja kindisch und unzurechnungs-

fähig geworden, es sei an der Zeit, daß man diesen dem Staat gefährlich werdenden Geisteskranken bei Seite schaffe. Auch deutete der Brief an, es seien in letzterer Zeit in Rom unerhörte Strafen, ausgesuchte Marter über angesehene Männer verhängt worden, die Sejan, als von dem Kaiser ausgehend, bezeichnete, der von Rom entfernt, sich mit nichts Anderem beschäftige, als seinem Menschenhaß Ausdruck zu geben. Der Zorn des Kaisers hatte, nachdem er die Angelegenheit noch einmal rasch überdacht, einer tiefen Schwermuth Platz gemacht. Daß ihn Sejan für unzurechnungsfähig erklärte, schmerzte ihn nicht so tief, als daß man seinen Namen mißbrauchte, um Bluturtheile zu erlassen. Er berührte diesen Gegenstand nicht weiter, sondern erkundigte sich bei Lygdus in gelassenem Ton, ob Reisevorbereitungen getroffen seien.

Dieser erwiderte, es sei Alles in Ordnung, die Sänfte bereit, der Dreirudrer segelfertig. Dann bat der Kaiser den Griechen, ihm beim Anziehen behülflich zu sein. Die schwermüthige Ruhe, mit der Tiberius diese Bitte aussprach, übte auf Lygdus eine beklemmende Wirkung aus. Es zitterte in dieser Ruhe eine verhaltene Unruhe, der Wunsch,

sich ohne Worte verständlich zu machen und Lygdus, der sich eine große Menschenkenntniß errungen, hatte noch niemals Sandalen mit so beengendem Herzklopfen zugeschnürt, noch nie einen Reisemantel mit so ahnungsvollem Schweigen übergeworfen. Das Zimmer führte auf eine Steinterasse, deren rebenumwundene Säulen den Blick auf das Meer gewährten. Die veilchenblaue Küste mit dem kühngeschwungenen Gipfel des Vesuvs stand, von dem Marmor der Säulen und deren Blättergeranke umrahmt, wie ein duftumwobenes Gemälde überm gedämpft glänzenden Meer aufrecht, in märchenhafter Ferne.

„Lygdus!“ sagte der Kaiser, nach langem Schweigen sich aufrichtend.

„Herr —?“

„Du hast meinem Sohne treu gedient,“ fuhr der Kaiser fort, sich den Reisemantel fester um die Schultern ziehend, „mein Sohn hat mir dies mehrmals bestätigt —“ Des Kaisers Stimme zitterte ein wenig, sein Blick ruhte mit prüfendem Ernst auf dem Belobten.

Lygdus kam wirklich in Verlegenheit und vermochte nichts zu erwidern, welches Schweigen der Kaiser für Bescheidenheit hielt.

Lygdus hielt einen Kamm, eine Bürste und einen Schwamm in der Hand, während er mit der andern einen auf dem Tisch liegenden Reisesack herbeizog.

„Du wirst auch mir treu dienen," redete ihn der Kaiser an, „ich hoffe es; treuer wie dieser Sejan —" Der Kaiser blickte durch die Thüre über die Terasse zur blaudämmernden Küste hinüber, als suche er dort vom Meere, mit dem er sich innerlich verwandt fühlte, einen Aufschluß, einen Rath zu erlangen, über ein unerhörtes Vorhaben. Doch auch seine Herrschergewalt vermochte nicht der Natur ihr Vorrecht, in das sie sich hüllt, zu rauben — sie schien Theil zu nehmen und schwieg. Lygdus machte ein demüthiges Gesicht und schob Kamm, Schwamm und Bürste vorsichtig in den großen, ledernen Reisesack. Das Laub der die Säulen liebevoll umarmenden Reben, durch das der üppig weiche Wind, wie mit Sammetpfötchen spielte, warf goldgrüne, eirunde Lichtreflexe auf den flimmernden Marmorboden des Gemachs und das weite, kühn aufgerollte, säulenumrahmte Landschaftsbild schien, freundlich zu Träumereien aufforderND, in die kalte Pracht des Gemachs herein zu lächeln, in der ein im Tiefsten aufgewühltes

Herrschergemüth danach rang, sein Liebstes für immer, selbst gegen den Willen der Götter, an sich zu fesseln. Der Kaiser trat der Terasse näher. Manchmal vernahm man das Lachen und Plaudern der vorm Portal harrenden Diener, welches die Feierlichkeit des Moments und das Gespräch der Beiden zu parodiren schien.

„Lygdus," hob der Kaiser von neuem an und öffnete die auf die Terasse führende Thüre völlig. „Du bist im Augenblick der Einzige, auf den ich mich verlassen könnte — wirklich — es ist so —" setzte er hastig, mit halb erstaunter, halb bestätigender Betonung hinzu, „mir ist, als habe Dich der Tod meines Sohnes, der Dich stets lobte, meinem Herzen näher gerückt —" Lygdus fühlte jedesmal kaltes Unbehagen, sobald der Tod des Drusus erwähnt wurde.

„Aber Makro? Herr?" wagte er mit lächelnder Bescheidenheit einfließen zu lassen „gehört er nicht zu Deinen Vertrauten?"

„Den nehme ich nach Rom mit, der ist zu eitel," unterbrach ihn Tiber, „dem würde ich Befehle ertheilen, die seinen Ehrgeiz reizen, diese würde er wohl zu meiner Zufriedenheit ausführen — aber

hierzu — taugt er nicht —" fügte er geheimnißvoll hinzu. Der Grieche horchte auf.

„Hierzu?" wiederholte er, dem das Vertrauen seines Herrn so sehr schmeichelte, daß er plötzlich sich vornahm, ein ergebner, treuer Diener zu sein.

„Ja — hierzu —" betonte der Kaiser und warf einen hochernsten Blick auf den vor Erwartung Zitternden, einen Blick, der die Macht hatte, den Leichtsinn im Busen des Griechen für Augenblicke in grübelnden Ernst zu verwandeln.

„Ja," sagte Tiberius „ich gehe nach Rom und lasse Thusnelda hier auf Kapreä zurück. Ich vertraue sie Deinem Schutze an!"

„Ich weiß dies Vertrauen vollkommen zu würdigen, hoher Herr," entgegnete Lygdus mit aller ihm zu Gebot stehenden Treuherzigkeit.

„Ich wüßte Niemand, dem ich dies, mein kostbarstes Kleinod anvertrauen sollte," sagte der vom Trennungsschmerz Ueberwältigte, fast der Sprache beraubt.

„Ich werde Thusnelda beschützen Herr," betheuerte der Diener „wie mein Leben —"

„Der Schutz allein genügt mir nicht — doch das später — höre weiter —!" Der Kaiser hielt inne

„Ich gehe und kehre vielleicht nicht mehr zu-

rück —“ fuhr er dann fort, seiner halb erstickten Stimme einen gefaßten Klang gebend. Lygdus wußte nicht, warum er auf einmal erröthete. Er würde gerne durch ein paar Worte angedeutet haben, daß er fest an des Kaisers Rückkehr glaube, doch brachte er eine derartige nichtssagende Phrase nicht über die Lippen. Er machte sich mit der Reisetasche zu schaffen und suchte die ihm in die Wangen gestiegene Hitze gewaltsam hinabzuscheuchen.

„Und Herr —“ flüsterte er, vom Kaiser hinwegsehend „wenn Du in der That — nicht — nicht zurückkehrtest —?“

„Ich hoffe als Sieger zurückzukehren,“ wendete der Kaiser rasch ein, dem es unerträglich war, im Busen eines Andern den Glauben an seine Besiegbarkeit zu erwecken. Lygdus warf die Reisetasche auf den Tisch und stieß nur ein unsicheres „O natürlich!“ heraus: Hierauf entstand eine Pause. Der Kaiser gab sich die Miene der Sorglosigkeit; Lygdus grübelte darüber nach, was im Busen seines Herrn eigentlich vorgehe.

„Trotzdem,“ hub der Kaiser wieder an, Gleichmüthigkeit heuchelnd, „es wäre ja immerhin möglich, daß — daß, wenn mir der Thron unterm

Fuß hinweggerissen würde, ich zum letzten Mittel greifen müßte, der Schmach zu entgehen — denn Tiberius stirbt nur durch Tiberius — also für diesen Fall — für den Fall meines plötzlichen Todes — verstehst Du Lygdus —?"

Lygdus nickte.

„Mußt Du mir jetzt einen Schwur leisten —" schloß Tiberius.

Lygdus, den selten eine Angelegenheit tiefer berührte, hatte Mühe, sein Erstaunen zu verbergen. Als der Kaiser bei den letzten, mit befehlender Strenge hingeworfenen Worten, auf ihn zu schritt und ihn mit erhobenen Augenbrauen schwermüthig und drohend zugleich ansah, erbleichte er, ahnend, daß dieser, mit so großer Feierlichkeit von ihm verlangte Eid ihm zum Unheil werden könne.

„Ich bin zu Allem bereit, Herr, was mir Dein Vertrauen, Deine Gnade erringen könnte —" flüsterte er. Tiberius stand dicht neben ihm, er fühlte dessen heißen Athem in den Locken seiner Schläfen.

„Es ist ein Vertrauen, das über den Tod hinausgeht," flüsterte ihm der Herrscher mit zwischen Weichheit und Härte schwankender Stimme in's Ohr, „die Unterwelt hält ihren Raub fest.. Wenn

ich sie betreten, bin ich, wie der geringste meiner Unterthanen und weiß nicht mehr, was die Oberwelt vollführt oder unterläßt. Ich also bin alsdann machtlos, kann Dich weder strafen, noch loben — nur Dein Schwur, den die Götter vernommen, bindet Dich — und die Götter mögen Dich verderben, wenn Du ihn brichst —"

„Herr — einen Schwur — brechen?" rief der Grieche vorwurfsvoll „den ich — Dir — dem Kaiser — geleistet —?"

„Höre erst, was Du beschwören sollst —" sagte Tiberius und es war, als überdränge ihn plötzlich der Hauch eines stillen Wahnsinns, der sich schüchtern und verstohlen vom Grund seiner Seele an deren Oberfläche wagte.

„Ich will, daß, wenn ich falle — Thusnelda mit mir zu Grunde geht —" kam es mürrisch mit unheimlichem, furchtbaren Ernst über die Lippen des Weltherrschers.

Der Grieche wendete den Kopf seinem Herrn zu und sah ihn, von unerklärlichen Schauern überrieselt, an, er fürchtete sich vor diesem unerbittlichen Blick und empfand doch Hochachtung vor der Größe der Leidenschaft, die aus ihm sprach.

„Wenn ich hinab muß," fuhr Tiberius, in eine

Art düstere Schwärmerei verfallend, fort, mehr mit sich selbst als dem Zuhörenden redend. „Wenn ich in das ewige Dämmerlicht hinab muß, soll auch ihr Schatten bei mir wohnen. Wir werden uns vielleicht dort unten nicht mehr lieben, zu nicht einmal mehr verstehen — einerlei! Vielleicht, daß der bekannte Trunk aus dem Lethe doch nicht alle Erinnerung wegtilgt. Mir wenigstens ist, als müsse ich, dort unten angekommen, noch um sie, die im Licht wandelt, trauern, und mich nach ihr sehnen. Nein, ich habe zum Glück noch einige Gewalt in Händen und will nicht, daß die Perle, die ich dem Meere entwandt, von Hand zu Hand gehe, beschmutzt vom Gefeilsche der Welt — besser sie fällt wieder zurück in ihr Wellengrab, der Gedanke ist mir unerträglicher als der Tod, unerträglicher als der Verlust meiner Krone, — daß aus dem Goldbecher, an dem Tiberius genippt, fremde Lippen schlürfen sollten, daß vielleicht schließlich in seiner edeln Wölbung Kröten und Molche nisten. Dies Weib ist ein Tempel, in dem nur eine Gottheit beten darf —“ Er brach ab.

Lygdus überlief es heiß, er mühte sich ab, das Kommende zu errathen.

„Genug," sagte der Kaiser auf einmal aus seinem Rausch in einen nüchternen, trocknen Ton fallend, „ich vergaß mich. Einerlei ob Du meine Gründe verstanden oder nicht. Du weißt jetzt, was Du mir schwören sollst —"

„Ich? wüßte?" fragte der Grieche.

„Wie?" forschte der Kaiser.

„Noch nicht, Herr —" wagte Lygdus zitternd einzuwenden, dem sich indeß eine Ahnung aufdrängte, die ihm, wie das Netz des Netzfechters die Glieder umstrickte, den Athem raubte. Der Kaiser sah ihn an und besann sich. Lygdus stand wie der Gladiator, der den Gnadenstoß zu erwarten im Begriffe steht, von lähmendem Grauen geschüttelt.

„Du schwörst mir," sagte Tiberius ganz kalt, mit militärischer Strenge, „daß, wenn ich nicht mehr von Rom zurückkehre, Du Thusnelda — tödtest!"

„Ich? Herr!" fuhr der Andre zurück.

„Ich sende Dir, bevor ich sterbe, einen Boten, mit sicherer Nachricht," setzte der Kaiser ebenso ruhig hinzu „Du weißt dann genau, was Dir zu thun obliegt."

„Unmöglich, Herr." Der Diener brachte nur diese Phrase hervor, die er mehrmals geistesab-

wesend wiederholte. „Du weigerst Dich also?“ fragte der Kaiser, den unschlüssig mit sich selbst Kämpfenden scharf beobachtend.

„Herr — nicht mir dies Amt,“ flüsterte Lygdus, ganz aus seiner bequemen Ruhe gerissen, die ihn sonst schwerfällig erscheinen ließ.

Tiberius war auf diese Antwort vorbereitet, ja, hatte bereits lange vorher eine List ersonnen dieser Weigerung zu begegnen.

„Ich kann mir denken,“ sagte er nach einigem Ueberlegen, „daß Dich das Henker-Amt anwidert. Aber mein Freund, ich habe Gründe, gerade Dir dasselbe zu übertragen — nicht nur deshalb, weil Du mein Vertrauen vor allen übrigen verdienst — sondern — auch in Deinem eignen Interesse —“

Er schwieg, betrachtete den Griechen, dessen elegante Gesichtszüge, bis zur Unschönheit entstellt, auf die Tischplatte stierten, und sagte dann rasch:

„Thusnelda haßt Dich.“ . . .

„Mich? Warum?“ Lygdus hob den Kopf und versuchte zu lächeln, obgleich ihm die Zähne aneinander schlugen.

„Da fragst Du mich zu viel,“ fuhr Tiberius fort, „ich weiß nur, daß sie einen entschiedenen Haß gegen Dich im Busen nährt — frage Dich selbst,

ob Du sie beleidigt — ob sie irgend eines Deiner Geheimnisse kennt —"

Der Kaiser hatte diesen letzten Zusatz nicht ganz ohne Grund beigefügt. In ihm waren in den vergangenen Monaten allerlei Zweifel und Bedenken betreffs der Todesart seines Sohns rege geworden, und wenn er auch dem Kammerdiener des Verstorbenen bis jetzt durchaus vertraute, wollte er in diesem Augenblick doch durch den Hinweis auf jenes dunkele Ereigniß einen Druck auf denselben ausüben, ihm leise andeuten, daß hier ein geheimnißvoller, noch nicht völlig aufgeklärter Punkt der Untersuchung harre.

Ohne es zu wissen, hatte der Kaiser mit diesem letzten Zusatz eine eiternde Wunde im Gewissen des Unheilwitternden berührt. Ein durchbohrendes Angstgefühl klammerte sich um seine Brust, umpackte seine Kehle wie mit Henkersfäusten. Geheimnisse? fragte er sich. Sollte Thusnelda mehr Beobachtungsgabe besitzen, als er ihr zugetraut? Sollte sie am Sterbebett des Drusus Verdacht geschöpft haben? Möglich wäre dies ja! Und dann? Wenn sie diesen Verdacht, anstatt ihn im Busen zu verschließen, anderen, dem Kaiser mittheilte? Ein Hauch des Argwohnes in diese Tyrannenseele

geworfen — — — „Thusneldas Abneigung scheint Dich zu beunruhigen," fragte der Kaiser.

Der Grieche war so gelb im Gesicht, wie der lederne Reisesack, der vor ihm lag. „O durchaus nicht," stammelte er, „oder doch ein wenig — weil Du sie liebst" —

Das Zimmer drehte sich um ihn und er mußte seine ganze Selbstbeherrschung zusammenraffen, um dem beobachtenden Monarchen nicht durch seine allzu jähe Bestürzung aufzufallen. Er rang nach Athem, ihm war als läge die ganze Marmordecke des Gemachs auf seiner Brust.

„Wenn sie mich haßt," brachte er mühsam hervor, „freilich — wenn sie mich vielleicht sogar in Deiner Gunst herabzusetzen sucht — sie, auf deren Wort Du so viel giebst" —

„So lang ich lebe hast Du nichts von ihr zu fürchten," beruhigte ihn der Kaiser mit zweideutigem Gesichtsausdruck.

Lygdus athmete auf. Er weiß nicht, warum ich erbebte, rief er sich zu, sonst würde er deutlicher sein; ich werde Thusnelda prüfen, welche Gründe ihr Haß hat — jetzt nur noch das Wichtigste, das mir den Kaiser in die Hände liefert.

„Ich bin bereit, hoher Herr," sagte er dann

mit einer unwillkürlichen Keckheit, über die er, selbst erstaunte.

„Du schwörst —?“ fiel ihm der Kaiser in's Wort, begierig wie ein Verurtheilter, dem die Befreiung winkt.

„Aber nur unter einer Bedingung —“

„Die ich kenne — aber laß hören —“

Der Diener räusperte sich und nahm sich vor Alles an Alles zu setzen.

„Angenommen Herr, Du verlierst Leben und Thron,“ setzte er mit dem Muth der Verzweiflung auseinander, „wie soll ich meine Blutthat vor Deinem Nachfolger rechtfertigen? Wird man mir glauben, wenn ich behaupte: Du habest mir den Befehl zu derselben ertheilt? Ja — verzeihe — es dürfte der Fall eintreten, daß man mich, wenn ich die That auszuführen im Begriff stände, hieran verhinderte, weil ich keine Beweise vorbringen kann, daß Du dieselbe gebilligt —“ Der Grieche, der mit einer der Angst und Muthlosigkeit entspringenden Offenheit, ja fast Frechheit geredet, hielt inne und beobachtete, sein Zittern unterdrückend, sehr blaß und athemlos den Gebieter. Dieser, der ihn angehört, nickte.

„Ich verstehe,“ sagte er, „daran habe ich ge-

dacht — Du willst, da ich Dir den Befehl schriftlich einhändige?"

„Nur unter dieser Bedingung, gehorche ich Dir," entgegnete Lygdus in einem jede Einwendung schroff zurückweisenden, fast trotzigem Ton. Der Kaiser, der zu einer anderen Zeit diesen unziemlichen Ton nicht ohne Tadel würde vernommen haben, bezwang seinen Unwillen, trat an seinen Arbeitstisch, ergriff sinnend den Griffel, tauchte ihn in den blauschwarzen Farbstoff und beschrieb mit zuckenden Fingern eines der Papyrusblätter. Lygdus folgte, über die Schulter seines Gebieters schielend, dem Fortrücken der schreibenden Hand. Das kratzende Geräusch des Griffels auf dem faserigen Papyrus machte ihn nervös, es war ihm, als jage der Ton seine sich zu einem schlauen Plan ordnenden Gedanken wirr durch einander. Tiberius brach dann mit Schreiben ab, sann vor sich hin. Plötzlich trat das, was er lange erwogen, die Handlung, dic ihm vertraut geworden war, wieder mit fremder ungewohnter Miene vor ihn hin. Was willst Du thun? rief ihm diese nach langem Kampf zur Ruhe gebrachte Stimme, wieder erwachend, zu. Hast Du ein Recht den Leib, den die Götter gebildet, um eines Wahnes willen zu zerstören? Diese Seele

von der Welt wegzunehmen, ehe sie ihre Bestimmung erfüllt? Was würde Die, über deren Dasein Du so selbstsüchtig verfügst, zu Deiner krankhaften Gier nach alleinigem Besitz sagen? Würde sie Deine That gut heißen? das Schwert, das sie treffen soll, dankbar küssen? Oder würde sie, nach Licht und Luft verlangend, entsetzt den Abgrund fliehen, in dem Du sie in übertriebener Sorgfalt vorm Begehren der Welt verbergen willst? Wärst Du ihr wirklich der Retter, für den Du Dich hältst? oder der Henker? Im besten Fall der neidische Kunstliebhaber, der das Bild, das ihm entrissen werden soll, verbrennt. Tiberius fing es an, vor sich selbst zu grauen, wenn er daran dachte, daß sie ihn unheimlich finden könnte. Doch nein, sagte er sich. Sie wird, sie muß ja errathen, aus welchen Beweggründen Du handelst, sie muß den hellen, süßen Quell, aus dem das Finstre entsprang, schätzen.

Sie ist ein Weib und wird der Liebe Alles, selbst ein Verbrechen verzeihen, und durch was könnte ich ihr einen glühenderen Beweis für die Größe meiner Leidenschaft erbringen, als durch dies Schreiben, das ich eben an den Henker richten will. Und er erfaßte von neuem den Griffel.

Als Tiberius das Schreiben geendigt, blieb er, noch einen Augenblick auf das Blatt starrend, sitzen. Seine Miene drückte Besorgniß, Unruhe aus, seine Stirn legte sich in Falten.

Er konnte dem Diener nicht Unrecht geben und doch — ihm war, als habe er hier sein eignes Todesurtheil verfaßt. Schriftlich? Solltest du einen solchen Befehl, fragte er sich, der die unberechenbarsten Folgen nach sich ziehen kann, gleichsam verewigen? In Stein meißeln? Ihm, der nur als Geist lebte, festen Körper leihen? Ein gesprochenes Wort läßt sich zurücknehmen, wenn aber dieser Sklave Mißbrauch triebe mit diesem Blatt —? Er dachte diesen ihm mit Geierklauen in's Herz schneidenden Gedanken nicht zu Ende. Nein, ein Sklave würde solches nicht wagen und er, der den Befehl erlassen, war ja noch Tiberius, vor dem die Welt zitterte . . . .

Aber die Buchstaben da vor ihm schienen aus dem Blatt heraus auf ihn zuspringen zu wollen. Er schielte in den, dem Schreibtisch gegenüberhängenden Spiegel, ob er in dessen goldigblinkender Glätte des Lygdus Züge studiren könne.

Doch wich der Diener, der dies bemerkt, dem forschenden Blick vorsichtig aus.

Noch einmal durchlief der Kaiser mit fieberhafter Hast im Geist sein Vorhaben. Sollte er nicht besser einen höhergestellten Beamten, einen Präfekten, einen Ritter mit diesem Blutamt betrauen? Aber ein solcher würde sich schwerlich dazu hergeben, würde auch das Absonderliche, Krankhaft-Dämonische des ganzen ungewöhnlichen Ansinnens das der Kaiser selbst als solches erkannte, zu genau durchschauen, würde die Angelegenheit weiter plaudern. Wie auch sich eines angesehenen Beamten rasch entledigen? Denn, kehrte er von Rom zurück, so mußte selbstverständlich derjenige, der um den dunkeln Plan wußte, für immer beseitigt werden. Immer diese Zweifel, dies Erwägen, dachte der von Mißtrauen Gepeinigte. Welche Qual es doch ist, zu herrschen — thue was du willst und du wirst es bereuen! Und aus Haß gegen sich und sein ewiges Zaudern entschloß er sich sofort. Er erhob sich, den Stuhl zurückschiebend, griff zum Wachs und rief nach einem Licht. Lygdus übermittelte den Befehl, an die Thüre eilend, einem Sklaven und kam wieder an den Tisch zurück.

„Du weißt," sagte Tiberius mit bedeutungsvoller Betonung zu dem schweigsam Harrenden, „Du weißt,

daß dies Blatt hier nicht nur für Thusnelda ein aufgehobenes Richtbeil ist —"

Die Lampe ward in diesem Augenblick gebracht. Der Kaiser hieß den Ueberbringer gehen, rückte die Lampe näher und ließ, es an der Flamme derselben zum Schmelzen bringend, das Wachs auf das geschlossene Schreiben träufeln.

„Ich werde dies Schriftstück bewahren," betheuerte der Diener, „und es Dir, wenn Du zurückkehrst, uneröffnet wieder zustellen —"

Tiberius erwiderte hierauf nichts, er glaubte, daß sein Schweigen eindringlicher redete, als irgend eine Warnung. Er drückte seinen mit seinem Namen versehenen Siegelring auf den Umschlag des Schreibens; Lygdus steckte es zu sich, ohne Hast, mit unterdrückter Befriedigung.

„Und nun," sagte er so ernst wie möglich, den Kopf ein wenig theatralisch zum Himmel erhebend und seiner Stimme einen weihevollen Klang aufzwingend, „nun schwöre ich Dir bei den Schrecken der Unterwelt, daß Thusnelda stirbt, sobald mir Dein Bote die Nachricht überbracht, Du seist ihr voran gefolgt —"

„Die Götter hörten den Schwur," fiel der Kaiser ein, dem Schwörenden prüfend in die Augen

sehend, die selbst in diesem wichtigen Moment ihren irrlichtartigen, feuchtflackernden Glanz kaum verbergen konnten, in den enggeschlitzten mantelförmigen Lidern.

Dann verließen Beide, ohne ein Wort zu sprechen, das Gemach. Tiberius, der dahinwandelte, wie in eine Gewitterwolke versunken, würde gern noch einen letzten Gruß mit Thusnelda gewechselt haben. Als er, in das Portal tretend, die offene Sänfte stehen sah, kam ihm dieselbe vor, wie sein Sarg; der Reisezug wie sein Leichengeleite. Die Ohren rauschten ihm, vor den Augen tanzten ihm schwirrende Funken, als schwängen tausend Gladiatoren Fackeln im Kampf. Je prächtiger die Reisevorbereitungen waren, desto weher ward dem Abschiednehmenden um's Herz. Dieser Pomp — wie gemein! — Wo nur das Sonnenlicht hingekommen, dachte er einmal, die Gegenstände trugen eine so finster-grämliche Miene, als wolle es Nacht werden. Und doch jetzt blitzte und blinkte es wieder, der Himmel war nur zu blau, die Sonne zu golden, er hätte befehlen mögen, man solle ihr ihre Strahlen aus der Scheibe brechen, so ekelten sie ihn an.

Der Metallglanz, der von der Rüstung der

Soldaten blendend im Sonnenlicht ausströmte, beleidigte seine von ungeweinten Thränen brennenden Augen, das Rufen, Waffenklirren, Kommandiren kränkte sein überreiztes Ohr. Während er sich seinem Trennungsschmerz ganz hingab, wie ein Kind sich der Mutter überläßt, kam ihm diese Menschenmasse mit ihrem geschäftsmäßigem Treiben unsäglich roh, untheilnehmend, kindisch vor; er hätte ihnen gern das Sprechen, das Lachen, das sich Bewegen verboten, er würde am liebsten allein zu Fuß die Felsen hinabgewandert sein. Die Diener, besonders die Sänftenträger, die des Herrn üble Laune bemerkten, mäßigten denn auch ihre geräuschvolle Eilfertigkeit oder sahen betreten unter sich. Vor der goldüberladenen, auf prächtig geschnitzten Füßen ruhenden Sänfte blieb der Kaiser stehen, da er schon den einen Fuß auf das Trittbrett gesetzt. Sollte er umkehren? Die Luft drängte sich ihm so dick, als verdichte sie sich zum Wall, entgegen, sein Fuß, sein Arm wollte ihm nicht gehorchen, sein Auge sah nicht, sein Ohr hörte nicht mehr, er las nur noch in den dunkeln Irrgängen seines Innern, die sich vor ihm aufthaten, wie die unter dem Cirkus gähnenden Leichengewölbe, über deren Nacht die lachende Menge den

Tod der Fechter beklatscht. Thusnelda erschien ihm wie einer jener kostbaren Murrhabecher, die man in Werg eingehüllt, kaum dem Tageslicht auszusetzen wagt, deren Glanz ein Hauch zu trüben vermöchte. Und nun war ihm, als stünde diese unschätzbar edle Vase unbeschützt auf einem hohen Piedestal mitten im Sturm und Gewitter und könne jeden Augenblick in den Schmutz geschleudert werden. Er fühlte sich innerlich wie abgestorben vor Schmerz, wie tief erkrankt. Es schien ihm unmöglich, sie zu verlassen. Nein! umkehren wollte er, ihr Alles bekennen. Ja —! Und wenn sie ihn mißverstand? Wenn sie ihn nicht so liebte, wie er sie liebte und sie ihm seine Gewaltthat zürnend vorhielt? Sich von ihm abwendete? Nein! Besser es bleibt dabei — mag sie, wenn sie ihn nicht verstand, mit seiner Liebe hinabfahren ins graue Nichts der Schattenwelt. Und vielleicht würden ihn die Götter belohnen für sein Entsagen, dachte er dann. War er es doch gewohnt, sich zu beherrschen, zu entbehren auf dem Thron. Und was ist auf Erden schließlich des Besitzes werth? Und dann, als er sich ihr Wort, ihre Gestalt vor die bestrickte Phantasie zauberte, strahlte ihm jener eben durchlebte

Moment der süßesten Verständigung in so innig heißem Glanz durch die Seele, daß es ihm wie eine Sünde vorkam, die Weihe dieser von den Göttern beneideten Glut-Momente durch eine darauffolgende, jedenfalls weit nüchterne Abschieds-scene zu zerstören. Nein! Er wollte die Erinnerung an diese Minuten nicht trüben. wollte von ihrem Duft zehren, wie ein Gott vom Weihrauch, während der ganzen Reise und sie sollten ihm noch Erquickung um die Stirne fächeln, wenn sein Arm erlahmte im Riesenkampf gegen Untreue und Verrath. Dann kam er zu sich — warum diese vielen neugierigen behelmten Gesichter rings? Er begriff wieder seine Lage, die modervollen Irrgänge, in welchen sein Geist den Ausweg suchend, verweilt, lichteten sich. Ein kräftiger Ruck brachte ihn in die knirschende, schaukelnde Sänfte, deren äthiopische muskelstrotzende Träger sich die Tragriemen um den sehnigen Hals schlangen. Ein Kommandoruf erscholl. O wenn er sich doch ganz begraben könnte! Abscheulich, diese neugierigen Gesichter. Für ewig erblinden sollte, wer jetzt ihn zu sehen trachtete. Ihm war, als müsse er sich in sich selbst, in jene nach Leichen riechenden Gewölbe zurückziehen können, die sich in ihm auf-

thaten. Der Gedanke, daß er sie nicht wiedersehen werde, daß er zum letzten Mal ihre Stimme vernommen, riß an seiner blutenden Seele und nur ein gewisses Schamgefühl hielt ihn noch aufrecht. Er bog sich, damit Niemand sein gramdurchwühltes Angesicht sähe, weit in die Kissen hinter die Purpurbehänge der Sänfte zurück. Als er fühlte, wie der enge, bettartige Behälter sich schaukelnd weiterbewegte, begann er zu zittern.

„In deinem Alter," murmelte ihm die noch nicht ganz erstorbene Besonnenheit zu, — „solche Leidenschaft in deinem Alter, das ist verächtlich, ist krankhaft —"

Ein weher Krampf schnitt ihm mit ätzender Schärfe durch die Brust und die Sehnsucht nach ihr krallte sich um seinen Hals und trieb ihm die Augen glanzlos starr aus den blutunterlaufenen Lidern. Vom Leben Abschied nehmen ist leichter, dachte er, sie ist mir der Inbegriff alles Seienden, ohne sie wird mir die Oberwelt zur Unterwelt, die Unterwelt bevölkert sich mit neuen Qualen ohne sie. Er athmete, um seine Bewegung, deren er sich schämte, zu unterdrücken, schwer wie ein sterbender Fechter, der vergebens um den Gnadenstoß bittet. Unwillkürlich beugte

er sich, als seinen Körper ein etwas heftigerer Stoß der Sänfte erschütterte, aus dem Fenster. Die Landschaft, das duftverschwommene Meer ringsum, die weiße, wie der Leib einer Göttin aus dem tiefen Blau des Himmels quellende Villa, lächelten ihn an, so sarkastisch, tückisch. Auf den Stufen des Portals sah er den Griechen in Gedanken verloren stehen. Sie wird Keinem mehr gehören! murmelte er dann mit hämischer finsterer Befriedigung vor sich hin, Keinem! das ist ein Trost! und zwang mit der ihm eigenen Willenskraft jede sanftere innigere Regung in sich nieder, bis dieses grimmige Behagen am eigenen Leiden sich in düster-schmerzliches Brüten verlor, in bitteren, vom Gift der Menschenverachtung angefressenen gestaltlosen Träumen. Einen Augenblick prüfte er, dumpf in sich hinabsinkend, seinen eigenen Geisteszustand, den er nicht mehr begriff, der ihm wie von einem übelriechenden Aussatz überrieselt vorkam. Wie? fragte er sich entsetzt: du weidest dich an eigenen Qualen —? solltest du dieses Behagen nicht steigern können, wenn du Andern, das was du leidest, auferlegst? Läßt vielleicht alsdann der jammervolle Biß in deiner Brust nach? Und während sich sein zusammenschrumpfender Geist wieder

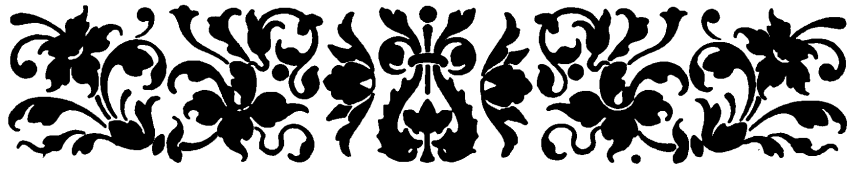
mit geheimem Schauder in jene Leichenkammern seines Inneren verkroch, war es ihm, als vernähme er über sich von den Sitzreihen herab das Lachen und Frohlocken der fröhlichen Menge: „stirb mit Anstand, Fechter — wir wollen keine Grimmasse — lächle — schmeichle uns —“

— — — — — — — — — —

Lygdus sah noch immer dem kaiserlichen Reisezug nach, bis derselbe hinter dem Rand der Felsen hinabtauchte. Die ganze ernste Angelegenheit, in der er eine so wichtige Rolle zu spielen hatte, kam dem blasirten Leichtsinnigen, jetzt da er der Beaufsichtigung sich enthoben fühlte, durchaus alltäglich vor. Sein Gemüth brachte es nicht über sich, die Eindrücke lange in sich zu verarbeiten, sobald der Kaiser in der Sänfte saß, blies der Grieche durch die Finger und sann darüber nach, wie er nun seine Freiheit genießen wolle. Er belächelte die sonderbare Laune seines Herrn und schaute träumerisch in die unergründliche Bläue des Himmels, die Hände auf dem Rücken, wider eine Säule des Portals gelehnt. Fernher trug der leichte warme Seewind noch immer das Klirren, Rufen und Rasseln des Reisezugs bis an die Villa. Allmählich erst konnte auch das schärfste Ohr keinen

Laut mehr vernehmen. Wie ein Traumbild war das bunte bewegte Treiben des Zugs zerstoben und die darauf eintretende Stille kontrastirte desto auffallender mit dem vorherigen Lärm. Es war, als sei diese sonnige Stille plötzlich vom blauen Himmel herabgesunken, habe die Gestalten, Waffen, und Rufe zu sich genommen, aufgesogen und berge in ihrem Schweigen Geheimnißvolles. Der Grieche versank völlig in seine träge stumpfe Träumerei, die sich immer nur mit seinem augenblicklichen Wohlbehagen beschäftigte und nur zuweilen schattenhafte Pläne für die Zukunft schmiedete. Wer angeführt sein will, dem ist ja zu helfen, dachte er. Der Kaiser ist wirklich nicht mehr zurechnungsfähig und es gilt, möglichst viel Nutzen aus seinem kindischen Zustand zu schlagen. Der Kaiser ist eine saftige Citrone, die sich bequem ausquetschen läßt. An das Gefährliche seiner Lage wollte er erst dann denken, wenn es nöthig werde, sich zu vertheidigen. Der Kaiser konnte ihn nicht beaufsichtigen, sein Untergang ließ schwerlich lange auf sich warten — warum also Besorgniß hegen? Er sah immer noch in den Himmel, während er mit der Zunge im Munde gluckſende Töne hervorbrachte. Dann nahm er das kaiserliche Schreiben

aus dem Gewand, hielt es gegen die Sonne, prüfte das Wachssiegel und lächelte. Hem! träumte er, einen Versuch könnte man ja machen — sie ist wirklich hübsch und ich glaube, ich liebe sie ein wenig — Dann unterdrückte er gähnend das ihm eigene träge unverschämte Schmunzeln, fuhr sich durch das kurze Kraushaar und schlenderte mit sattem, gelangweiltem Gesichtsausdruck durch den Hausflur. Die Diener, an denen er vorüber mußte, verbeugten sich vor ihm, da sie die Weisung erhalten, seinem Befehle, als seien sie diejenigen Tibers, zu lauschen. Der so rasch in der Gunst seines Herrn Gestiegene, machte sich seine Machtstellung zu Nutzen, er schalt aus, strafte mit einer Sicherheit, als sei er in Purpur geboren. Später nahm er ein Bad und ließ sich ein pompös bereitetes Mahl wohlschmecken.



II.

Am vierten Tage nach Tiberius Abreise hatte Thusnelda die Jupitersvilla gegen Mittag verlassen, war den schmalen Felsenpfad herabgeklommen und saß jetzt am Strand auf einer ins Meer hinaus ragenden Klippe. Sie saß gern hier. Vor ihr strahlte, wie ein Prachtgeschmeide, das violette, manchmal in tiefen Purpur getauchte Meeresrund, dessen Brandung durch die vielen, ringsum wie von Riesenhänden ausgestreuten Riffe zischte und peitschte. Es war, als schüttle Neptun seine feuchten Locken, so wogte es um das Mädchen, das den Kopf auf den Arm, den Arm auf das Knie gestützt, hinaus blickte nach der verbleichenden Küste hinüber. Ein Blinken, Rauschen, Blitzen und Wiegen tobte, kicherte, schmeichelte rings um sie her, mischte sich bald neugierig, bald mahnend an

ihre Träume, benetzte ihr Gesicht und Kleidung mit Schaum, der bald wie Milch von den Steinen herabperlte, bald wie ein Strauß von Lilien aus den moosigen Ritzen emporwuchs, um prickelnd zurückzurauschen in den Schooß, der ihn gebar. Kühngezackte Felsenwände umschlossen drohend und schützend zugleich diese Bucht und warfen breite Schatten, durchsichtig-blau, wie sterbendes Licht auf die wie Edelsteine funkelnden Wogen. Hier war es Thusnelda, als habe Alles eine Sprache, ein Ausdrucksmittel erhalten. Der lebendige Krystall des Meeres redete ihr von der Zukunft, die majestätischen, von keinem Andrängen erschütterten Felsenwände von der Vergangenheit. In ihrer Nähe badeten Kinder, fingen sich, tauchten auf und unter. Ihr unschuldiges Lachen hallte hell durch das Zischen der Brandung, ihre weißen kleinen Leiber hoben sich graziös vom Blau des Himmels ab. Thusnelda ward von einer unbestimmten Sehnsucht gequält. Sie beneidete die Kleinen, sie würde gern mit ihnen gespielt haben, aber sie war nicht mehr heiter, wie früher, sah nicht mehr mit harmloser Offenheit ins Leben. Ihr schien, als habe das Mißtrauen des Weltherrschers ihr gesundes Herz angesteckt. Ja, sie ahmte ihn nach, selbst in

kleinen Dingen, in Angewohnheiten, in der Sprechweise. Manchmal ertappte sie sich darauf, daß sie versucht war, gewisse Fingerbewegungen, die ihm eigen, in seiner Weise auszuführen. Er beschäftigte sie fortwährend, im Wachen und Träumen und sie wurde nie klar darüber, warum er sie beschäftigte und ob dieses Nachdenken über seine Eigenart peinlicher oder süßer Natur war. Seit der Kaiser die Insel verlassen, seit sie sich sein imponirendes Bild, anstatt es in Wirklichkeit vor sich zu sehen, in der Phantasie nachbilden mußte, zog sie der dämonische, von so jugendlicher Leidenschaftlichkeit erfüllte Greis mächtiger an, denn je zuvor. Sein Bild stand wie aus düsterem, schwärzlichem Erz gegossen vor ihrer Seele, es blickte mit monumentaler Hoheit, jede seiner Handbewegungen war Gesetz. Dabei erschien er ihr in der Phantasie verjüngt, sie würde ihn sich gern als etwa Dreißigjährigen gedacht haben, dem sie sich ganz in Liebe aufgelöst hingeben könnte, wenn nicht immer wieder jene dunkle kalt-modrige Luft sein Wesen umschwebt, die, wie aus dem Eingang der Katakomben hauchend, von ihm auf sie eindrang.

Seine Liebesannäherung hatte einen eigen-

artigen bestrickenden Eindruck auf sie gemacht. Es zitterte eine bescheidene Glut in seinem Benehmen, die sie jetzt noch erwärmte, die trotz keuschester Zurückhaltung sie zwang, gewaltsam beugte. Er flehte und befahl zu gleicher Zeit. Dann fühlte sie auch mit beängstigender Wonne den tigerartigen Griff, mit der seine Seele die ihre umkrallt hielt, sie fühlte die feinsten Endspitzen jener vergifteten Wurzeln in ihrem Herzen beben, die seine herrschsüchtige Leidenschaft in sie hinabgelassen. Seine Liebe lag wie ein schwüler Sirocco, wie eine Krankheit auf ihren Nerven, die man gern abschütteln möchte, der man sich aber im nicht unangenehmen Erschlaffungszustand des Fiebers widerwillig überläßt.

Ein Geräusch veranlaßte, daß die in solche Phantasien Vertiefte den Kopf hob. Ein braunes ärmlich gekleidetes Mädchen stand neben ihr und bot ihr aus einem schöngeflochtenen Körbchen Korallen an, mit furchtsamem Blick. Thusnelda rührte dieser Blick. Sie streifte eine, ihren vollen Oberarm umringelnde silberne Schlange ab und legte sie lächelnd dem Kinde auf die Korallen ins Körbchen. Das Mädchen sah sie ungläubig, erschrocken an.

„Nimm nur," sagte sie. Als das Kind hierauf eiligst davonlief, als habe es einen Diebstahl begangen, bemerkte die ihm nachsehende Thusnelda eine über die Felsblöcke herüber auf sie zu kletternde Gestalt. Sie erkannte Lygdus, der mit katzenartiger Geschmeidigkeit und Sicherheit von einem Riff auf das andere sprang. Auch bei diesen heftigeren Bewegungen verleugnete sich indeß nicht die sich selbstgenügende üppige Trägheit seines Charakters, die sich in einem gewissen bequemen sich Gehenlassen ausprägte. Es schien, als sei es ihm gar nicht darum zu thun, diese wogenumpeitschten schlüpfrigen Hindernisse seines Pfades zu überwinden, dabei lächelte er so überlegen, beschränkte seine Griffe und Sprünge so kraftsparend auf das unbedingt nöthige Maß, daß es den Anschein hatte, als wolle er andeuten, diese Felstrümmer müßten sich äußerst geschmeichelt fühlen, daß er sich herabließ, sie zu betreten. Thusnelda dachte daran, aufzustehen und diesen einsamen Platz zu verlassen. Es war ihr lästig mit diesem kecken Burschen, dessen kleinste Bewegungen versteckte Zudringlichkeit, dünkelhafte Siegesgewißheit athmeten, allein an dieser vom Meer umbrausten, abgelegenen Stelle zu weilen. Doch

blieb sie sitzen, um ihm ihr Mißbehagen nicht zu verrathen und kehrte sich von ihm ab dem Meere zu, als betrachte sie weit draußen das im amethystfarbenen Duft aufblitzende Weiß der Segel. Als ihr dann das unschuldige Lachen der badenden im Wellenschaum mit den Aermchen zappelnden Kinder an's Ohr schlug, wuchs sogar ihr Muth bis zum Trotz. Lygdus hatte sich ihr in den letzten Tagen schon mehrmals in übertrieben liebenswürdiger Weise zu nähern gesucht, aus welcher ihre feine Natur eine geheimnißvolle Sicherheit herauswitterte und als sie ihn nun mit diesem süffisanten Lächeln und seinen von kleinen Falten umzirkten mandelförmigen Augenlidern kommen sah, nahm sie sich, erzürnt und schon durch seinen Anblick beleidigt, vor, ihm einmal rücksichtslos die Meinung zu sagen, um ihn für immer zurückzuscheuchen. Sie wendete sich daher, als er schon dicht hinter ihr stand, nicht um, sondern sah den badenden Kleinen zu, die eben wie nasse Ferkelchen auf allen Vieren aus dem Wasser krochen, sich um das korallenverkaufende Mädchen drängten und deren silberne Schlange bewunderten, die sie ihnen vorzeigte. Im Inneren Thusneldas verbreitete sich ein eigensinniges Kältegefühl, während Lygdus sich räu-

sperte, sich dann seine gradgeschwungene Griechennase rieb und nicht recht wußte, wie er das Gespräch einleiten sollte.

„Nun — Thusnelda?“ begann er endlich mit unsicherer Stimme, ein leises Zittern unterdrückend. Sie wendete sich langsam um und sah ihm mit beleidigender Ruhe fragend in das von einem fieberhaften hitzigen Lächeln entstellte Gesicht. Er suchte nach einer geschickten Einleitung, doch setzte ihn ihr frostiger, vom Lid halb bedeckter Blick in solche Verlegenheit, daß er, sich überstürzend, heraussprudelte:

„Du hast Dir ja ein gar stilles Plätzchen herausgesucht — willst Du von hier aus nach dem zurückkehrenden Schiff des Kaisers ausspähen?“

„Vielleicht!“ sagte sie, ihn immer noch mit verwunderter Kälte im verschlafenen Blick ansehend. Dem Griechen war ihr kühngeschnittenes vollerblühtes Gesicht nie schöner vorgekommen, als jetzt, da es dieser kühle Unmuth röthete. Er bückte sich nieder, um eine schwärzliche Muschel aufzuheben, die er dann weit in's Meer hinausschleuderte. Er hatte sich heute ganz besonders fein gekleidet, sein Haar duftete bis zu Thusnelda

herüber. Wenn er einen Blick auf sie warf, mußte er sich gestehen, daß die geheime Gewalt, die ihm jenes kaiserliche Schriftstück über sie verlieh, ihre Reize erhöhte. Er fühlte Mitleid mit dem Opfer selbstsüchtiger Tyrannenliebe und dies Mitleid steigerte sich bis zu sehnsüchtiger Schwärmerei, wenn er ihre glatte von röthlichen Löckchen wie Flammen umflatterte Stirne, ihre groß aus dem Gesicht hervorleuchtenden Augen beobachtete.

„Hem? vielleicht?“ lachte er, „so! so! der Ort ist etwas feucht — sieh, Dein weißes Gewand ist bereits ganz durchnäßt — freilich auch so steht es Dir noch gut —“

„Meinst Du?“ warf sie gelangweilt hin.

„Wunderbar!“ bestätigte er ernsthaft, leise zitternd, „überhaupt — ja — ihr Germaninnen — ihr wißt euch zu kleiden —“

„Lieber,“ fiel sie ihm mit verächtlichem Lächeln ins Wort, „Du schmeichelst genau so unbeholfen und plump wie ein Germane schmeicheln würde.“

„Nein, nein,“ suchte er mit südlicher Lebhaftigkeit zu überzeugen und glaubte selbst an seine Lüge, „der römische Geschmack ist heut zu Tage germanisch — ist etwa euer rothes Haar nicht

Mode geworden? Ja früher wollte man römische Feinheit, heute liebt man germanische Derbheit."

„O," lachte Thusnelda, „an Derbheit fehlt mir's nicht — soll ich Dir damit aufwarten?"

Lygdus warf sich, das eine Bein vorstemmend in eine malerische Stellung und blitzte sie aus seinen kecken Augen siegesgewiß an.

„Nur zu," ermunterte er, eine elegante Handbewegung ausführend.

„Hast Du etwa den Kaiser durch Feinheiten gewonnen? Nein! durch — offen herausgesagt — durch offenbare Grobheiten — wie?"

Er neigte mit affektirter Grazie das lockige Haupt auf die glatte, salbenglänzende Schulter und schlug die Arme über der Brust über einander.

Thusnelda nahm eine ernste Miene an, stützte die Wange in die Hand, sah auf eine Qualle, die auf dem triefenden Felsboden hing und lauschte den badenden Kindern, die sich jetzt gegenseitig Schaum ins Gesicht spritzten, indem sie auf die Wasserfläche schlugen. Sie mußte wieder an Tiberius denken, den sie allerdings, wie sie wußte, durch ihre Offenheit gefesselt.

„Sage mir 'mal," unterbrach der Grieche die

Stille, „was findest Du nur Schönes am Kaiser, daß Du ihn liebst?“

Thusnelda hörte nicht. Er wiederholte seine Frage, indem sein Vertrauen zu seiner Macht und Unwiderstehlichkeit wuchs.

„Wie?“ gab sie zurück, ihn mit matten Augen zerstreut ansehend. Er wiederholte seine Frage, auf die sie wiederum vorzog, keine Antwort zu geben. Das Mitleid, das der Grieche mit der in seine Gewalt Gegebenen empfand, war nicht weit entfernt von Grausamkeit. Es bereitete ihm einen geheimen Reiz, die schöne Stolze langsam an den Rand des Abgrundes zu drücken, den sie jetzt noch nicht sah, denselben ihr dann plötzlich zu zeigen und die zu Tode Erschreckte großmüthig von seinen Schauern zurückzureißen. Dies Bewußtsein, nicht nur ihren dem Tode geweihten Körper, auch ihr Gemüthsleben, so sicher in der Hand zu halten, wie der Fechter das Schwert, der Schiffer das Steuer, sie, sobald er es wollte, zu beugen, erbeben zu lassen oder zu retten, gab dem diesmal wirklich in Liebe Aufgelösten einen tollen, vor nichts zurückschreckenden Muth.

Er trat ganz nahe an die gedankenvoll Blickende heran, bis sein Knie ihr Kleid berührte.

„Hör' 'mal," stieß er schwerathmend heraus, das Kinn bebend auf seine Brust gedrückt, „ich an Deiner Stelle würde mir, so lange der Kaiser abwesend ist — einen anderen Liebhaber anlegen —"

Thusnelda, die nicht auf ihn geachtet, fuhr zusammen, als sie eine kalte zuckende Hand auf ihrer Schulter fühlte. Als habe ihr ein scharfgeschliffenes Henkerbeil in die Schulter geschnitten, schnickte sie mit ihrer Hand diejenige des Zitternden empört von sich. Ein Ekel überlief sie, der ihr im ersten Augenblick die Sprache raubte.

„Was fällt Dir ein," flüsterte sie tonlos und wischte ihre Hand, welche die des Griechen berührt, am Gewand ab, als habe sie eine Schlange befleckt. Lygdus war bleich geworden, wie der Schaum, der zu seinen Füßen rollte und knisterte. Als sie, den Kopf wendend, zu ihm aufsah, erschrak sie über seine festaufeinandergepreßten Lippen, sein fast grimmig blickendes, geheimnißvoll lodernde Auge. Mit einem Ruck stand sie aufrecht vor dem Leidenschaftstrunkenen, ihr Gewand straff um die Kniee ziehend. So stand sie, den vollen Arm in schöner Biegung an's Knie gedrückt, den Kopf zitternd vorgestreckt, wie eine zur Flucht bereite

Gemse, vor dem sie Bewundernden, der es kaum über sich gewinnen konnte, sein Geheimniß bei sich zu behalten; besonders jetzt, da sie ihn durch jenes Abwischen ihrer Hand beleidigt. Doch verließ ihn die Besonnenheit nicht völlig. Eine Welle schlug gegen den Felsen, auf dem Beide standen, leckte gierig empor und übersprühte sie mit Wasserperlen, die Beide indeß selbst vom Gesicht nicht abtrockneten.

Thusnelda empfand dunkel, daß Lygdus seinen Muth nicht allein aus der Abwesenheit des Kaisers schöpfte. Es mußte noch ein anderer, ihr unbekannter Grund diesen wilden Uebermuth in der Brust des sonst so Höflichen geschürt haben. Lygdus fand allmählich die Sprache wieder.

„Hem," flüsterte er vor sich hin, als rede er nicht das Mädchen, sondern den Felsen an, auf dem er stand, „Du liebst den Kaiser? Wirklich? Frage Dich doch einmal aufrichtig —"

„Ja, ich liebe ihn," sagte sie, sich höher aufrichtend, trotzig, fast mit Begeisterung.

„Ich weiß, daß Du ihn nicht liebst," fuhr der Grieche fort, tückisch vor sich hinlächelnd.

„Unsinnige Behauptung," gab sie verächtlich zurück, „warum sollte ich einen solchen Mann

nicht lieben! Was Du nicht Alles weißt. Bin ich ihm nicht die Welt? Schützt er mich nicht mehr wie seine Krone? O, ich bewundere, ja ich liebe ihn — ist er nicht edel, groß, gut?“ — sie hielt unwillkürlich inne, als sie bemerkte, wie das Lächeln des Andern einen immer hämischeren Charakter annahm.

„Warum kümmert Dich übrigens das Alles,“ setzte sie verwirrt hinzu.

„Weil ich Dir wohl will,“ fiel Lygdus rasch ein, „weil ich weiß, daß, wenn Du ihn ganz kenntest, Du ihn nicht groß und gut nennen, sondern ihn verabscheuen würdest —“

„Das ist Kammerdiener-Weisheit,“ unterbrach sie ihn aufgebracht.

„Möglich,“ meinte er achselzuckend, „ja, ja, so ist's — wir Diener sind oft die Herren unsrer Herren.“

„Mag sein,“ erwiderte sie, „daß Du ihm einige kleine Schwächen abgelauscht — zerstört das seine Größe?“

„Hem,“ lachte er.

„Nun antworte,“ sagte sie, „vermag ein Lygdus einen Tiberius herabzuziehen?“

Hem," lachte er wieder, „Du stellst gefährliche Fragen —"

„Kennst Du ihn etwa besser als ich?" fragte sie mit höhnischer Betonung. Die Sicherheit des Kammerdieners stimmte sie kampflustig, reizte sie, das, was er verbergen wollte, an's Licht zu ziehen.

Der Grieche sah ihr eine Zeit lang in's Gesicht, unsäglich frech, listig und grausam, so daß ihre Kampflust, sie wußte nicht warum, plötzlich erlosch.

„Ich glaube: Ja!" sagte er dann mit bedeutungsvoller Ruhe, in der ein häßlicher, ironischer Ton bebte.

„So! . . ." sagte sie, von seinem räthselhaften Benehmen beunruhigt und suchte in dem harten gemüthslosen Metallglanz seiner Augen zu lesen: „Du lügst wohl —"

„Glaube mir," setzte der Liebesberauschte sich vergessend hinzu, „Tiberius hat kein Herz, statt des Herzens ruht ihm das eherne Gesetz im ausgebrannten Busen — er ist Deiner Liebe nicht werth — ich lüge nicht — er ist wie die römische Wölfin auf dem Kapitol, an ihm saugen der Wahnsinn und die Menschenverachtung — er ist ein —

ein Ungeheuer — ein ganz räthselhafter, heimtückischer Tyrann, ein finsterer Egoist, der nur hassen kann, dessen Liebe sogar nur feinerer Haß ist —"

Thusnelda widersprach nicht, weil sie seiner scharfen Sprechweise anhörte, daß er aus leidenschaftlicher Ueberzeugung den Kaiser so schroff beurtheilte. Einen Augenblick hindurch stockte ihr das Blut in jeder Ader, es war ihr, als sei sie im Dunkeln auf ein widerwärtiges Thier, eine Kröte, getreten, es lag etwas gestaltlos Finsteres vor ihr und würgte sich selbst, wickelte sich um sich selbst.

Lygdus fühlte, daß sein Geheimniß aus ihm herauswollte. Das Geheimniß wand sich wie eine glatte Schlange unter dem Druck seiner Besonnenheit, aber noch hatte er die Kraft, dem krankhaften Trieb zu widerstehen.

„Ich darf nicht weiter reden," fuhr er, wie sich selbst zurechtweisend, fort, „es sind da — Schlösser und Riegel, die nur ein Wahnwitziger zu heben sucht — ich wollte Dich nur warnen — vor ihm, — warnen — hörst Du —"

Er trat näher an sie heran und führte, sie mit den Blicken verzehrend, bebend lebhafte Hand-

bewegungen aus, wie solche seinem Volke eigenthümlich waren.

Sie sah ihn immer nur starr, verwundert an, von dem hervorgesprudelten Wust seiner heftigen Worte berauscht.

„Du sagtest," begann er stammelnd von Neuem, wie von geheimer Gewalt getrieben, „Du sagtest, er schütze Dich? Du belügst Dich. Ich — ich bin Dein Schutz — nicht der Kaiser — und Du thätest wahrlich gut, mich versöhnlich zu stimmen — ich überlasse Dir hierüber nachzugrübeln — das sind Geheimnisse — aber das darfst Du mir glauben, daß ich Dich inniger liebe als der Kaiser — wie? glaubst Du mir das? Des Kaisers Liebe? — pah! aber sieh, mir ist, als seist Du eben hier dem Meeresschaum entstiegen — hier von Deiner Schulter tropft noch die Feuchtigkeit —"

Er schwieg und beobachtete sie mit sehnsuchtschwellenden feuchten Augen.

„Wie Du schön bist," lispelte er noch, „Dein Haar so goldig — Deine Stirn so glatt —"

Thusnelda hatte gänzlich überhört, was er gesagt, ja, hatte kaum bemerkt, daß er ganz dicht an sie herangetreten war. Angeregt durch die dunkeln Hinweise des Lygdus erinnerte sie sich

plötzlich daran, daß sie dem Kaiser andeutungsweise das Zugeständniß gemacht, sie werde seinen Untergang nicht überleben und jetzt verlor sich ihr Geist in der Frage, ob sie wirklich das Leben ohne ihn unerträglich finden werde. Sie kam zu keinem Resultate, sie fühlte, daß sie nicht gelogen und doch auch nicht völlig dem Kaiser die Wahrheit gesagt und dies Bewußtsein hatte die Folge, daß es ihr vorkam, als stehe ein Liktor mit dem Ruthenbeil hinter ihr und mahne sie an einen Schwur und sie wußte doch, daß sie gar nicht geschworen.

Der von allen Weibern verwöhnte und trotz seiner Blasirtheit noch naive Lygdus, der ihr Schweigen für Zustimmung hielt, vermochte seiner Leidenschaft nicht mehr zu gebieten. Sein Gesicht näherte sich immer mehr ihrer Wange, ohne daß sie vor seinem glühenden Athem zurückschreckte.

„Liebst Du mich?“ flüsterte er ihr in's Ohr, umschlang ihre Schulter und wollte sie, da er gewohnt war, wenig Widerstand bei den Weibern zu finden, ohne Umstände küssen. Doch ehe er noch seine Absicht erreicht, hatte sie seine Berührung aus ihrem Brüten aufgeschreckt. In demselben Augenblick, als eine Welle der Brandung

über den Felsen wegzischte, versetzte das Mädchen zusammenschaudernd dem Kecken mit beiden Händen einen Stoß vor die Brust. Der Gestoßene glitt, einen Fluch murmelnd, auf dem schlüpfrigen Stein aus, während sie an ihm vorübereilte. Die badenden Kinder lachten über den Fall des Griechen, der sich zwar mitlachend aus der Felsenspalte, die ihn eingeklemmt, wieder hervorarbeitete, der jedoch, als er sich gänzlich durchnäßt sah, vor Scham und Zorn erröthete. Er hatte sich das Knie zerschunden und die linke Hand ein wenig verstaucht. Das fordert Rache, sagte sich der Eitle. Er nahm sich vor, sie zu beugen, sich wieder in ihrer Achtung zu befestigen, koste es was es wolle und müsse er selbst jenes kaiserliche Schriftstück — — —! Sein Gedankengang stockte. Er überschritt die Felsentrümmer, gelangte zum Strand und sah Thusnelda, wie sie den Felsenpfad hinanstieg. Bald glänzte sie nur noch als weißer Punkt auf der braunrothen Wand.

Er ertappte sich plötzlich auf einer merkwürdigen Vorstellung.

Er sah das kaiserliche Siegel, welches jenes Schriftstück schloß, vor sich erglänzen. Der in das Wachs geprägte Kopf Tiber's blickte immer dro-

hender. „Ich spiele ja nur,“ sagte er zu dem drohenden Wachskopf, von dem ein rother blutiger Glanz ausging. Das Siegel tanzte und flimmerte ihm vor den Augen, als wolle es ihn locken und er griff nach dem ihm stets Entwischenden. Er haschte immer hitziger nach dem tanzenden Flecken, endlich hatte er ihn erfaßt. Seine Finger bebten, als er sie auf das Siegel preßte, das sich unter ihnen sträubte und es war, als liefen alle Buchstaben des Schreibens, ängstlich raschelnd, wie aufgescheuchte Ameisen unter dem Papyrus hin. Da vernahm er ein leises Knirschen — entsetzt starrte er vor sich hin — hatte er es wirklich gewagt, das Siegel zu zerbrechen? — und wenn der Kaiser das Schreiben zurückforderte? Sein Athem jagte, die Kniee bebten ihm — aber den Göttern sei Dank — er kam zu sich — er lachte erleichtert — das Knirschen rührte davon her, daß er eine dünne Muschelschale zwischen den Fingern zerkrümmelt. Aber nun mußte er, während er den Felsenpfad hinan klomm, beständig darüber nachgrübeln, wie sich das kaiserliche Siegel lösen ließ, ohne daß es zerstört wurde. Wenn man einen glühenden Draht unter demselben herschöbe —? Später konnte man das am Feuer

erwärmte Wachs wieder geschickt aufkleben —? Dann verwarf er alle diese Pläne, als unsinnig und gefährlich! Aber erfahren mußte sie doch, was ihr bevorstand, sie sollte ihn kennen lernen, ihren geliebten Kaiser —! Und wenn sein Verrath entdeckt würde? Er ward völlig nüchtern. Der blasirte Grieche zuckte die Achseln. Er, dem es zur Gewohnheit geworden, zu dienen, zu schmeicheln und in ewiger Furcht zu leben, er war bereit jeder Zeit, dies Leben, dessen Genüsse er verachtete, aufzugeben. Er, der stets auf seiner Hut, stets bewaffnet sein mußte, kannte nur die augenblickliche Befriedigung kleinlicher, niedriger Bedürfnisse, was später nachfolgte, war ihm gleichgültig. Dem Tod sah er mit cynischer Verachtung entgegen, eine Verachtung, die indeß nicht Muth genannt werden konnte. Wieder glänzte droben zwischen den Felsen Thusnelda's weißes Gewand auf — nun erschien sie ihm, wie ein seltsames, fast wie ein höheres Wesen. Schon den Muth, mit dem sie diesem Löwen Tiberius den Kopf in den Rachen legte, bewunderte er. Er kam sich in ihrer Nähe besser, charaktervoller vor. Ihr Ernst, die hohe Gelassenheit ihrer Bewegungen, die Einfachheit ihrer Sprechweise imponirte seiner süd-

lichen Lebhaftigkeit und Oberflächlichkeit. Daß sie ihn zu Boden geschleudert, darüber lachte er jetzt, empfing er doch von seinem Herrn oft weit Schlimmeres als einen Stoß. War er es ihr, der Treuen, dem Kaiser so dankbar Ergebenen, nicht schuldig, daß er sie rettete, so lang es Zeit, daß er ihr das Schwert zeigte, das über ihrem Scheitel schwankte? Die Vorsichtsmaßregel begriff der dem Augenblick Lebende nicht; er sah in der Handlungsweise des Monarchen nicht den Ausfluß einer elementaren, übergewaltigen Leidenschaft, sondern nur eine heimtückische, dem grausamsten Menschenhaß entsprungene Laune. Und Thusnelda würde, wie er meinte, sobald sich ihr jenes Geheimniß enthüllt, sich für immer dem Kaiser zu entziehen suchen — und an wen würde sie sich in diesem Falle inniger anschließen, als an ihn? Er allein vermochte sie zu retten.

* * *

Thusnelda betrat ihr Schlafgemach, als es zu dämmern anfing und das Meer im Abendroth dalag, wie eine Riesenarena, die das Blut aus tausend Gladiatorenwunden überströmt. Sie fühlte sich ermüdet, der Kopf schmerzte sie. Die Dienerin trat ein, zog aus dem Schaft des Kandelabers

den denselben verlängernden Stab, setzte auf dessen Schale die Lampe nieder und fragte, ob es so gut sei.

Thusnelda nickte. An den metallenen Löwentatzen des Kandelabers lehnte eine kühngeschwungene vergoldete Lyra, deren Saiten sich blitzend im Mosaik spiegelten, als der bescheidene Strahl der Silberlampe bläulich über sie hinhuschte. Manchmal löste sich ein feuchter Schimmer von den dichtgespannten Saiten los und irrte durch die Dämmerung des Gemachs, als sei er ein nur für überirdische Ohren hörbarer Akkord. Thusnelda hob das Instrument vom Boden auf, indem sie mit dem um dasselbe geschlungenen Lorbeerzweig, über die blinkenden, leise wimmernden Saiten strich. Dann prüfte sie mehrere Saiten und spannte sie oben am Griffbrett höher. Sie hatte vor einigen Wochen dem Kaiser ein germanisches Wiegenlied vorzusingen versucht — doch hatte sie sich nicht mehr völlig der Melodie erinnern können, es waren Lücken entstanden und sie mußte nach der ersten Strophe abbrechen. Jetzt trat sie auf die im erblassenden Abendstrahl erglühende Verranda hinaus und suchte nach den ihr entfallenen Tönen. Dabei erinnerte sie sich an des Kaisers eigenthümlich drohende

Miene, mit der er dem Gesang gelauscht. Er schien, wie von krankhafter Schwermuth berauscht, die Töne mußten Trübes, Finsteres in ihm heraufbeschworen haben, so daß sie froh war, nicht weiter spielen zu können. Es war ihr gewesen, als habe sie mit ihren Tönen in der zuckenden Wunde eines Sterbenden gewühlt. Sie lehnte jetzt mit der Schulter an einer in rother Pracht aufstrahlenden Säule der Verranda, hielt die Leyer im müden Arm und betrachtete das im letzten, schon ersterbenden dunkelpurpurnen Abendglühen zitternde Meer. Sie glühte mit dem Meer und hegte den Wunsch, in demselben untergehen zu können. Sie besann sich auf einen seltsamen Traum der sie heute Nacht beängstigt. Das Meer war in der Gestalt eines triefenden, muschelbesetzten Greises vor ihr Lager getreten und hatte sie aufgefordert, ihm zu folgen. Als sie diesem grünlichen Meeresgott näher in die starren Fischaugen sah, nahm das feuchte Ungeheuer die Züge Tiber's an — jetzt noch erschrak sie über die Wunderlichkeit dieses Traumes. Wenn ihr doch Flügel wüchsen, dachte sie, über das dunkelnde, schwarzrothe Meer weit fort zu fliehen. Wohin jedoch? Zu ihm, der sie so seltsam liebte und dessen

Liebe sie mehr beängstigte als beglückte? Sie beantwortete diese Frage nicht, sondern ging hastig auf andere Gegenstände über. Es kam ihr wieder jener angedeutete Wunsch des Kaisers zu Sinn und spielte gleichsam mit den sich glättenden Wellen ihrer Seele. Mehrmals hatte der Kaiser auf das Düstere, das er von ihr erwartete, angespielt. Schon ehe sie ihm jenes Lied vorgetragen. „Daß sich die Menschen so wenig sein können," hatte er ihr damals, auf das Instrument deutend, gesagt, „unsere Lieben gehören uns, wie hier dieser Leyer ihre Töne — sie möchte sie behalten, aber die Hand des Schicksals entreißt sie ihr, sie ziehen — wohin?"

„Ja, Herr," hatte sie ihm erwidert, „die Töne sollen nicht bloß die Leyer, auch Andere erfreuen — das wäre eine selbstsüchtige Liebe, die den Gegenstand ihrer Verehrung keinem andern Blick und Ohr gönnen möchte —"

Er hatte sie hierauf lange schweigend angesehen. Nach einer Pause hatte er dann vieldeutig lächelnd hinzugefügt: „mein Gleichniß wurde schlecht ausgedeutet von mir — nein! Sie ist nicht zu bedauern. Ich preise vielmehr die Lyra glücklich — ich vermuthe, daß sie ihre Kinder, die Töne, da

sie sich von denselben nicht trennen kann, im Kusse tödtet —"

Als er so gesprochen, war es ihr gewesen, als dränge sie eine kalte Hand von dem Lager fort, auf dem er ruhte. Er war wie ein eherner Sichelwagen, dem man sich nicht vorsichtig genug nähern kann, da bei der geringsten Bewegung der Räder die scharfen Sicheln schneidend sich drehen . . . .

Der Abendwind umschmeichelte die weiße Glätte der Säulen und flüsterte den Reben, die sich um die Säulen schmiegten, Geheimnisse zu, vom Meer und seinen Göttern, von der fernen Küste, deren schöne Linien von des Horizonts leiser Umdunklung aufgesaugt wurden. Der Wind wusch allmählich die blutige Röthe von den Wellen und legte dafür blasse Rosen auf dieselben, bis auch diese Rosen der allgemeinen blauen Finsterniß wichen. Draußen vor der Veranda erhoben sich mehrere seltsam geformte Kakteen; wie lauernde Zwerge kauerten sie am Boden. Das Meer gewährte in der Alles umarmenden Dunkelheit nicht mehr den Anblick einer stets beweglichen feuchten Tiefe, es sah aus, wie die Sandwüste, starr, hart, wie eine schimmernde, feste Erzmasse. Der Mond schielte zwischen den Säulen, durch die Rebengewinde,

wie eine jener Goldmasken der ägyptischen Königsmumien, die das Gesicht des Verstorbenen verschwommen wiedergeben.

Thusnelda hatte der Lyra einige Akkorde entlockt, während sie mit ihren Gedanken bei Lygdus weilte. Sie verglich ihn unwillkürlich mit Tiberius. Freilich war der zudringliche Grieche nicht nach ihrem Geschmack, aber während ihre Phantasie vor dem Cäsar zurückschrak, wie vor einer hieroglyphenübersäten Granitsphinx, fühlte sie sich dem lebhaften Griechen verwandt, er war ihr verständlich, in seinen Adern floß wenigstens warmes Blut, nicht kaltes Gold. Seine Keckheit belustigte sie mehr, als daß sie vor derselben erschrak, denn sie fühlte sich ihm in jeder Beziehung geistig und sogar körperlich an Kraft überlegen und daß er sie für schön hielt, verzieh sie ihm schließlich auch.

Als es völlig dunkel geworden, löste sie langsam ihre heiße runde Schulter von der kalten Säule, um sich in das matterhellte, trübroth dämmernde Gemach zurück zu begeben, das mit seinen schöngearbeiteten Tischen, Sesseln und Statuen behaglich-prächtig in die Nacht hinausgrüßte. Kaum hatte sie sich der weit offenen Thüre zugewendet, als sie zusammenschrak. Vor ihr, mit dem

Rücken gegen den Thürpfosten gelehnt, die Füße weit vorgestreckt, stand er, an den sie soeben gedacht. Der bläulich kränkliche Schimmer des Candelabers streifte seine linke Körperhälfte, der dieser Schimmer, da er sich mit dem Mondlicht mischte, einen sonderbar grünlich-feuchten Glast verlieh, welcher wie schwerflüssiges Oel von den Falten des Gewands auf das nackte Knie herabtropfte. Der Gesichtsausdruck des jungen Mannes erschien ihr so befremdend, daß sie es nicht über sich brachte, ihm mit der Entrüstung zu begegnen, die sein keckes Eindringen in ihre Gemächer eigentlich herausforderte.

„Du —? Lygdus?“ fuhr sie ihn zornig an, „was fällt Dir ein — wie kannst Du es wagen unangemeldet in mein Schlafgemach zu dringen —?“

Der Grieche, der sich nicht rührte, sah sie mit sinnendem Ernst an, mit einer trüben, überlegenden Trauer im verschleierten Auge, die zu seinem sonstigen Gehaben, zu seiner lebenslustig-blasirten Phisiognomie gar nicht stimmen wollte.

„Ich stehe hier,“ begann er mit rauher Stimme, „weil ich Dich auf Unheilvolles vorbereiten wollte —“ Auch seine Stimme klang befremdend, belegt, als murmle er im Traum.

„Wie? So rede —“ entfuhr es ihr. Sie ahnte, daß es sich hier nicht um einen Scherz oder eine Liebelei handelte. Erst nach einer Pause hub er von neuem an: „Ein Fischer, der gestern in Neapolis Muränen verkaufte, hat unter den Dorfbewohnern der Insel, als er heute zurückkehrte, allerlei merkwürdige Gerüchte verbreitet —“

Thusnelda hielt den Athem an, indem sie einen Schritt zurücktrat, entglitt ihr die Lyra und schlug, wimmernde Töne ausstoßend, auf den harten Steinboden.

„Von Tiberius?“ stieß sie tonlos, wie befehlend heraus. Er blickte sie prüfend an, ob sie erriethe, um was es sich handelte.

„Ja!“ sagte er, von dem Schrecken, der sich in ihren Zügen malte, betroffen.

„Nun? Und?“ Die Stimme versagte ihr fast.

Der Grieche zuckte die Achseln und sah wie traumverloren auf die bleifarbene Meeresfläche.

„Kurz! es heißt der Kaiser kam gar nicht bis Rom, er sei in Pompeji schwer erkrankt. Einige sprechen sogar von Gift —“ flüsterte er, so hastig, als schnitten ihm die Worte die Lippen blutig und sah finster auf den mondbeglänzten Boden. Thusnelda wußte nicht, warum des Dieners Flüsterton,

seine traumvolle sinnende Ruhe, ihr das Herz wie mit einer Zange umschnürte. Sie senkte den Kopf und murmelte nur mechanisch das Wort: „Gift“ nach. Beide schwiegen. Ein heftiger Windstoß rauschte durch die Reben die Goldmaske des Monds schielte wie blödsinnig durch die Säulen und zeichnete deren schwarze Schatten scharf auf den glänzenden Boden.

„Nun?“ fragte sie dann, während eines der welken herabgewehten Rebenblätter auf ihrem Haupt liegen blieb.

Lygdus räusperte sich, reckte seine fast weibliche zarte Hand hinter dem Rücken hervor und legte sie an die zitternden Lippen, die ein ungewohnter Zug von Herbheit ein wenig öffnete, als wollten sie Bitteres ausspeien.

„Sieh Thusnelda,“ begann er unsicher und wirklich innerlich erregt, „Du hast es nicht geglaubt, daß ich Dein einziger Freund bin, Du hast mich zurückgewiesen — sieh, jetzt könnte die Stunde kommen, in der Du alle Edelsteine, die Dir Tiberius aus den Bergwerken Sardiniens, alle Perlen die er Dit aus dem Schooß des Meers heraufholen ließ, da für hingäbst, mich an Dich zu fesseln, mich zur Milde zu stimmen —“

„Ich — verstehe Dein Gerede nicht —“ sagte sie streng, obgleich sie verstand, daß die Zeit nahe sei, in der sie das Versprechen, das sie dem Kaiser widerwillig gegeben, halten sollte.

„Du wirst es verstehen,“ fuhr er fort und trat ihr näher, während sie ihm stehen bleibend herausfordernd in's Auge sah „ich bemitleide Dich, ich möchte Dich retten — es ist nicht Selbstsucht was mich so sprechen läßt — meine Leidenschaft für Dich entkeimt einem edleren Boden —“ Sie führte eine abwehrende Handbewegung aus.

„Wenn Du mir weiter nichts zu sagen hast —“ unterbrach sie ihn und hob den Fuß, um an ihm vorüber zu eilen. Plötzlich warf er seine träumerische Versunkenheit von sich und ermannte sich.

Er griff hastig nach der Vorüberschreitenden Hand, riß diese an sich und hauchte ihr mit leidenschaftlich gepreßter Stimme in's Ohr: „Du stirbst, sobald Tiberius nicht nach Kapreä kehrt —“ Ihr war, als füllte sein heißer Athem wie eine Flamme ihr Ohr und wolle es zerreißen.

Mit einem gewaltsamen Ruck befreite sie ihre Hand aus der seinen, so daß ihr Armband zerbrach und klirrend gegen eine Säule sprang. Sein Auge war dicht neben dem ihren aufgeglänzt, ver-

zweiflungsvoll, — nicht wie in Liebeständeleien entbrannt. Trotzdem wollte sie ihn noch behandeln wie einen Gegner.

„Thor," sagte sie so kühl wie möglich, alle ihre Willenskraft zusammenraffend, „ich? Du stirbst — wenn —" Sie wollte fortfahren: wenn der Cäsar zurückkehrt.

Der Athem versagte ihr, ihr Busen hob und senkte sich, als sie hoch aufgerichtet vor ihm stand, sich mit der einen Hand an einer Säule haltend.

„Du weißt nicht, was Du redest," fiel er ihr bekümmert ins Wort, „Du hast recht — auch ich werde sterben, ich opfere mich für Dich" — dann brach er ab, „komm mit in's Gemach — ich erkläre Dir das Räthsel —" setzte er entschlossen hinzu.

Er war ihr voran geeilt, sie folgte ihm so zögernd, als schleppe sie Ketten am Fuß nach. Lygdus fuhr sich mit der Hand über die schweißtriefende Stirne, als er am Tisch, in der Nähe der Lampe stand. Seine Leidenschaft für die Germanin hatte seine schlechten Charaktereigenschaften momentan ein wenig bei Seite geschoben, so daß unter diesen seine besseren Regungen hervortraten. Er hatte nicht nöthig in diesem Augenblick den Bekümmerten zu spielen, sein Schmerz

und seine Leidenschaften kamen ungeheuchelt zu Tag und erhielten nur durch seinen instinktiv manchmal auftauchenden Eigendünkel einen leisen theatralischen Beigeschmack.

Jetzt erst konnte sie seine Gesichtszüge beim Schein der Lampe prüfen. Sie erschrak vor dem verwüsteten Ausdruck derselben und faßte, als sie ihn leiden sah, sogleich ein gewisses Zutrauen zu dem jungen Mann.

Seine Verstörtheit rief ihr Mitleid wach. Vielleicht, daß er es doch ehrlich meinte, daß er ihr helfen wollte und seine Liebe zu ihr keine vorübergehende Laune sei, dachte die Beängstigte.

„Beruhige Dich nur," sagte sie, als sie ihn mit sich selbst kämpfend stehen sah und seine Gesichtsmuskeln konvulsivisch zuckten.

Er hob den Kopf und sah sie, die ihm Muth zusprechen wollte, anfangs stumpfsinnig an.

„Wie? Du tröstest mich? anstatt ich — Dich?" entgegnete er dann verwundert und dabei glitt ein verschlafenes irres Lächeln durch seine maskenhaft bleichen Züge, „das nenne ich Selbstverleugnung — Du bist doch wahrlich immer noch keine Römerin geworden, so lange Du auch hier weilst — doch freilich, auch ich kann Trost brauchen —

denn auf uns ruht die Tatze des Löwen — auf uns Beiden — er hat Dich und mich in den Zähnen —"

„Ich bitte Dich, rede deutlicher," ermahnte sie, „von wem sprichst Du — was hast Du — was habe ich zu befürchten —?"

„O, warum ging ich hierauf ein," murmelte er einmal in ohnmächtiger Wuth aufseufzend in sich hinein und stampfte mit dem Fuß auf den Mosaikboden. Es schien, als wolle er noch weitere Anklagen herausschleudern. Doch die Nutzlosigkeit seines Zorns einsehend, brach er ab, starrte unentschlossen in die Lampe und griff in die Brusttasche seines Gewands.

Sein Gesicht hatte wieder jenen müden, satten Ausdruck angenommen, der ihm eigen war, nur mit den Augenlidern zuckte er zuweilen nervös. Dann gab er seinem ganzen Körper einen Ruck. als sitze ihm das Kleid unbequem.

„Sei stark —" sagte er mit völlig heiser, fast krähend, klingender Stimme, „und lies das —" Es schien beinahe, als lache er vor Aufregung, dergestalt verzog er das Gesicht, als er jenes kaiserliche Schreiben auf den Tisch warf. Das Siegel des Briefs hatte er vorsichtig mittelst eines glühenden

Drahts von Papyrus gehoben. Das Blatt lag auseinander gefaltet auf dem Tisch.

„Lesen — das?“ kam es über ihre erstarrten Lippen, während ihre Augen thränend und verglast den Anfangsbuchstaben des Schriftstücks suchten.

„Wenn Du Dich noch besinnst —“ entfuhr es ihm zornig und er zog das Schreiben leise wieder zurück. Er wußte nicht warum, aber Thusneldas Zögern ärgerte ihn. Es war ihm, als müsse sie ihm zu Hülfe kommen, das Ungeheuerliche, das er für sie zu thun entschlossen war, gab ihm ein Recht auf ihr Entgegenkommen.

„An mich —?“ fragte sie gedehnt.

An ihm rüttelte seine betrügerische That wie ein wildes Thier an den Gittern des Käfigs. Eine innere Stimme raunte ihm fortwährend zu: „Du hast's beschworen, Du hast's beschworen,“ und eine Gegenstimme antwortete: „Aber er verdient ihre Liebe nicht —“

„An mich —“ keuchte er, mit verzerrten blauen Lippen und zusammen fröstelndem Körper.

„Dann darf ich es nicht lesen —“ wehrte sie ab, wie er von einem gliederlähmenden Schüttelfrost durchschauert. Aber obgleich sie sich abwenden wollte, starrte sie immer noch auf das

Blatt, das so geheimnisvoll im Lampenlicht erglänzte, als enthielt es Aufschlüsse über den letzten Grund aller Dinge.

Der Kampf, den er mit sich selbst bestanden, das Bewußtsein, den Herrn der Erde durch die Preisgebung seines kostbarsten Geheimnisses tödtlich verwundet zu haben, versetzte ihn allmählich in eine dumpfe Betäubung.

Er vermochte nur athemlos: „Beim Höllenhund“ herauszukeuchen, und fühlte sich dann wie von einer eisigen zum Schlummer lockenden Kälte angeweht. Welche Thorheit du begehst, rief es in ihm, so unklug hast du noch niemals gehandelt.

Und nun fand er sein ganzes Gebahren verächtlich, lächerlich, unsinnig .... Schon wollte er das Blatt wieder zu sich nehmen als sie, von einer geheimen angstvollen Neugier getrieben, ein gewisses dunkles Schamgefühl überwindend, sich über dasselbe beugte. Er sah ihr zu, wie sie las, wobei ihm in seiner krankhaften Erregung auf einmal ganz burleske Einfälle durch den Kopf schossen und er geneigt war, sich für einen in einer schlechten Posse mitwirkenden Schauspieler zu halten.

Er machte die Beobachtung, daß sie sowohl, wie er selbst, ohne es zu wollen, manche Eigenheiten

Tiber's nachahmte. So fiel ihm jetzt auf, daß sie beim Lesen die Augenbrauen in derselben Weise drohend hob, wie dies der Kaiser zu thun pflegte. Ebenso hatte Thusnelda, als der Grieche vorhin ihre Hand erfaßt, an eine Fingerbewegung des Kaisers denken müssen, wobei im hintersten Hintergrund ihrer Seele die blasse Vorstellung aufleuchtete, der Kaiser sei wie ein Blitz, der im Moment seines Niederflammens der ganzen Welt seine eigne gelbe Färbung mittheilt.

Sie blickte auf das Blatt, wie man in einen Abgrund sieht, halb abgewendet, und umfaßte mit der einen Hand die Tischplatte, als suche sie einen Stützpunkt.

Er wandte seine Aufmerksamkeit von der Lesenden gewaltsam ab, da es ihm war, als sähe er sie eben mit zerschmetterten Gliedern von Schwindel gepackt in's Bodenlose stürzen. Er starrte auf ein Ornament des Candelabers und blies, um sich zu zerstreuen in die Flamme desselben, deren zuckende Bläue die Schatten an den Wänden tanzen ließ. Selbst die Schatten schienen vor Schrecken zu erbleichen.

„Nun? hast Du gelesen?“ fragte er dann, die ihn belästigende Stille des Gemachs unterbrechend.

Seine Stimme klang ihm, als beschwöre sie in einem Kolumbarium abgeschiedner Geister.

Thusnelda trat ein wenig vom Tisch zurück, beugte sich wieder vor, umpackte die Tischplatte fester und wiederholte diese Bewegung taumelnd, als zerre an ihrem Körper ein unwiderstehlicher Windstrom.

„Tödten!“ — murmelte sie und sah dem jungen Manne, wie aus einer schweren, durch einen Sturz veranlaßten Betäubung erwachend, in's Gesicht. Dann schüttelte sie, als habe sie ein unglaubliches Phantom im Fieber erblickt, den Kopf, wandte sich langsam um und schritt an die auf die Veranda führende Thüre. Dort hielt sie sich mit dem lang ausgestreckten Arm am Thürschloß und schaute in die Nacht hinaus, als müsse ihr die leidenschaftslose, lächelnde Mondnacht Aufschluß geben können, über das, was in ihrem Busen vorging. Lebte sie denn noch? Sie griff sich einmal mit der zu Eis erstarrten Hand an die rauschende Schläfe. Ja — soeben hatte sie den noch flammenden Holzstoß verlassen — zwar das Beil hatte ihren Hals durchschnitten — sie fühlte seine metallne Kälte in der Kehle — aber sie lebte noch — und dort schlummerte noch das Meer im Silberduft der

Nacht und brauste eintönig mahnend um die Felsen und redete von Haß, Liebe, Selbstsucht — —

Aber sie wußte recht wohl, daß dies Alles ein Trug sei — eigentlich war sie bereits eine Leiche — sie hatte ja gesehen wie er sie umkrallte, der Henker —! Sie wußte auch, daß sie eigentlich einen Schrei ausstoßen wollte, sie wußte, daß sie fliehen sollte, daß sie die Besinnung verlieren, hinstürzen sollte, aber weil sie dies wußte, that sie es nicht . . . sie wußte auch, daß sie irgend wen unendlich hassen oder unendlich lieben sollte — aber es war Alles so leer, so hohl in ihr —

Endlich, als der feuchtkühle Nachtwind ihr wie eine Schlange sich um den Busen schlang, war es ihr eigner Seufzer, der ihre Seele aus diesem krampfigen Halbschlaf emporrüttelte.

„Ja! was hatte sie eigentlich gelesen?“ Plötzlich war's ihr, als rief ihr das Meer und der schmeichelnde Höfling des Meeres, der Wind, einen Jubelruf entgegen: „freue dich doch! Er liebt dich! mehr wie sich selbst — Du bist ihm, was ihm noch kein Mensch, kein Gott gewesen —“

Sie fühlte im Wind und in der Nacht die schwüle Nähe des düstren Machthabers; sie glaubte seine scheue, krankhafte Zärtlichkeit, die dämonische

Urgewalt seiner über alles menschliche Maß hinausgewachsenen Leidenschaft auf sich eindringen zu fühlen, gewitterartig vom Sternhimmel, vom Meer her, als solle das Weltall unter ihrem Hauch zusammenschrumpfen. Dann aber bäumte sich ihr ganzer germanischer Stolz, ihr kühnes Selbstständigkeitsgefühl auf, gegen eine solche sie zur Sache, zum willenlosen Werkzeug erniedrigende Liebe und es schien ihre Pflicht, den zu hassen, der ohne sie zu fragen, ihr Leben mit dem seinen zu enden beschlossen.

Lygdus hatte indessen an der Lampe das Siegel erwärmt und es, ohne daß sein Wegheben eine sichtbare Spur hinterlassen, geschickt wieder auf das zusammengefaltete Blatt geklebt.

Jetzt trat er auf Thusnelda zu, die sich langsam nach ihm umwendete. Er war begierig zu erfahren, welche Wirkung das Schriftstück auf sie ausgeübt, ob es vermocht hatte, ihr Herz von dem Gefürchteten los zu reißen und es ihm zu zuführen.

„Kennst Du jetzt Deinen Tiberius?“ fragte er, „hatte ich Recht oder Unrecht, wenn ich sagte: seine Liebe ist nur eine andre Art von Haß? Du liebtest in ihm Deine Vernichtung —.“ Nie war sie ihm

schöner, gebietender vorgekommen, als jetzt, da sie ihn mit übernatürlich weiten, vergeisterten Augen anblickte. Ihre Züge, starr wie die einer tragischen Maske, drückten in ihrer Leichenblässe kalten Stolz aus, in dem doch wieder ein Rest überwundener Todesfurcht bebte.

Sie hatte eigentlich das Zimmer verlassen und sich auf ihre Gemächer zurückziehen wollen, doch hielt sie der Wunsch mehr zu erfahren und die Angelegenheit zu eiliger Entscheidung zu bringen, zurück. „Vor Allem," rief sie sich zu „vergieb deiner Bildung, deiner Weiberehre, nichts, zeige diesen Römern, daß du keine Waare, kein Spielzeug bist, das man küssen oder zertrümmern darf.

„Also der Kaiser ist schwer erkrankt?" sagte sie mit der frostigen Würde einer Königin, die zum Blutgerüst geführt wird.

„So ist's," entgegnete Lygdus, dem ihre hoheitsvolle Ruhe Ehrfurcht einflößte.

„Und es ist Dein Amt — mich zu tödten, wenn er stirbt?" fragte sie weiter, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ich habe es geschworen —"

„Du vermagst also mich zu tödten?" fuhr sie fort, als handle es sich um eine Andre, nicht um sie.

„Ich habe dies Amt nur übernommen, um — Dich zu retten —“ sagte er, wie gebannt in ihr geisterhaft bleiches Antlitz schauend, dessen Auge und Mund ihn an das Bild einer sterbenden Antigone erinnerte, das er in Rom gesehen.

„Hast Du wirklich die Absicht — mich zu retten?“ gab sie zurück. Er führte eine erstaunt mißbilligende Handbewegung aus, während sein Ohr vor ihrer harten, befehlend und rauh klingenden Stimme erschrak.

„Würde ich mich sonst in die Gefahr gestürzt haben, Dir jenen Brief geöffnet zu zeigen?“ sagte er. Sie nickte; träumte vor sich hin und raffte sich wieder auf.

„Und Du dankst mir nicht einmal dafür?“ fragte er vorwurfsvoll.

Sie sah gleichgültig in's Leere. Dann erst schien sie sich zu erinnern, daß er geredet.

„Ich danke Dir,“ sagte sie ohne Wärme. Er schwieg, den Kopf zur Erde beugend, einen Augenblick in seine träge Art verfallend.

„O Du weißt nicht,“ begann er dann wieder lebhafter und wie durch ihren Anblick aus seinem eigentlichen Characterelement herausgerissen, „Du weißt nicht, welchen Kampf ich bestanden habe —

mache Dir's doch klar, was das heißen will, — ihm — ihm vor dem eine Welt bebt — zu trotzen — ihn, während Du unter seinen Klauen zuckst, zu betrügen — es ist, wie wenn die Maus dem Löwen den Krieg erklärt — ein Wort von Dir vernichtet mich —" setzte er leiser hinzu, um sein Verdienst in noch besseres Licht zu setzen.

Sie hatte aufgehorcht und verstanden.

„Fürchte nichts" unterbrach sie ihn „und glaube daß ich Dir dankbar bin —" Er trat bescheiden näher, die Hand nach ihr hingebogen.

„Nur dankbar?" flüsterte er bebend, in graziöser Stellung verharrend „ich erwartete mehr —"

Sie schwieg, während ein heißes, schmerzliches Lächeln seine fast weiblich weichen Lippen öffnete, als schlürfe er gierig den Duft ihres Seins.

„Wenn Du bedenkst, was ich für Dich that, wirst Du es mir nicht verargen, wenn ich mehr erwartete als ein freundliches: Hab' Dank!" wiederholte er dringender, alle seine griechische Grazie und Beredsamkeit zusammenraffend, „Du weißt, daß ich Dich liebe; Du bist so ganz anders wie die Mädchen des Südens — Du bist das einzige Weib, das ich achten gelernt habe — kurz — Du bist vielleicht jetzt zu bestürzt, um mir klar zu

antworten — — — aber deute mir an, ob Du meine Liebe einst erwidern könntest und ich bin bereit an Deiner Seite den Kampf aufzunehmen mit jenem Koloß, der uns Beide zu zermalmen droht — sprich nur ein Wort, Thusnelda — sage mir, daß ich wenigstens hoffen darf —" Er schaute sie erwartungsvoll an, während er mit sich zu Rath ging, ob hier ein Fußfall angebracht sei. Doch ahnte er, daß solche Schaustellerei dem einfachen Mädchen widerwärtig sein möchte und begnügte sich, in einer halb unterwürfigen, halb tyrannischen Stellung zu verharren.

Sie antwortete nicht; sie hatte kaum gehört, was er gesagt und wenn sie es auch gehört, sie wußte nicht, was sie erwidern sollte. Er war ihr gleichgültig und doch, seit sie wußte, neben welchem rauchenden Krater sie geschlummert, welcher Geier mit ausgebreiteten Schwingen über ihrem Scheitel lauerte, drängte sie ein Bedürfniß Schutz zu suchen, zu ihm hin, der ihr, auf die Gefahr hin das Leben zu verlieren, die Binde von den Augen gerissen. Sie gab sich Mühe, in Lygdus, dessen üppige Weichlichkeit sie im Grunde verachtete, einen Helden zu sehen, das rasch aufflackernde Strohfeuer seiner Liebe für die gediegene Glut einer ewigen Leiden-

schaft zu halten. Ja, sie wollte ihn ermuthigen, ihm Hoffnung machen, so schwer ihr dies auch wurde, nur um dem Andern, der wie ein Unterweltsdämon aus seiner Nacht mit der schwarzen Herrscherfaust nach ihrem Herzen gekrallt, zu zeigen, daß sie kein kostbares Spielzeug, kein zerbrechliches, willenloses Kunstwerk sei. Sie hob den Blick forschend zu Lygdus, der, die Lippen aufeinander gedrückt, sie aus seinen halbgeschlossenen Augenlidern ungeduldig anblitzte, während sein linker Fuß nervös auf dem Boden zitterte.

In der That übte das sklavisch-scheue und doch wieder brutal-üppige im Blick und in den Geberden des Genußsüchtigen momentan eine gewisse bestrickende Wirkung auf das sonst so gesund fühlende Mädchen aus. Das Weibisch-Fügsame seines Wesens, das sich sogar in der schön gerundeten Fülle seiner Körperbildung ausprägte, erweckte ihre Lust am Gebieten, während das Müde, ja Freche, Grausame seines Naturells, ihre nach Fremdartigem dürstende echt germanische Phantasie wie ein exotischer Gifthauch berauschte. Auch fühlte sie, daß Keiner ungestraft in der Nähe eines Herrschers weilt, dessen morsche Seele mit ihrem Ansteckungsstoff auch den Athem und das Blut der Gesunden zersetzt.

„Wenn Jemand ein Recht hätte, mich zu lieben und von mir geliebt zu werden, so wäre es mein Retter —“ sagte sie, über die Bedeutung ihrer Worte selbst erschrocken.

Durch Lygdus Züge zuckte ein freudiges Staunen. Anfangs erstaunte er, während seine Augen feucht aufglühten.

Dann wollte er antworten, aber ein vom Hausflur herüberhallendes Stimmengewirr schloß ihm in diesem Augenblick die Lippen. Erschrocken wandte er den Kopf nach der Thüre.

„Was ist das?“ murmelte er lauschend. Nun ertönte der Ruf: „wo ist Lygdus?“ deutlicher durch die Hallen. Lygdus eilte auf die Thüre zu, deren Vorhang er wegriß, während Thusnelda, die nach dem Durchlebten kein Ereigniß mehr in Erregung zu versetzen vermochte, ihm völlig apathisch nachblickte.

„Was ist los?“ rief er den Gang hinab, in dem dunkle Gestalten auftauchten. Einige Stimmen antworteten Unverständliches.

Gleich darauf hinkte ein mit Stab und Reisebündel versehener Aethiopier aus dem Dunkel in den Lichtkreis des Zimmers und fletschte mit seinen weißen Zähnen die Beiden grinsend, wie ein gehetztes Raubthier, an.

„Ein Bote?“ stieß der Grieche heraus und warf der regungslos lauschenden Thusnelda einen ahnungsvollen Blick zu. Der Schwarze wischte sich den Schweiß von der Stirn, rang nach Athem und deutete auf seinen verwundeten Knöchel, der die Sandale mit Blut gefärbt.

„Verzeih, ich bin gefallen“ — keuchte er, „erst das Rudern über's Meer — dann den Felsenpfad hier herauf — es galt zu eilen —“

„Was geht das mich an,“ herrschte ihm Lygdus zu, „kommst Du vom Kaiser —?“

„Ja,“ murmelte der erschöpfte Mann, „von Neapolis —“

„So war der Kaiser nicht in Rom?“ fragte Lygdus, seine Erregung beherrschend. Statt aller Antwort zog der Sklave einen Brief aus seiner Ledertasche, den er dem Griechen überreichte.

„Entferne Dich,“ murmelte der Letztere. Der Bote hinkte hinaus, während Lygdus das ihm überreichte Blatt beim Oeffnen halb zerriß. Mit angehaltenem Athem durchflog er, an die Lampe tretend, dessen Inhalt. Einige Minuten hindurch herrschte starres Schweigen, als befände sich kein lebendes Wesen im Zimmer.

„Er kommt,“ sagte dann der Lesende, zu dem Mädchen hinüber blickend.

„Wer?“ fragte Thusnelda, obwohl sie es so gut wußte, wie der Andere. Dies: „Wer?“ klang so sonderbar, daß Lygdus stutzte.

„In jedem Augenblick kann er hier sein —“ fuhr er dann fort, „er schickte Makro nach Rom, um die dortige Angelegenheit zu ordnen — lies selbst —“

Er warf dem Mädchen das Blatt über den Tisch hinüber zu. Diese ließ dasselbe, ohne sich zu regen, zum Boden wirbeln und blickte geistesabwesend hinaus auf das im Mondglanz flimmernde Meer, während Lygdus, mit sich selbst uneins, ein paar Mal im Gemach auf und ab schritt. Mehrmals fuhr er sich durchs Haar und stieß leise unartikulirte Töne aus, die wie ein kurzes Bellen klangen. Dann blieb er stehen.

„Sagtest Du etwas?“ fragte er. Sie sah ihn verwundert an.

„Was denkst Du?“ fragte er weiter. Wieder keine Antwort. „Was Du denkst?“ wiederholte er lauter.

„Ich? nichts!“ lispelte sie gleichgültig.

„Du mußt doch irgend einen Plan —“ stot-

terte der Unentschlossene, „ich meine — wie Du ihn empfängst —?“

Wieder eine Pause.

„Was?“ rief sie plötzlich so laut, daß die Stille des Gemachs vor sich selbst zu erschrecken schien und die Flamme des Candelabers zusammenzuckte, vom Echo der Marmorwände getroffen.

„Flucht wäre schließlich das Beste —“ murmelte er vor sich hin. Sie horchte auf.

„Ich bleibe,“ stieß sie höhnisch heraus.

„Du hast weniger zu fürchten, als ich —“ meinte er.

„Du zitterst vor ihm?“

„Du nicht?“

„Er soll vor mir zittern —“

„Wie?“ rief er, der seinen Ohren nicht traute.

„Hem?“ gab sie fragend zurück.

„Um Zeus, des Allmächtigen willen,“ flüsterte er, scheu um sich blickend, „Du wirst mich doch nicht verrathen?“

Sie sah ihn verständnißlos an.

„Du wirst mich doch nicht verrathen?“ wiederholte er fast schreiend.

Sie gab immer noch keine Antwort.

„Weib!“ schrie er verzweiflungsvoll, „hörst Du mich?“

„Ich weiß nicht,“ hauchte sie, ganz mit sich selbst beschäftigt, tonlos.

„Mädchen,“ schrie er auf, mit geballter Faust auf sie zutretend.

„Wie?“ schleuderte sie ihm entgegen und reckte sich empor.

„Ich — ich bringe Dich um,“ knirschte er zwischen den Zähnen heraus. Er sah sich mit rollenden Augen im Gemach um, als suche er eine Waffe.

Beider Blicke trafen sich, wie zwei zu gleicher Zeit abgeschossene Pfeile. In seinem Gesicht trat all das Gemeine, Kleinlich-bestialische hervor, das sonst sein träges Lächeln geschickt zu verschleiern wußte.

Plötzlich drang der dumpfe Erzschall einer Tuba in's Gemach und bebte als Echo noch in den fernsten Sälen der Villa nach.

„Das ist er —“ murmelte Lygdus, noch bleicher werdend, als er schon war.

Sie stützte sich mit der Hand auf die Tischplatte und sah, eine möglichst kalte, hoheitsvolle Miene erzwingend, auf den großen Mosaikstern

des Fußbodens. Doch fühlte sie, wie ihr Busen zu zucken begann und ein Weinkrampf sie zu beschleichen drohte.

Dann ward es draußen in der Nacht lebendig; Fußtritte, Waffengerassel, Kommandorufe erschollen, Fackelglanz huschte vor der Thüre der Veranda über den Weg und glitt in purpurner Blässe bis zu den Kapitälen der Säulen. Den Beiden war's, als gebäre die Nacht ein gräuliches Unheil, das näher und näher rückte. Lygdus fand zuerst seinen Gleichmuth wieder, da seine blasirte Sklavenseele einsah, wie thöricht es sei, das Unabänderliche ändern zu wollen.

„Thue was Du willst," sagte er, „mir ist's einerlei — ich verlache Dich und den Kaiser und den Tod —"

Dann spie er, das Gesicht zu einer hämisch-brutalen Grimmasse verzerrend, auf den Fußboden und schritt mit den trotzig-burlesken Geberden eines geprügelten Lustspielsklaven aus dem Zimmer. Er versuchte sogar zu pfeifen, was ihm jedoch nur halb gelang.

Thusnelda wollte sich in ein anderes Gemach zurückziehen, um einer ersten Begegnung mit Tiberius auszuweichen, doch hielt sie eine ihre Willenskraft

umflorende Lähmung fest. Ihr Körper wurde ihr so leicht, als könne sie fliegen, sie glaubte in der Luft zu schweben und doch konnte sie keinen Finger rühren, keinen Fuß heben, ihr Geist gebar unaufhörlich Empfindungen und Gedanken und doch kam es ihr vor, als stünde alles Denken in ihr still. Die Frage: wie trittst Du ihm entgegen? tauchte, mit anderen Fragen vermischt, fortwährend in ihr auf. Von diesen Fragen wühlte ihr die eine: ob sie den Kommenden liebe oder hasse — ob sie ihn lieben dürfe oder hassen müsse, besonders schmerzlich im Gehirn. Sie malte sich den Moment seines Eintretens aus, zermarterte ihr Denkvermögen mit der Frage: was sie thun wolle — reden wolle — ob sie stolz, ruhig bleiben oder barsch und heftig werden wolle — aber sie fühlte, daß sein wirkliches Erscheinen doch alle ihre jetzt gefaßten Entschlüsse über den Haufen stürzen würde.

Nun hörte sie bereits Stimmen hinter dem Thürvorhang. Sie biß die Zähne auf die Lippen, als habe sie einen körperlichen Schmerz zu überwinden und stützte sich mit dem Daumen und Zeigefinger auf die Marmortischplatte, die Augen mit ausdrucksloser, an Wildheit grenzender Scheu

auf den Thürvorhang geheftet, als wolle sie, von der Arena umschlossen, dem aus dem Käfig entlassenen Löwen Mitleid und Furcht abnöthigen. Jetzt hörte sie durch das Wogen und Rauschen, das ihre Sinne befallen, die Stimme des Kaisers, der nach irgend etwas fragte. Seine Stimme mit ihrem ruhigen, an Gehorsam gewohnten Kommando-Klang versetzte ihr innerlich einen Ruck, trieb ihr, wie sie mit Zorn und Selbstverachtung wahrnahm, die Thränen in die Augen.

Als nun wirklich der Vorhang von einem sich durch die Falten drängenden Speerschaft zurückgeschlagen ward, gelber Fackelglanz, in glatten Helmkuppeln spielend, durch die Thüre zitterte und sie zwischen feuchtglänzenden Panzern seinen weißen Mantel erblickte, war ihr's, als habe sie gesehen, wie die Welt von einem vernichtenden Blitzstrahl verschlungen aufflammte. Sie stand aufrecht, aber sie wußte nicht mehr, wo sie sich befand, ihr war's, als ginge es hinab, immer tiefer, tiefer in einen donnernden Schacht hinunter, in die Unterwelt. Der Kaiser, der ein wenig angegriffen aussah, drehte sich, in der Thüre stehend, zum Gefolge hin und entließ dasselbe mittelst eines Handwinks. Dann, als der Vorhang hinter ihm wieder ge-

fallen war, drehte er sich langsam, als zögere er, sein Antlitz und seine Gemüthsbewegung zu zeigen, dem Zimmer zu. Thusnelda hatte in ihrem Rausch eine entfernte Ahnung davon, daß er verlegen lächelte und sie fühlte, als sei er die Erscheinung eines Fiebertraums, daß seine scharf angestrafften Gesichtsmuskeln leicht errötheten, was seinem nicht mehr jugendlichen, sonst so unnahbaren Gesicht einen Zug liebenswürdiger Schwäche gab. Offenbar mußte er die größte Selbstbeherrschung anwenden, denn es überlief ihn zuweilen ein Frösteln. Er blickte nicht auf das Mädchen, sondern als er vor dem Tisch neben dem Candelaber stand, gab er sich den Anschein, als beobachte er draußen die zitternde Silberstraße, die der Mond mildlächelnd auf das Meer goß. Dabei führte er wieder die ihm eigenen, etwas gezierten Fingerbewegungen aus, die schon Augustus an ihm getadelt. Nun suchte er offenbar nach einem Anknüpfungspunkt, seine Lippen blieben einige Zeit geöffnet, ehe er das erste Wort heraus brachte.

„Du wirst glauben," begann er, „ich habe den Muth verloren und vermöchte nicht, dem Sejan ins Verrätherantlitz zu schauen, weil ich

so rasch wiederkehre? Doch würdest Du irren — ich habe einen feineren Vernichtungsplan ersonnen. Makro bläst an meiner Stelle mit dem Hauch seines Mundes diesen angemaßten Thron eines Uebermüthigen in die Luft — — Man soll, wo List angewendet werden kann, Gewalt vermeiden — und Makro ist ganz der Mann, mir diesen Riesenfisch ins Netz zu liefern. Ich erwarte täglich Nachricht und bin meines Sieges gewiß —"

Er hielt inne und fuhr dann leiser, unsicherer, beinahe verschämt fort:

„Ueberdies befiel mich, als ich kaum Neapolis verlassen, mein gewöhnliches Fieber — das Weiterreisen ward mir zur Unmöglichkeit und —" hier wagte er kaum die Lippen zu öffnen, „daß ich's gestehe — es zog mich unwiderstehlich hierher — auf dieser Insel blüht —" er wollte einen poetischen Vergleich einflechten, schämte sich jedoch dieser jugendlichen Liebesschwärmerei und fuhr fort: „kurz — Du weißt, wer mich hierher zieht." — Er war tief erröthet. Als er dann abbrach, suchte sein Auge mit scheuem Lachen das Thusnelda's. Sein vorher zwar verlegenes, aber doch treuherzig heiteres Gesicht umwölkte sich, als er ihren verstörten, zum Boden gewendeten Blick ge-

wahrte. Sein Lächeln erstarb ihm auf den Lippen, seine fleckig gerötheten Gesichtsmuskeln wurden grau, er stutzte und sah fragend zur Seite. Sie bemerkte, daß ihm ihr Aussehen verrathen, was in ihr vorgehe und konnte nicht mehr länger ihre Selbstbeherrschung bewahren. Sein ganzes Gehaben erschien ihr wie eine mühsam aufrecht erhaltene Heuchelei — oder besser: sie wollte annehmen, er heuchle, sie redete sich ein, er habe nur das Niedrige in ihr gesucht und übertünche seinen grausamen Egoismus mit wohlwollenden Phrasen. Ohne zu erwidern, raffte sie ihr Kleid zusammen und schritt gesenkten Hauptes, ihr Schweißtuch fest an die Lippen gedrückt, demüthig und stolz zugleich, durch die in die inneren Gemächer des Palastes führende Thüre.

Der Kaiser sah ihr nach, nicht eigentlich bestürzt, mehr als vermöge sein Blick ihr geheimstes Seelenleben aufzusaugen, das zitternde Kinn langsam hebend, bis allmählich in seinem nach der Thüre, durch die sie gegangen, hinüber schielenden Auge eine unheilverkündende Ahnung aufblitzte. Jetzt verstummte das leise Rauschen ihres Gewandes, der Vorhang hatte ihre Gestalt verschlungen und ihm war, als sei es düsterer ge-

worden um ihn her, als habe man ihm einen Theil seiner Seele entrissen. Wieder zitterte sein Nacken nebst dem Kopf, als umringle ihn ein kalter, ekelerregender Schlangenleib und einmal, während er nach Athem rang, nahm in seinem immer noch schielenden Auge, der Glanz seiner Pupille jene längliche blind-irre Gestalt an, wie sie sonst nur aus Raubthieraugen dräut.

Einige Zeit blieb er regungslos, in sich selbst verloren, stehen. Allmählich beschlich den in seinen süßesten Erwartungen Getäuschten ein pressendes Wehgefühl, ein Gefühl der Heimathlosigkeit, mit welchem er den ihn zur Wuth aufstachelnden Verdacht ängstlich abzuwehren suchte. Er gab sich Mühe, nur allein an ihren herzlosen Empfang zu denken, an ihr Verstummen, ihr schroffes sich Entfernen — an die Gründe, die sie zu solchem lieblosen Handeln veranlaßt, wollte er absichtlich nicht denken. Das durfte und sollte nicht sein, was ihm da ganz im Innersten sein Argwohn zuraunte! er durfte sich nicht in Lygdus getäuscht haben — sie sollte nichts von seinem krankhaften Liebes-Egoismus ahnen — und wenn es doch der Fall wäre —? er fühlte, daß dann eine Umwandlung in seinem Geiste vorgehen werde, vor

der ihm graute, mehr noch, als den betreffenden Personen vor derselben grauen würde.

Gerade jetzt hätte er ihres Trostes und Zuspruchs so dringend bedurft. Es waren ihm auf seiner kurzen Reise Gerüchte zu Ohren gekommen, betreffs der Todesart seines Sohnes, die, wenn sie sich bestätigten, fähig waren, seine Weltverachtung zum rücksichtslosesten Welthaß zu steigern. Auch diese noch unter dem Schleier des Geheimnisses schlummernde Angelegenheit sollte Makro in Rom untersuchen. Der Kaiser hoffte zur Ehre der Menschheit, daß jene Gerüchte logen, aber selbst der Gedanke an die Möglichkeit ihrer Wahrheit flößte ihm ein solches Grauen vor den Göttern, der Menschheit und vor sich selbst ein, daß er fühlte, wie sich sein Gerechtigkeitssinn in das Gegentheil, in höhnische Willkür verwandeln wollte. Und nun entzog sich ihm das einzige Wesen, das fähig gewesen wäre, in die ätzende Schärfe seiner eiternden Wunden kühlenden Honig zu gießen? Die Welt hatte ihm den Sohn geraubt, wenn auch sie ihm fehlen sollte, warum dann länger diese sich nur an Grauen und Elend weidende Sonne schauen, warum unter Satyrspiel-Masken weiter leben, die stets nur das gleiche bestialische

Grinsen allen höheren Empfindungen entgegenhalten? Noch mit sich selbst beschäftigt, störte ihn das Schlürfen einer Sandale, das Rücken eines Stuhlbeins auf dem Fußboden.

Rasch umfahrend bemerkte er Lygdus, der ihn schon einige Minuten hindurch beobachtet. Der Kaiser, mit aller Macht seinen Zorn bändigend, bohrte lauernd sein Auge in das kecke, nichtssagende Auge des Dieners, der sich über die Lehne eines Stuhls beugend, die Wangen aufblies, die frechste Gleichmüthigkeit zur Schau trug. Es schien fast, als fordere der abgestumpfte Lüstling den Grimm seines Herrn heraus und Tiberius, dem der Hohn in des Andern Auge nicht entging, ließ sich wirklich im ersten Augenblick durch diese cynische Todesverachtung imponiren.

„Was fiel vor, während meiner Abwesenheit?“ fragte Tiberius, nicht ohne durchblicken zu lassen, daß er Grund habe, Argwohn zu schöpfen.

„Nichts von Wichtigkeit Herr,“ sagte der Diener achselzuckend.

„Aber Thusnelda — sie — sie verließ mich,“ forschte der Kaiser, den andern streng fixirend, „was geschah mit ihr?“

„Sie verließ Dich! Herr?“ gab Lygdus die

Worte seines Herrn nachäffend zurück und suchte ein Schmunzeln zu erzwingen.

„Mit allen Anzeichen der Verstörtheit —“ er widerte ihm sein Herr.

„Hm!“ lächelte der Grieche „Scham — Liebe Sehnsucht — sie fragte oft nach Dir Herr — Diese Germaninnen haben absonderliche Träumereien und Launen —“

„Wo hast Du den Brief,“ unterbrach ihn der Herrscher barsch, doch von dem ironischen Ton des mit der Vernichtung Spielenden gefesselt.

Lygdus langte mit gleichmüthigem Gesichtsausdruck das Schreiben aus seiner Brusttasche. Der Kaiser entriß es fast seinen Händen, betrachtete es von allen Seiten, warf dazwischen einen Blick auf den Griechen und da er nichts Auffallendes am Siegel gewahrte, hielt er das Schreiben schließlich in die Flamme des Candelabers, die, sofort aufflackernd, es in Rauch und Asche verwandelte. Lygdus sah lächelnd dem Kaiser zu, wie er die schwarze Asche vom Teller des Candelabers herabstäubte.

„Höre Lygdus —“ stieß der Kaiser auf einmal hervor.

„Herr —“

„Gestehe es —“

„Was, Herr?“

„Du hast geplaudert —!“

Der Kaiser hatte diese Vermuthung ruhig, ohne Erregung ausgesprochen. Das herausfordernde Benehmen des Griechen flößte ihm immer noch eine gewisse Achtung ein, obgleich dies Benehmen, wie er ahnte, vielleicht mehr muthloser Verzweiflung, als der Tapferkeit entsprang. Lygdus, der wie er glaubte, nichts mehr zu verlieren hatte, wünschte weiter nichts, als wenn es nun zum Ende kommen sollte, zu zeigen, wie wenig er sich aus dem Leben machte und wenigstens noch mit einem effektvollen Gauklersprung das Dasein zu verlassen.

„Geplaudert?“ entgegnete er, „ich bitte Dich Herr — wende Dich mit Deiner Frage an Thusnelda —“

„Was? Du erfrechst Dich —?“ fuhr Tiberius auf, „in diesem Tone zu reden?“

„Aber ich flehe Dich an, Herr,“ sagte Lygdus, „ruhig zu erwägen, daß Dir über diese Sache Thusnelda besseren Aufschluß geben kann, als ich —“ Beide schwiegen.

„Mir scheint, Du willst mich erzürnen —“ erwiderte ihm der Kaiser nach einer Pause ernst.

„Erzürnen? wenn ich Dir einen guten Rath gebe?“

„Oder wünschst Du Dir etwa den Tod herbei?“

„Ich wünsche nichts, als zu Deinem Wohl beizutragen —“

„Und wenn mein Wohl im Augenblick dadurch befördert würde, daß ich Dich meiner Rache opfre?“

„Wenn mein Leben für Dich keinen Werth mehr hat, hat es für mich noch weniger einen solchen —“

„Gut, so werde ich Thusnelda befragen,“ erwiderte ihm der wieder ruhiger Gewordne, „aber wehe Dir, wenn sie bestätigt, was ich vermuthe — Du hast nicht umsonst mit der Klaue des Löwen gespielt —“

Lygdus war stolz auf seine Unerschütterlichkeit und gedachte, seine, den Tyrannen beschämende Rolle trotzig bis ans Ende durchzuführen, da ein solches Spiel die einzige Rache war, die er als Diener zu nehmen vermochte.

Er verbeugte sich lächelnd und ging. Tiberius fragte sich, warum er diesen Unverschämten nicht sofort festnehmen und von den Felsen hinabstürzen lasse. Er trat der Veranda näher und während

sein weit offener Blick, über die kühlen Silberschauer der leise athmenden Meeresfläche glitt, war's ihm' als sähe er tiefer in die Triebfedern der Ereignisse und in die Herzen der Menschen.

Gewiß, rief er sich zu, er hat ihr den Inhalt meines Briefes mitgetheilt. Was konnte ihn aber veranlassen, dies Unerhörte, Todeswürdige zu wagen? In solche Gefahr, überlegte er weiter, begiebt man sich nur, wenn man liebt! Dieser Grieche liebt also das Weib, das ich inniger für mich allein besitzen wollte, als ich mich selbst besitze!

Aber, frug er sich dann, darfst du einem Andern verübeln, wenn ihm das Kleinod, dessen Glanz dich bis zum Wahnsinn geblendet, ebenfalls die Sinne raubt?

Er beantwortete sich diese Frage nicht direkt: Thusneldas Art und Wesen trat mit besänftigendem Glanz zwischen seinen Zorn und den, welchen er vernichten wollte. Er dachte daran, um ihres Seelenadels willen dem Betrüger zu verzeihen, ja, da dieser vielleicht unter seiner Liebe litt, fühlte er, daß er ein gewisses entschuldigendes Mitleid mit dem Griechen empfand, und lächelte beinahe zu dem gutmüthigen Mondgesicht hinauf, das ihn

an das Antlitz eines jovialen Isispriesters gemahnte.

Doch plötzlich versetzte ihm der theilnahmlose kalt-ironische Blick, den der Mond ihm herunterwarf, einen Stich — fast war ihm, als wies ihm das gelbe Gesicht höhnisch die Zunge.

Du nimmst an, fragte er sich, in abgebrochenen Sätzen, — daß er ihr Liebe entgegen bringt und entschuldigst solches — aber du bist nicht mehr jung — wär's nicht möglich, daß sie ihren Irrthum bereute — daß deine Abwesenheit sie über Jugend und Leidenschaft belehrte? daß — ja! daß sie den Schöneren, Frischeren wieder liebte? Sofort verzerrte sich ihm die ganze Natur, die Nacht, das Meer, zur aufgedunsenen Fratze. Ein unnennbares Mitleid mit sich selbst schnürte ihm die Brust, und eine seltsame Angst vor den Dämonen seines Inneren überdrang ihn, als wolle man ihm gewaltsam einen zu engen Panzer aufzwingen. Warum läßt sich das Geschehene nicht rückgängig machen. Ihm war, als könne er jenen Brief aus ihrem Gedächtniß reißen, seine unbesonnenes Vertrauen in des Griechen Treue korrigiren. Nein! Es konnte nicht zu spät sein. Er besaß doch Gewalt über die Körper — sollten sich

die Seelen nicht zwingen lassen? Sollten sich Erinnerungen nicht tilgen lassen?“ War hier seine Macht zu Ende? Nun ward ihm auch klar, aus welcher Quelle der Grieche seinen tollen Muth schöpfte — der Gedanke an sie begeisterte ihn.

Er trat von der Veranda zurück, während seine Phantasie sofort bereit war, ihm Thusneldas Untreue während seiner Abwesenheit in den grellsten, Leib und Geist folternden Bildern vorzumalen. Ganz besonders empörte ihn seine eigene, kindische Unbedachtsamkeit. Er begriff nicht, was er gethan und blickte auf die Minuten, in welchen er jenen Brief schrieb, wie auf einen Zeitpunkt, da ihn eine greisenhafte Geistesschwäche umdunkelt. Er hätte sich selbst würgen mögen, richtete dann aber seinen Ingrimm auf die ihn umgebende Außenwelt. Diese plötzlich in ihm auflodernde Selbstverachtung, vermischt mit Eifersucht, drängte auch jene schamhafte Scheu zurück, die ihn davon abgehalten, dem Mädchen zu folgen. Starken Schritts verließ er das Gemach und erkundigte sich im nächstfolgenden bei einer Dienerin, ob sie wisse, wo sich die Germanin aufhielt. Die Dienerin theilte mit, was sie wußte und der Kaiser eilte ihre Angaben zu befolgen.

Als er, mit sich selbst unzufrieden, mehrere

Zimmer durchschritten, gelangte er an eine verschlossne Thüre. Es war ihm gewesen, als habe er eben erst den Riegel zufallen hören.

„Aufmachen," rief er barsch. Da keine Antwort erfolgte, rüttelte er am Schloß. Dann hörte er ein leises Rauschen, wie von Frauenkleidern hinter der Thüre, das seine Vermuthung bestärkte.

„Thusnelda," rief er „ich bin es — öffne —"

Keine Antwort. Dunkelheit und Stille rings. Der Widerstand, den er hier fand, versetzte den sonst so Gemessenen momentan in unsinnige Wuth.

Er rüttelte heftig am Schloß und trat mehrmals gegen die reichverzierte Holzthüre, wobei ihn im Geheimen der Wunsch beseelte, dem Mädchen zu zeigen, über welche Körperkraft er noch im Alter verfügte. Wirklich sank unter seinen Fußtritten ein Theil der Thüre krachend in Trümmer.

Das Gemach war leer, aber die gegenüberliegende Thüre, die nach dem kleinen Theateranbau führte, stand weit offen. Durch den Corridor eilend betrat er das kleine Theater, auf dessen Sitzreihen, statt der Zuschauer, das Mondlicht ruhte. Hier mußte er die Gesuchte finden, sie konnte nicht weiter fliehen.

Der hohe kesselförmige Zuschauerraum schien

wie vom einschläfernden Glanz des Mondlichts überschwemmt. Das leichenhaft fahle Silberlicht, verlieh Säulen und Stufen eine in sich versunkene Weihe, die wie von süßer Müdigkeit überschleiert schien. Das todte Licht floß von den Statuen, die auf der obersten Umfassungsmauer verschlafen trauerten, herab, auf die leeren Sessel und Marmorstühle, die wie hülfeflehend ihre Arme der Nacht entgegenbreiteten, und tropfte bis herab an den Altar, der sich gespenstisch aus dem Schatten hob. Dieser Anblick hatte etwas schwül Berauschendes und lenkte das aufgeregte Gemüth des Herrschers ein wenig von dem Gegenstand, der ihn beunruhigte, ab. Er kehrte sich dem Proscenium zu, vor dem der Vorhang einen Fuß hoch aus der Bodenspalte ragte. Die hinterste, einen Palast darstellende Wand des Theaters schimmerte, von schwarzen, schattenwerfenden Nischen und Statuen unterbrochen, wie die pompöse Silberstickerei eines assyrischen Teppichs. Schatten lugten brütend aus Thüren, Ecken und Winkeln, dazwischen blasse Lichtfunken, glanzberieselte Treppen.

Der Nachtwind klapperte leise in den Rollen des Vorhangs und schlüpfte, ein unsichtbarer Chor, über die bleichglänzende, wie in Milch gebadete

Bühne, der Kaiser begann ruhiger zu athmen und gedachte der Stunden, da er von diesem Raum aus den Weisheitssprüchen eines Sophokles gelauscht. Ihm war, als hätten sich die mächtigen zur Mäßigung mahnenden Verse der Tragiker hier um den blinkenden Altar gesammelt und wehten ihm im Nachthauch Besonnenheit in's gequälte Gemüth.

Nun erst fühlte der Kaiser, an dem Fuß, mit welchem er die Thüre eingetreten, einen stechenden Schmerz, den er indeß nicht weiter beachtete, ebensowenig, wie die Erschöpfung, die ihn nach der Anstrengung des Zertrümmerns überfiel. Dennoch ließ er sich auf dem zunächststehenden Sessel nieder, erhob sich aber sogleich, als er gewahrte, wie sich hinter einer rechts vor dem Sessel befindlichen Statue des Apollo, ein Schatten loslöste.

„Wer hier?“ fragte er die auftauchende Gestalt. Das Echo des marmornen Zuschauerraums schlug ihm geisterhaft zurück: „Wer hier?“ Er erkannte die nun in das volle Mondlicht tretende Thusnelda, die sich hier verborgen und die einsah, daß sie ihrer weiblichen Würde vergab, wenn sie dem sie Suchenden länger auswich. Sie blieb in der Nähe der Statue stehen und, sich bemühend

möglichst gefaßt und stolz zu erscheinen, fragte sie: „Suchst Du mich?“

Die Falten ihres weißen Gewandes hoben sich scharf glänzend, vom Mondlicht versilbert und gleichsam beschneit, so daß ihr eng vom Mantel umstraffter Leib von oben bis unten aus Lichtstreifen und schwarzen Schattenfurchen zu bestehen schien. Sobald sie der Kaiser erblickt, konnte er sich wieder einer gewissen ehrfürchtigen Scheu nicht erwehren.

„Warum versteckst Du Dich?“ fragte der Herrscher, neben dem Sessel stehen bleibend. Wiederum wiederholte das Echo die Frage, als parodire die brütende Mondnacht das Gespräch der Beiden.

„Nicht weil ich vor Dir zitterte —“ gab sie ruhig zur Antwort, ihr Gewand noch straffer um Schulter und Brust ziehend.

„Sondern —?“ forderte er sie auf, dem sie in die vielen Falten gehüllt, vorkam, wie eine das heilige Feuer bewachende Vestalin.

„Weil ich fürchtete, daß Du vor mir zittern könntest —?“ fuhr sie gelassen fort, obgleich ihr Herzklopfen sie kaum Athem holen ließ.

Der Kaiser zuckte zusammen und schwieg. Ein dumpfer Schmerz umhüllte sein Denkvermögen, er

ahnte, was sie andeuten wollte, gab sich aber Mühe gleichmüthig zu erscheinen, um der Lieblosen nicht sein heiligstes Empfinden zu verrathen, das sie, wie er meinte, doch nur mißverstehen, ja verspotten würde.

„Darf ich Dich um eine Erklärung Deiner Worte bitten?“ sagte er leise mit verhaltenem Schmerz, im Bewußtsein, daß man sein Inneres verkenne. Sie wollte absichtlich den gepreßten Ton in der Stimme des Kaisers überhören, sie wollte stark sein, ihm Trotz bieten, der sie, wie sie wähnte, gering achtete.

„Herrscher haben ein schlechtes Gedächtniß,“ erwiderte sie mit dem festen Vorsatz seine Herrscherlaune nun ihrerseits durch desto größeren Hochmuth zu übertrumpfen, „ich muß Dir also zu Hülfe kommen —? Du hast wohl bereits vergessen, was mit mir geschehen sollte, wenn Du nicht hierher zurückkehrtest?“

Also wußte sie von seinem Vorhaben. Er war zu sehr darauf vorbereitet, um darüber zu erschrecken; als es ihm zur Gewißheit geworden, überfiel ihn jener dumpfe, lähmende Trübsinn nur gewaltsamer, er versank in dieser Schwermuth,

wie ein Fechter im blutverklebten Sand der Arena, kraftlos zum Tod verwundet.

„Ich hab' es nicht vergessen," warf er hin, um den Ton eines Machthabers, der alle seine Entschlüsse rechtfertigen kann, zu bewahren, obgleich ihm die Stimme im Halse quoll und er fast nur unartikulirte Laute hervorbrachte.

„Und bereust es nicht einmal?" rief sie so laut, daß das nächtliche Echo deutlich ihre Worte zurückgab. Er senkte den Kopf, so daß sie seinen Scheitel glänzen sah.

„Bereuen?" fragte er, Erstaunen heuchelnd, „was ist hier zu bereuen?"

Sein Widerstand, dessen wahre Quelle sie doch halbwegs durchschaute, reizte sie.

„Du hältst also diese gemeine aus Mißtrauen, und niedrigster Selbstsucht zusammengesetzte Hinterlist für edel? fürstlich? menschlich?" rief sie, durch die Erinnerung an ihren durchlebten Schrecken und die Vorstellung ihres nahen Todes empört.

„Ich halte einen Entschluß, den die Liebe — hörst Du," wiederholte er: „die Liebe mir eingab, nicht für gemeine Hinterlist?"

Diese Worte brachen aus seiner verwundeten

Brust hervor, wie ein Blutstrom; er wußte kaum, was er sagte.

„Liebe?“ lachte sie mit leidenschaftlicher Entrüstung auf. „O — weißt Du, der die Welt wie sich selbst verachtet, was Liebe ist? Hyänen in den zertrümmerten Grabkammern ägyptischer Könige, Schakale mögen auf diese Deine Art lieben, Wahnsinnige mögen sich in dieser Art ihres Ideals versichern — Liebe? Das ist die Liebe eines Verbrechers — eine Liebe, die dicht neben der Grausamkeit und dem Blutdurst wohnt — Nein!“ setzte sie, nun in eine wahrhaft germanische Wuth verfallend, hinzu und in dem Genuß ihrer den Zaum der Kultur fast abstreifenden Leidenschaft schwelgend. „Nein — ich bitte Dich, entweihe dieses hohe Wort nicht, ich fürchte, eure Venus rächt sich sonst schwer an Dir. Und gut, wenn Du denn liebtest, so scheinst Du an meine Liebe hierbei am wenigsten gedacht zu haben, denn das hättest Du Dir doch sagen können, daß es mit einer Liebe zu Ende ist, die erfährt, sie sitze bereits unterm Blutgerüst, ihr kitzle bereits der Strick des Henkers um den Hals. Du wirst sagen: „daß Du meinen Plan erfuhrst — das wollte ich nicht.“ Ein wahrhaft Liebender schmiedet

aber keine Pläne, von welchen die Geliebte nichts wissen darf — ein wahrhaft Liebender mißtraut eher sich selbst, als dem Geliebten —"

Er mußte gewaltsam an sich halten, um nicht in unfürstlicher würdeloser Schwäche sie um Verzeihung zu bitten, ihr zu gestehen, daß er ihrer bedürfe, um leben zu können, daß sie noch sein einziger Besitz sei, an dem er seine kranke Seele erquicken könne. Wäre er ganz seiner wahren Empfindung gefolgt, hätte sein verbittertes Gemüth es noch über sich vermocht, sich einem anderen Gemüth offen und ehrlich auszusprechen, vielleicht hätten sich diese beiden starken, selbstbewußten Herzen von neuem verstanden, vielleicht würde das Mitleid, das für ihn unter dem künstlichen Panzer eines absichtlich aufgebauschten Stolzes schlummerte, in ihr hervorgebrochen sein, vielleicht wäre ihre gegenseitige Liebe in desto schönerer Glut aus diesem Kampf hervorgegangen. Denn auch Thusnelda liebte ihn, obgleich sie sich einbildete, sie haßte. Ihre Achtung vor seiner Seelengröße, vor der Tiefe seines Liebeswahnes wuchs, mit je schärferen Worten sie dem sich nicht Wehrenden in's Herz bohrte, der, ohne daß er ihr Gleiches mit Gleichem vergalt, sich seiner

Machtfülle zu begeben schien. Ihre Liebe nahm die Maske des Trotzes desto fester vor, je klarer ihr wurde, daß sein finsteres Vorhaben einer an Seelenstörung und Geistesumdunklung grenzenden Leidenschaft entsprang, sie glaubte ihm imponiren, ihn strafen zu müssen und ihre stolze Leidenschaftlichkeit riß sie derart hin, daß sie die Rolle einer hassenden, verurtheilenden Richterin besser spielte, als ihr selbst lieb war. Tiberius fühlte sich von ihren Worten, wie von den kalten Wassermassen des Frigidariums überstürzt, die, auf die Rückenmarksnerven wirkend, das Athmen hemmen.

„Ich erstaune über mich selbst," begann er endlich, mühsam nach Worte suchend und von einem Schuldgefühl betäubt, das es ihm unmöglich machte, seiner Gegnerin wahre Gemüthsstimmung zu durchschauen, „ich staune, daß ich Deine Worte so ohne Groll mit anhöre — ich rathe Dir, mäßige Dich — Du irrst Dich in mir — in meinen schlechten wie guten Eigenschaften — ich bin mir selbst ein Räthsel — Ich weiß wahrlich nicht, was ich Dir erwidern soll —" schloß er verwirrt, unfähig, seine Gedanken zu ordnen. Ihr Zorn stockte plötzlich, es bemächtigte sich ihrer

eine Gelassenheit, die der Deckmantel der höchsten innerlichen Erregung war.

„Du deutest das Richtige an,“ sagte sie ganz ruhig, „wir verstehen uns nicht. Deine Art zu denken ist zu verschieden von der meinigen. Was Du unter Liebe, Tod, Treue verstehst, begreife ich nicht — Du auf Deinem Thron dachtest vielleicht: was ist denn solch ein Menschenleben? Welchen Werth hat es für die Welt? Ob sie nach meinem Tod lebt oder nicht — wer kümmert sich darum? Aber wisse: mein Leben hat Werth für mich. Wer mir dies Leben, einerlei aus welchen Gründen, rauben will, der ist — sei er, wer er sei — liebe er mich oder hasse mich — der ist mein Feind. Woher wußtest Du, daß ich gern aus dem Leben scheide, als Du über dasselbe mit einem Strich Deines Griffels verfügtest?“

Er antwortete nicht. Er hatte sich diese Frage selbst vorgelegt und sich damals darauf geantwortet, wenn sie ihn liebe, werde sie gern aus dem Leben scheiden. Daß sie jetzt es aussprach, wie theuer ihr das Leben war, deutete ihm an, daß sie ihn nicht liebte und die Erkenntniß, sich völlig in ihr getäuscht zu haben, band ihm die

Zunge. Das ganze vom Mondschein überrieselte Theater drehte sich vor seinen Augen. Während er vorher dem Dämon geflucht, der ihm jenes finstere Vorhaben eingeflüstert, mußte er ihn jetzt loben, denn er hatte ihm nun eben durch jenes Finstere Gelegenheit gegeben, das Innere des Mädchens zu prüfen.

„Laß uns zu Ende kommen“ — fuhr sie nach einiger Zeit fort: „Du siehst ein, daß ich nicht länger an Deiner Seite, unter einem Dache mit Dir leben kann — ich will Kapreä verlassen — Du wirst mir ein Fahrzeug zur Verfügung stellen —“

Als sie geendet, suchte ihr Auge das vom Schatten verhüllte, zu Boden gekehrte Gesicht des Kaisers. Diesem war es bei ihren letzten Worten zu Muth, wie einem Wettfahrer, dessen Wagen zerschellt und über welchen die Rosse schonungslos hinwegsetzen mit den Trümmern der Räder, in die er seine Glieder verwickelt. Also verlassen will sie mich? klang es hohl in ihm, während die Nacht vor seinen Augen noch nächtlicher ward und die Gegenstände um ihn her ihn mit entsetzensstarren Mienen anstierten. Doch, wenn sie mich nicht liebt, warum will ich sie hier halten?

„Besser, sie geht alsdann — ja! setzte eine verborgene, aus ihm selbst unverständlichen Tiefen seines Ichs heraufflüsternde Stimme hinzu: „sie soll dahin, wo keine Rückkehr —“ Und dann wurde ihm, als fühle er wie seine Seele von der Wurzel an langsam abstarb und ein Sinn ihm nach dem andern welkte und faulte. Thusnelda's Worte waren ihre aufrichtige Meinung. Denn wenn sie ihn auch noch hochschätzte, in mancher Beziehung sogar liebte, das war ihr längst klar geworden, daß nach dem Vorgefallenen ein Zusammenleben mit dem Unberechenbaren fürder unmöglich geworden. Sie wollte nicht fortwährend überm Abgrund schweben, nicht stets unterm Fittig des Todes athmen. Sein ewiges Mißtrauen, wenn es auch der innigsten Leidenschaft entsprang, empfand sie, als knüpfe sich ihr der schlüpfrige Leib einer Schlange um Brust und Hüften und sie athme nur unter dem abwechselnd lockerer und fester werdenden Druck dieses Scheusals, das, wenn es ihm einfiel, eines Tags seine schuppigen Knoten völlig zusammenzöge. Den plötzlichen Tod würde sie ohne Murren ertragen haben, aber dies von der Willkür eines immer finsterer, grämlicher und argwöhnischer werdenden Despoten abhängende Leben,

glich einem langsamen Hinsiechen, das auch die Seele vergiftete. Auch fühlte sie ihre Nervenkraft dadurch gänzlich erschöpft, daß sie sozusagen immer mit der Waffe in der Hand schlafen und wachen mußte, daß sie immer kampf- und sprungbereit stehen mußte, immer bereit sein mußte, dem ihr Imponirenden, um seine finsteren Launen zu besiegen, seine Heftigkeit mit doppelter Heftigkeit zurückzugeben. Sie fühlte, daß sie ihm durch ihr Weggehen eine unheilbare Wunde schlug, sie merkte es an seiner Betäubung, an seinen gequälten Athemzügen und sie empfand Mitleid mit dem alten einsamen Mann, obgleich sie dies Mitleid, als ihre Seelenruhe störend, zu verbannen suchte. Beide schwiegen immer noch. Sie erwartete, er werde sie um Verzeihung bitten, ihr Versprechungen machen, eingestehen, daß er jenes Finstere unter der Einflüsterung eines Dämons beschlossen und sie prüfte sich, ob sie dem ewigen Andringen einer solch großangelegten Natur werde widerstehen können, ob ihre Liebe zu ihm stark genug sei, daß sie allen Gefahren, die aus dem Zusammenleben mit ihm hervorgehen würden, gern in's Auge sehen werde. Vielleicht, daß er sich ändern würde, daß er gesunden würde, daß wieder Heiterkeit in

sein Inneres zöge. Ihr Mitleid ward dringender, sie schämte sich fast, diesen Mächtigen gedemüthigt, diesen Seelenkranken gefoltert zu haben, der statt der Strafe Pflege bedurfte und sie hatte schon ein paar vermittelnde Worte auf den Lippen, die es dem verschlossenen Manne gestatten sollten, leichter ein um ihr Hierbleiben bittendes Wort daranknüpfen zu können, ohne daß er sich heruntersetzte. Sie lauschte und glaubte in jedem Augenblick sein Flehen zu hören — doch immer noch brütete über den Statuen und leeren Stühlen des Theaters die lautlose Nacht, noch stand er vor ihr, in sich versunken, wie das Symbol und Urbild dieser Nacht, ebenso voll Geheimnisse wie sie, voll Räthsel und Widersprüche. Endlich hob er langsam den Kopf. Der Mond, der über der feststehenden Scene des Hintergrundes einsam im blauen Duft schwebte, als Selbstherrscher der Nacht, streute sein entliehenes Silberlicht von Sitzreihe zu Sitzreihe, von Sessel zu Sessel und beleuchtete jetzt das Gesicht des Herrschers. Sie sah seine Züge deutlich im Mondschimmer geisterbleich hervortreten, von tiefen Schattenfurchen durchzogen und bemerkte, wie seine weiten Augen rechts an ihr vorbeistarrten, wie sich in denselben ein an

Entsetzen streifender Unwille malte. Anfangs dachte sie, er sähe eine Wahngestalt seines kranken Gehirns. Als sie sich dann, seinem Blick unwillkürlich folgend, dem Hintergrund zukehrte, gewahrte sie zu ihrer nicht geringen Bestürzung Lygdus, der mit dem Rücken träg an einen Sessel gelehnt, die Beine vorgestemmt, schon seit einigen Minuten dem Gespräch mit der Miene eines Gelangweilten zugehört.

Der Anblick dieses seines Nebenbuhlers verscheuchte augenblicklich jede sanftere, bereuende Stimmung aus dem Busen des Herrschers. War doch dieser Treulose der Urheber dieses ganzen Unheils und noch athmete er, der ihm durch seinen Verrath mehr wie das Leben geraubt. Des Kaisers Schultern zuckten, seine Brust arbeitete mächtig, er drückte wie im Krampf den zitternden Kopf auf die Brust. Doch noch bändigte ihn die Nähe derjenigen, deren Charakterfestigkeit er bewunderte.

„Was ich that," stieß er tonlos, in kurzen Absätzen hervor, „war recht gethan . . . Glaubst Du, ich ließe . . . mir Vorschriften machen? . . . Baust Du so sehr auf meine Neigung zu Dir . . .

Du irrst — — Du bist mir nicht mehr wie jede Andere — — und — ich werde —“

Die Stimme quoll ihm im Halse, er öffnete den schmerzverzogenen Mund, wie ein Erstickender und endigte in einem Schluchzlaut. Er wollte sich dem Eingang zuwenden, der nach dem Innern der Villa führte, als ihm von dort her Fackellicht entgegenglänzte. Gleich darauf blinkten Brustharnische und Helme vor ihm auf, wie sich drehende Spiegel.

„Herr — verzeih — wir suchten Dich,“ schlug eine Stimme an sein Ohr, „Briefe aus Rom —“

Der Kaiser sah fragend auf die Soldaten, die sich zwischen den Marmorpfosten der Thüre drängten, überragt von ihren wie Sterne blinkenden Speerspitzen. Der Anblick dieser seiner Krieger gab ihm das Bewußtsein seiner Machtfülle zurück. Noch war er Herrscher.

„Nehmt Lygdus in eure Mitte,“ befahl er dann mit athem- und klangloser Stimme. Niemand regte sich, die von der gelben Purpurglut der Fackeln überzitterte Gruppe stand wie aus Stein gemeißelt. Da ihn Keiner verstanden, mußte er den Befehl deutlicher wiederholen. Dann verließen zwei Krieger zögernd, als könnten sie

sich irren, den Eingang und schritten auf den immer noch theilnahmlos um sich blickenden Lygdus, den das Fackellicht blendete. Der Kaiser hatte den Eingang erreicht, und kehrte sich noch einmal im Weggehen um, zu sehen, ob man ihm gehorche, denn seit Sejans Abfall zweifelte er zuweilen an seiner Sicherheit.

„Was soll das!“ rief er nun mit metallscharfer Stimme, die Augenbrauen zusammenziehend, als er bemerkte, wie die Krieger, die Speere am Boden, unschlüssig vor dem sie frech anlachenden Lygdus standen.

Die Soldaten ermannten sich.

„Komm mit uns,“ stüsterte Einer derselben, nach dem Griechen greifend. In diesem Augenblick, trat Thusnelda, deren Mitleid, als sie den Kaiser im Zorn sah, wieder der Entrüstung Platz gemacht, einen Schritt dem Portal zu, sodaß die Fackelglut sie heller überfloß.

„Ich bitte für Lygdus,“ rief sie laut. Der Kaiser stutzte, als höre er ein aus der Nacht hervorgetauchtes Gespenst.

„Was?“ röchelte es heiser aus seiner Kehle. In seinen Zügen arbeitete dann, als er die Germanin erkannte, ein wildes Lächeln, das gleichsam

zu sagen schien: Ach! stehen wir so! Schützt sie ihren Liebhaber?

„Ich bitte für ihn," wiederholte Thusnelda trotzig, da sie die Festnahme des Griechen beleidigte und das Lächeln des Kaisers erst recht ihre Widersetzlichkeit herausforderte. Wenn er denn Verdacht hegte, so wollte sie ihm auch Grund geben solchen zu hegen.

„Du —" keuchte der Kaiser und murmelte dann, da er das häßliche Wort, mit dem er sie treffen wollte, nicht über die Lippen brachte, den Soldaten zu: „beeilt Euch —"

Als die Soldaten zugreifen wollten, trat zu Aller Bestürzung Thusnelda mit ausgebreiteten Armen stürmisch, mit funkelnden Augen, vor den sich nicht rührenden Lygdus, so daß die Speere fast ihre Brust berührten.

„Sollte ich den Mann," rief sie leidenschaftlich, „der mir die Wohlthat erwiesen, mir über Dich und Dein heimtückisches Treiben, die Augen zu öffnen, Deiner Rache überantworten? Ich bin nicht so undankbar, wie Du — nochmals: ich fordre seine Freilassung —"

Alle glaubten, es würde sofort der Befehl er-

theilt werden, die Beiden von den Felsen in's Meer zu stürzen.

Solche Kühnheit schien unerhört diesen vor dem Hauch des kaiserlichen Munds wie Flaum Zitternden.

Der Kaiser stand einige Zeit sprachlos. Alle beobachteten, wie das verzweiflungsvolle wilde Lächeln, das seine Züge eben so unheimlich entstellt, zu einem öden, stieren Schmerzausdruck erstarrte. Dann fuhr er auf. Sein Gesicht nahm plötzlich einen völlig greisenhaften Ausdruck an; sein ganzer Körper schien erschlafft, seine Arme hingen kraftlos.

„Laßt ihn," stöhnte er gebrochen, und bewegte sich langsam, schwerfällig, wie in den Knieen gelähmt, seinen Gemächern zu. Auch die Soldaten entfernten sich sogleich.

Lygdus und Thusnelda standen sich einige Zeit schweigend gegenüber. Lygdus suchte das Gesicht der hastig Athmenden, das sie zu Boden kehrte. Er fühlte sich in seiner Art weich, ja hingebend und dankbar gestimmt, wenn er sich auch sagte, daß das Schwert, daß ihn treffen werde, nur einstweilen bei Seite gelegt worden war.

„Ich muß Dir dankbar sein," begann er, „ob-

gleich mir nichts daran gelegen, wenn sie mich die Felsen hinabgestoßen. Aber ich bewundre Dich immer mehr, wahrlich, Deinetwegen liebe ich das Leben von neuem, das ich bereits von mir geworfen —"

Er trat von dem Sessel, an dem er gelehnt. hinweg an sie heran. Noch lag über dem Theater der schwere Fackeldunst, den die wegziehenden Soldaten zurückgelassen, noch war es, als lausche der marmorne, der Kunst geweihte Raum, dem Echo, das die Stimmen der sich eben so leidenschaftlich Gegenüberstehenden wach gerufen.

„Mädchen und so liebst Du mich wirklich —" flüsterte er „und trotzest ihm, um mich zu retten —?"

Sie hatte vergessen, daß sie nicht allein war.

„Was?" murmelte sie in Gedanken verloren.

„Ob Du mich wirklich liebst —?" wiederholte er mit unschöner Zärtlichkeit.

„Dich?" lachte sie höhnisch und setzte leise hinzu: „ich möchte lieber eine Hyäne Aegyptens lieben —"

Er trat ein wenig zurück.

„Und weshalb rettest Du mich —?" fragte er, ihr einen bösen Blick zuwerfend.

Sie sah ihn mit einem Blick innigster Verachtung an, mit dem sie ihm höhnisch seine Verständnißlosigkeit, Genußsucht und kleinliche Kurzsichtigkeit vorwarf.

Dann ging sie, aus kaum weniger tiefen Wunden blutend als der Mächtige, dem sie Wunden geschlagen, aber freilich das Bewußtsein in sich bergend, einen Sieg davon getragen zu haben.

III.

Einige Zeit später, an einem stürmischen Abend, saß Tiberius auf dem abgeplatteten Dach der Jupitervilla, von welchem aus der Astrologe Thrasyllus des Nachts die Sterne zu beobachten pflegte. Der Astrologe beschäftigte sich gerade mit dem Astrolabium, einem Metallring, um dessen Mittelpunkt sich ein Lineal bewegte. Er hatte das Schicksal des Sejan vorherzusagen versucht und rechnete eben auf einer Tafel. Zuweilen rückte er an dem Armillor, dann sah er nach den oft von schweren Wolken verhüllten Sternen oder rückte vor die aufgestellten Candelaber die breiten Windschirme. Diese Leuchter warfen ein unsicheres, bewegliches Roth über das ganze Dach.

Das Gesicht des Sterndeuters zeigte eine unruhige Gespanntheit. Er wußte sich nicht recht

zu helfen, denn seine Rechnungen zeigten ihm ein ungünstiges Resultat, doch wagte er dasselbe dem Kaiser nicht mitzutheilen und fürchtete auch wieder, auf einer Lüge ertappt zu werden. Endlich raffte er sich mit dem Muth der Verzweiflung auf, warf, als frohlocke er über das Endergebniß, die Tafel zu Boden, strich sich durch den mantelartigen Bart und schritt bedachtsam auf den Sessel des Kaisers zu. Doch führte Charikles, der mit mehreren Höflingen hinter dem Sessel des Kaisers stand, eine abwehrende Handbewegung gegen den sich Verbeugenden aus.

„Siehst Du nicht, er schläft," flüsterte der Arzt, indem er den im Wind flatternden Mantel fester um die Kniee des Monarchen zog.

„Ist er schwer krank?" fragte der Mathematiker leise.

„Er hat sein gewöhnliches Erschlaffungsfieber," erwiderte achselzuckend der Arzt. Die Höflinge standen leise flüsternd um den kranken Monarchen. Ihre weißen Togen glänzten im Schimmer der vier Erzleuchter roth wie Purpurmäntel. Der heftige Wind strich seufzend über das Dach, riß an den Flammen und bauschte die Togen der Anwesenden rauschend auf. Der Kaiser hing in sich

zusammengesunken auf seinem Elfenbeinsessel, den Kopf auf die Brust herabgebeugt. Er lag im Halbschlaf, aus dem er manchmal empor fuhr, sich hastig verwundert ringsum sah, um dann wieder einzunicken. Dabei klangen seine unregelmäßigen jagenden Athemzüge rasselnd und erschütterten seinen ganzen Körper. Sein Antlitz, das einen entstellten, weltentrückten Ausdruck zeigte, war in den letzten Tagen um 10 Jahre gealtert. Besonders sein Mund zeigte schon jenen bedenklichen, die nahe Auflösung ankündigenden Zug. Dennoch sucht der Kaiser dies Fieber — die Folge der durchlebten Gemüthsaufregungen — sorgfältig vor seiner Umgebung zu verheimlichen. Auch gestand er sich selbst nicht ein, daß weniger Sejans als der Germanin Untreue ihn so völlig des letzten Haltes beraubt. Sobald er aus dem Schlaf erwachte, that er, als habe er gar nicht geschlafen, unterhielt sich, suchte zu scherzen, ja pflegte sogar im Essen, Trinken und Baden nichts in seinen Gewohnheiten zu ändern. Als ihm Charikles gestern Abend den Puls gefühlt, verlängerte der mißtrauische Kaiser absichtlich die Tafel bis in die Nacht hinein, um seiner Umgebung den Beweis zu liefern, er fühle sich völlig

frisch. Sein Schlaf war ein fortwährendes Träumen.

Diese Träume standen mit seinem Gemüthszustand nicht im Geringsten im Zusammenhang. Obwohl er doch vom Sejan bedroht ward, obwohl er seine Umgebung fürchtete, der es ein Leichtes gewesen wäre, den Fiebermatten aus der Welt zu schaffen, und obwohl ihm der Gedanke an Thusneldas Untreue fortwährend wie ein giftiger Skorpionstachel im Busen saß, beschäftigten sich seine Träume stets mit angenehmen Gegenständen. So sah er jetzt, während ihn die flüsternden Höflinge, in ihre Togen gehüllt, düster beobachteten und Einige auf seinen Untergang sannen, so sah der Fiebernde jetzt die Götterversammlung im Olymp vor sich. Die Wolken funkelten wie weiche, violette Edelsteine, die Bläue des Himmels duftete nach Veilchen, man konnte sie trinken und wenn man diese Bläue mit den Fingern berührte klang sie wunderbar, wie eine sehnsüchtige Lyra im verliebten Frühlingswind. Die Götter waren wie Glas, durchsichtig, ätherisch. Wenn sie redeten ging ihnen ein Goldstrahl vom Munde aus, wenn sie sich bewegten, umfloß ihre Muskeln ein zarter Silberstrom.

Jupiter redete ihn freundlich an und der Kaiser bat ihn, er möge ihm doch seinen Blitz zeigen. Der Gott lächelte verlegen.

Endlich gestand er, Juno habe ihm die Blitze entwandt. Alle Götter lachten und einige meinten, Jupiter habe das Amt des Donnerers an seine Frau abgetreten — Der Kaiser lachte und fuhr aus dem Schlaf empor.

Ein Flüstern hatte ihn geweckt. Ihm war, als habe er deutlich im Schlaf die Worte: „nicht mehr lange" vernommen und er fixirte jetzt seinen Arzt, welcher erröthete. Ach! dachte der Kranke, der Arzt sagte gewiß: er treibt's nicht mehr lange. Das Auge des Herrschers funkelte noch stärker als dies sonsthin der Fall war.

„Wischt mir die Stirn," lispelte er. Während man ihm die von kalten Schweißtropfen benetzte Stirn trocknete, schielte er verstohlen auf die Höflinge. Er begegnete stets nur lauernden, ängstlichen Gesichtern, Augen, die im düsterrothen Flackerlicht der Candelaber zu prüfen schienen, wann der alte Löwe den letzten Tatzenschlag thue.

Sie standen wie eine blutgetränkte Wand von Leichen im irren phantastisch-wilden Fackelschimmer um ihn und er fühlte, wie ihm das Stöhnen des

Winds, das Rauschen der Gewänder die Sinne verwirrte, ihm mit nie empfundenen Angstschauern den Busen füllte.

Dem Kaiser fing es an unheimlicher zu werden, als er diese schweigende Versammlung auf seinen Tod warten sah. Da ist keiner drunter, der's ehrlich meint, dachte er, ich bemerke sogar, daß sie bereits mit dem neu aufgehenden Gestirn, dem Kajus, meinem Thronfolger, liebäugeln. Wenn sie nun Alle einig werden — ich bin so kraftlos, daß ich nicht einmal um Hülfe rufen könnte, mich schützt höchstens der Nimbus der kaiserlichen Würde und doch that ich keinem von ihnen Uebles, Manche beschenkte ich reich — Wenn sie mir nur kein Kissen auf den Mund drücken. — Dann wollte er die Schaar der Harrenden prüfen und bat um Wein, der ihm auch gereicht wurde.

Nun! dachte er, sie gehorchen mir noch. Dann kam es ihm zu Sinn, Thusnelda rufen zu lassen. Er meinte, dieser könne er sich doch vielleicht noch am sichersten anvertrauen, wobei er sich erstaunt fragte: Ja, warum thust du das nicht? Er hatte in der durch das Ermattungsfieber herbeigeführten Geistesschwäche das Vorgefallene momentan völlig vergessen.

Dann fiel es ihm plötzlich ein und überdrang ihn so heftig, daß er leise vor sich hinstöhnte. Nein, sagte er sich, sie am wenigsten. Eher soll mich Einer dieser Henker würgen, als daß ich um ihre Huld betteln mag.

Es befiel ihn ein eigenthümlicher Widerwillen gegen das Weib. Sie kam ihm wie eine zerbrochne Vase vor, deren Inneres Blut besudelt, die aber noch Spuren früherer Schönheit aufweist; er fühlte, wie ihre Nähe ihm die Nerven schmerzlich zusammengezogen haben würde und doch lag in diesem Widerwillen, in dieser Qual des Hasses ein geheimer Reiz, ein letzter Rest der nicht unterdrückbaren Liebe. Doch beschloß er, sie, sobald es mit ihm entschieden zu Ende gehen sollte, tödten zu lassen. Bald darauf starrte er mit offenen Augen in's Leere, während er von sich selbst nichts wußte. Dann von plötzlicher Angst befallen, gab sich der Erschöpfte Mühe, so heiter und frisch wie möglich zu erscheinen. Er lächelte und zwang seinen ihm zuweilen den Dienst versagenden Geist zu geordnetem Nachdenken. Dabei lag jedoch der Gedanke an Thusnelda ihm wie ein drückender, mit scharfen Kanten versehener Eisklumpen in der Brust. Er durchkältete ihn, schnitt ihn wund und

wollte nicht schmelzen. Manchmal glaubte er im Rausch des Fiebers, er selbst sei Thusnelda, dann wieder, sie sei Tiberius.

„Nun, lieber Thrasyllus," redete er heiter den Astrologen an „was verkünden uns die Sterne —?" Der Astrologe trat an den Sessel und nahm eine ergebne Miene an.

„O, Herr!" sagte er, „wir zwingen sie zum Reden —"

„Aber sie werden's machen," lächelte der Kranke „wie — wie —" er fand das rechte Wort nicht — endlich sagte er: „wie die schlechten Poeten. Sie werden sich in zweideutigen Redensarten ergehen — auch der Himmel beschwindelt uns — wie?"

„Ich hoffe nicht, Herr —"

Sämmtliche Anwesenden thaten, als seien sie von der Heiterkeit ihres Gebieters entzückt, lächelten und nickten sich zu. Der Kaiser hörte flüstern:

„Sieh nur wie wohl dem hohen Herrn ist —"

„Ach," fuhr der Kaiser fort, „was wäre das Menschenleben, wenn es nicht vom Betrug gehalten würde! Ich sage Dir, wer sich nicht täglich selbst betrügt, hängt sich auf — starb doch selbst der göttliche August mit den Worten: er

habe doch den Mimus des Lebens gut gespielt —"

Dann befahl er, man solle ihm einen Spiegel bringen. Ehe aber derselbe gebracht wurde, verfiel er wieder in seinen Halbschlaf, sodaß der Diener, der mit dem Spiegel ankam, warten mußte. Dann fuhr der Kaiser wieder empor. Der Wind, der das Dach umsauste, hatte ihn geweckt.

„Was?" rief er ganz laut, als habe er sehr wohl auf Alles geachtet, was um ihn hervorgehe.

„Der Spiegel, hoher Herr —" hieß es.

Er ließ sich den Spiegel vor's Gesicht halten, um zu sehen, ob er bereits den Tod aus seinem Auge lesen könne. Er bemerkte, daß allerdings seine Augen von einem seltsamen Feuer beseelt waren und daß seine Mundwinkel ein wenig zu beiden Seiten herabgeneigt schienen. Auch wollte der Unterkiefer nicht recht schließen.

„Ich sehe ganz gut aus," sagte er zu seiner Umgebung, „ich fühle mich auch wohl, bin nur ein wenig schlaftrunken —" Während der scharfe Wind die Worte von den Lippen der Sprechenden riß und die Flammen der Erzleuchter, wie innerlich gequält sich hin und wieder wandten, betheuerten alle, der Kaiser sähe so frisch wie nie-

mals zuvor aus. Als man ihm von neuem Wein bot, ergriff er den dünnen Silberbecher und drückte mit Aufbietung seiner ganzen Kraft denselben zwischen Daumen und Zeigefinger.

Als sich der Becher ein wenig verbog, lächelte der Kaiser befriedigt und stellte ihn auf die Platte. Seine Umgebung gab ihrer Verwunderung beifälligen Ausdruck, Einige riefen Bravo, Andre klatschen in die Hände.

„Wer das kann," sagte der Kaiser, „ist nicht krank —" Aber die Anstrengung dieses Zerdrückens hatte ihm allen Athem geraubt, ließ seine Hände erbeben und warf ihn sogleich wieder in einen Halbschlaf. In diesem glaubte er sich bald in seine Germanischen Schlachten, bald nach Rhodus, bald an den Hof des Augustus versetzt. Besonders trat ihm wieder jenes Bild in's Gedächtniß, da man ihm einst, einen seiner Befehle mißverstehend, sämmtliche Kranke der Stadt unter einen Portikus gesetzt und sie nach ihren verschiednen Krankheiten geordnet hatte. Dies Bild der vor ihm liegenden Kranken quälte ihn wieder, er glaubte, er müsse sich jetzt von neuem bei jedem Einzelnen entschuldigen. Dann glaubte er, Thusnelda habe sich über ihn gebeugt und ihn geküßt, wobei ihm

die Thränen in die Augen traten und sein Herz zum Zerspringen schlug. Plötzlich fuhr er wieder auf und war erstaunt, statt Thusnelda seine Höflinge zu sehen, die wie von einem Sturm ergriffen alle dem aus dem Dach hervorragenden thurmartigen Anbau zueilten, woselbst sich die Thüre befand, die in die untern Stockwerke führte.

„Was ist vorgefallen?“ fragte er verwundert, noch schlaftrunken. Charikles, der zurückgeblieben noch neben seinem Sessel stand, sagte ihm:

„Herr, Du wirst nun gleich Nachricht haben über das Wichtigste —“

„Wie — so ist —?“ fiel der Kaiser ihm in's Wort und stockte vor Erregung.

„Makro ist soeben von Rom zurückgekehrt,“ antwortete der Arzt, „soeben verkündete die Tuba seine Ankunft — man erwartet ihn in jedem Augenblick hier oben —“ Diese Nachricht belebte den Kranken scheinbar wieder völlig. Er trank hastig noch einen Becher Wein aus, den ihm Charikles reichte, und setzte sich in den Kissen empor, die ihm der Arzt, seinen Bemühungen zuvorkommend, so ordnete, daß es den Anschein hatte, als habe er sich nicht aus Ermattung, nur aus Bequemlichkeit hier niedergelassen. Seine

Wangen rötheten sich, seine Muskeln erhielten fast ihre frühere Straffheit wieder, aus seinem Auge schwand jene weltentrückte Glut.

„Ja, ich habe den Tubaruf gehört,“ log Tiberius, um den Glauben zu erwecken, sein oft plötzliches Einschlafen, sei ein träumerisches Vorsichhinsinnen, „ich beschäftigte mich gerade im Geist mit Sejan — als ich den Tubaruf vernahm, dachte ich mir gleich, daß Makro kommt — aber wo bleibt er — warum läßt man uns hier allein —?“ setzte er unwillig hinzu, auf die vielen im Dunkel der Nacht verschwimmenden Togen deutend. Charikles wollte die sich um die Thüre drängenden Höflinge zurückrufen, als sich auf einmal rauschend der Knäuel der Neugierigen löste und, während viele Stimmen lebhaft durcheinander tobten, aus der schwarzen Thüröffnung die wolkenartig aufgebauschte weiße Toga des dürren kleinen Makro auftauchte. Hinter dieser weißen Wolke glomm, wie aus einem Schacht, Fackellicht auf und durchglühte wie mit einer Feuersbrunst die Pfosten der Thüre. Tiberius, der vor Aufregung und Erwartung zitterte, erhob sich auf die Sessellehnen gestützt, während ihm der Arzt behülflich war und ihm rasch die Mäntel und Kissen um die Füße

ordnete. Die Höflinge eilten unter lauten Ausrufungen zum Sessel des Kaisers zurück. Einige knieten nieder und küßten des Kaisers Gewand, Andre riefen ihm Glückwünsche zu und während diese tumultarische Scene von den hochemporgehaltnen Fackeln mehrerer Soldaten beleuchtet wurde, kam Makro, eine Rolle in der Hand haltend, näher. Sein vergilbtes Gesicht drückte die höchste Würde aus, er schritt wie ein siegreicher Feldherr durch die Reihen der ihn Beglückwünschenden und wollte sich dem aufrecht stehenden Herrscher zu Füßen werfen. Dieser jedoch, so gnädig lächelnd, als es ihm sein elender Zustand erlaubte, faßte, rasch entschlossen den vor ihm in die Kniee Sinkenden mit beiden Armen um die Schultern, um Allen ein Beispiel zu geben, wie innig er Treue und Thatkraft zu belohnen wisse.

„Ich sehe es Dir an," sagte er, „der Koloß liegt zerschmettert ... mein Thron ist gesichert —" Bei diesen mit vor Dankbarkeit zitternder Stimme geflüsterten Worten küßte der Herrscher den, der ihm Leben, Thron und Reich wiedergewonnen, auf beide Wangen. Der schlaue Makro heuchelte die tiefste Rührung, wehrte ab und that, als vergehe er unter dem Sonnenstrahl der kaiserlichen

Gnade. Es dauerte einige Zeit bis der ergriffne, nervös erregte Kaiser, der sich mit Hülfe des Arztes wieder niedergelassen, seine Fassung wieder fand.

Endlich winkte er Schweigen, befahl den Fackelträgern, sie sollten näher treten, und forderte den demüthig den Kopf senkenden Makro auf, er möge einen Bericht seines Erfolges und seiner Wirksamkeit geben.

„Ja, hoher Herr," begann Makro mit bescheidner Stimme, indeß die übrigen Höflinge lauschend den Sessel des Kaisers umdrängten, „er liegt zerschmettert. Die Götter liehen mir ihren Schutz und ich komme mir vor wie einer, der in der Löwenhöhle geschlafen oder der einer blutigen Arena glücklich entkam —" Er stockte, als raube ihm die Erinnerung des Erlebten Stimme und Fassung.

„Von Deiner Belohnung soll später die Rede sein," unterbrach ihn der Kaiser, „einstweilen fahre fort —"

Makro wischte sich mit der Toga Stirn und Augen. Dann begann er.

„Ich begab mich, in Rom angekommen, zuerst in das Haus des dem Sejan feindlich gesinnten

Konsuls Regulus, wohin ich noch am selben Abend Graecinius Lako, den Oberbefehlshaber der Polizeikohorden berufen ließ. Diesen Männern theilte ich Deinen Befehl mit und Beide versprachen mir sogleich freudig bewegt ihre Hilfe. Wir beriethen bis spät in die Nacht hinein die Maßregeln. Von Lako erfuhr ich, daß, o Herr, Deine kluge Art, mit der Du dem Sejan bald Hoffnung gemacht, bald ihn tadelnd, ihm mit Ungnade gedroht, die besten Früchte getragen. Sejan schwanke unentschlossen. Gestern erst sei er in's Prätorianerlager geeilt, habe Geschenke vertheilen lassen, sei laut begrüßt worden, habe aber doch nicht gewagt, die ihn Umjubelnden zu offner Empörung aufzumuntern, aus dem höchst geringfügig scheinenden Grund, weil Du ihn, Herr, in einem Brief, vorher kurzweg: „Sejan" angeredet, während Du sonst seinem Namen alle seine Titel hinzuzufügen pflegtest. Er soll sich lange über diesen Umstand abgehärmt haben und sei ganz verstört zu Livia geeilt, die, wie es scheint seine Rathgeberin geworden . . . . Doch dies später . . ." schaltete der Erzähler ein, als er bemerkte, daß Tiberius aufmerkend den Kopf hob . . . . „Kurz," fuhr Makro mit einem vielsagenden Blick

auf den ganzen düsterroth beleuchteten Kreis der lauschenden Höflinge fort, „kurz, nicht Furcht vor Strafe, oder die Lauheit des Volks oder das Mißtrauen des Senats hielt den übermüthigen Verräther ab, dem wankenden Thron die letzte Stütze zu rauben — sondern nur Du, hoher Herr — Deine unsichtbare Nähe — die Macht Deiner Persönlichkeit, das Göttliche in Dir —“ Makro räusperte sich, während die Anderen ihm Beifall zu nickten und man sah dem Hofmann an, wie er im Genuß seiner Redensart schwelgte. Der Kaiser schien indeß diese Schmeichelei übel aufzunehmen, er zog die Stirn in Falten, schnickte abwehrend mit der Hand und sagte unwillig: „Zur Sache,“ worauf allgemeines unbehagliches Schweigen eintrat.

„Am andern Tage,“ fuhr Makro fort, „begab ich mich zur Senatssitzung, die im Tempel des Apollo, nahe bei Deinem Palast, abgehalten wurde. Auf meinem Wege in der Nähe des Forums begegnete ich dem Sejan, der sich ebenfalls von zahlreichem Gefolge umwimmelt, in die Sitzung begeben wollte. Du hättest sehen sollen, Herr, wie Sejan bei meinem Anblick erschrak. Er blieb stehen, das Gefolge mit ihm — das Volk

staute sich in der engen Straße — rings ängstliche Gesichter, plötzliches Schweigen, wo man vorher sein eignes Wort nicht verstanden. „Hast Du Briefe vom Kaiser?“ fragte er mich und als ich dies verneinte, erblich er und zuckte zusammen.

Mir schien, als wolle er umkehren und ich bedachte, der zum Aeußersten Getriebene werde jetzt das, was er vorher nicht gewagt, ausführen — werde sich rasch entschlossen von den Soldaten zum Kaiser ausrufen lassen. Meine ganze Geistesgegenwart zusammenraffend, zog ich den Bestürzten an der Hand bei Seite: „Ich bringe Deine Erhebung zur tribunizischen Gewalt,“ flüsterte ich ihm hastig zu — „hier das kaiserliche Handschreiben —“ ich zeigte ihm, es aus der Tasche ziehend, Dein Schreiben und er athmete erleichtert auf. „Ich danke Dir,“ sagte er und schritt mir zum Sitzungssaal voran. Sein, durch die vielen Befürchtungen etwas abgemagertes Gesicht, röthete sich, seine Augen, die von schlaflosen Nächten erzählten, glänzten wie im Rausch, jede seiner Bewegungen drückte auf einmal stolzeste Zuversicht aus . . .“

„Ja, ja,“ unterbrach der Kaiser den Erzähler „ich kenne diesen Stolz — doch weiter —“

„Kaum hatten wir,“ begann Makro von neuem,

„den Sitzungssaal erreicht, als sich die Senatoren, ihn beglückwünschend, um Sejan drängten, denn das Gerücht seiner neuen Erhebung hatte sich, ich weiß nicht wie, sofort in der Stadt verbreitet — Sejan nahm die Huldigung des Senats mit bescheidener Herablassung an: sie sollten dem Kaiser huldigen, nicht ihm, meinte er lächelnd.“

Makro hielt ein, als er den Kaiser lächeln sah. „Wolltest Du etwas bemerken,“ fragte der Erzählende demüthig.

„Nein,“ sagte Tiberius, „auch diese Bescheidenheit kenne ich — sprich weiter —“

„Ich hatte,“ fuhr Makro fort, „den Saal unbemerkt verlassen und schritt rasch ans Werk. Vorerst ließ ich die Prätorianer, die den Sejan begleitet, vor'm Tempel zusammentreten und verkündigte ihnen meine Ernennung zum Oberbefehlshaber. Allgemeines Staunen, das sich aber in Freude verwandelte, als ich ihnen Deine Geschenke, o Herr, überreichte. Dann schickte ich sie in ihre Kaserne . . . und ließ sämmtliche Ausgänge des Tempels von Polizeisoldaten, die unter Lako's Führung standen, besetzen —“

Der Kaiser hatte sich auf seinem Sessel weit vorgebeugt.

„Gut, gut,“ murmelte er, während durch die ganze Versammlung ein Aufathmen der Spannung rauschte.

Makro, im Gefühl seiner Wichtigkeit schwelgend, fuhr fort:

„Kaum war so der ganze Tempel umstellt, jeder Ausweg abgeschnitten, als ich mich wieder in den Sitzungssaal begab. Es war dies ein nur durch eine kleine obere Oeffnung Licht erhaltender Raum. Noch toste er vom huldigenden Senat wieder und mir ward es seltsam schwül zu Muth, wenn ich an Dein Handschreiben, o Herr, dachte, das ich unterm Gewande trug und das wie ein Blitzstrahl unter diese lächelnden Gesichter fahren sollte. Mich beschlichen, offen gestanden, ernste Zweifel. Ich überlegte, ob Deine Worte auch den gehörigen Eindruck hinterlassen würden, bei diesen völlig dem Sejan ergebenen Geschöpfen, ich bedachte, ob der bis zur Verzweiflung getriebene Sejan nicht doch vielleicht seine ganze Macht aufbieten würde, im letzten Augenblicke noch den Angriff abzuwehren.

So kam ich mir unter diesen Kreaturen wahrlich vor, wie ein Gefangener, der es wagt, seine Wärter zu bedrohen. Endlich mußte aber der

Donner fallen und ich überreichte dem Konsul Regulus Dein Handschreiben, das derselbe sogleich unter tiefem Schweigen vorlas . ."

Der Kaiser fuhr, als der Sprecher eine Pause eintreten ließ, ungeduldig auf.

„Nun und —? weiter!" stieß er hervor.

„Dir die Scene zu schildern, deren Zeuge ich jetzt war, hierzu bedürfte es der darstellenden Kraft eines Virgil —" fuhr Makro fort. „Sejan saß in seinem breiten Marmorstuhl und beäugelte überlegen und wohlgefällig die ihm zu beiden Seiten sitzende Schaar der Senatoren, die ihm bewundernde Blicke zusandten. Der Konsul hatte sich aufrecht vor seinen erhöhten Sessel gestellt. Die Kniee wankten ihm, das Blatt zitterte in seinen Händen, die Stimme versagte ihm zuweilen — Du weißt, o Herr, Regulus ist ohnehin von schwächlicher Leibesbeschaffenheit —" schaltete der Erzähler ein und fuhr dann in seinem Vortrag, den er sich vorher zurechtgelegt, mit theatralischem Anstand fort:

„Als, im Anfang Deines Briefs, Sejan belobt wurde, nickten sämmtliche Senatoren lebhaft Beifall, indeß der Minister vornehm zurückgebeugt, die Arme über der Brust kreuzte und ebenso her-

ablassend wie bescheiden lächelte. Der Konsul las weiter — man horchte gespannt auf — was? ein Tadel? Dem Allmächtigen ein Tadel! vom Kaiser? Unmöglich! man glaubte umsomehr, falsch gehört zu haben, als diesem Tadel sogleich wieder ein Lob folgte. Sejan's Miene hatte sich einen Augenblick mißtrauisch verdüstert, hellte sich auch nicht gleich wieder auf. Er schielte nach dem Stuhl des Vorsitzenden hinüber, als merke er, daß sich dort ein blitzschwangeres Gewölke ansammle. Der Konsul las mit athemloser Stimme weiter: ein die Steuern betreffender Satz — dann wieder ein kleines Lob — dann eine Klage über Deine zunehmende Altersschwäche — eine Anspielung auf Deine Verlassenheit — eine Bitte um Schutz — da — allgemeine Unruhe, Scharren der Füße, Husten — ein längerer Tadel — der Brief warf dem Minister vor, er verführe die Prätorianer — er lasse Unschuldige in's Gefängniß werfen —. Ich beobachtete den Minister — er wechselte die Farbe und saß etwas vorgebeugt, wie einer, dem sich etwas Unsagbares, Entsetzliches nähert, der aber an Händen und Füßen gefesselt, nicht davon eilen kann. Als nun Dein Brief die Bestrafung zweier, dem Sejan eng be-

freundeter Senatoren verlangte, schien man das kommende Unheimliche denn doch allmählich zu ahnen — auf das erregte Flüstern und Scharren der Füße folgte tiefste Stille und nun kam der Schluß — der Brief forderte den Konsul auf, den Sejan sogleich zu verhaften. Der Vorlesende legte den Brief zusammen. Die Versammelten waren so weiß und unbeweglich geworden, wie die Steinstühle, auf denen sie saßen. Wenn sich die Unterwelt mit allen ihren Gräueln vor ihnen geöffnet, hätten sie nicht schreckgelähmter sitzen können. Aus Sejan's zur Maske erstarrtem Gesicht, stierten zwei weit aufgerissene Augen, in denen es wie Wahnsinn brannte, gespenstisch auf den Konsul. Endlich löste sich die allgemeine krampfige Erstarrung. Die dem Minister zunächst Sitzenden standen auf, es dauerte nicht lange, so saß er allein und bald war er von den Prätoren und Volkstribunen umgeben, die verhindern wollten, daß er den Saal verlasse. Hierzu schien er indeß nicht fähig, ihm mochte dies Alles wie ein schwerer Traum auf der Stirne liegen, der Macht seines Geistes waren die Flügel gebrochen . . . . er war vorm Tod schon Leiche . . . Der Konsul Regulus befahl ihm aufzustehen und vor ihn hin

zu treten. Er rührte sich nicht, er hörte und sah so wenig, wie die Statue des Apollo, die hinter seinem Sitz in der Nische auf ihn herablächelte. Der Konsul wiederholte den Befehl. Immer noch blieb der an Befehle nicht mehr Gewöhnte regungslos auf seinem Platz. Erst als der Konsul zum dritten Male mit ausgestreckter Hand ihn anherrschte: „Sejan, her zu mir," fragte der Gestürzte, aus seiner Betäubung erwachend, ganz verwundert: „Mich rufst Du?" Es schien ihm undenkbar, daß es ein menschliches Wesen wagen konnte, ihn in dieser Art anzureden. Als er sich endlich mühsam erhob, stellte sich der unterdessen eingetretene Lako, von Polizeisoldaten umgeben, an seine Seite — —"

Der Berichterstatter holte tief Athem, in Wahrheit selbst ergriffen.

„Erlasse mir das Uebrige, Herr," setzte er leise hinzu, „erlasse mir zu erzählen, wie man den, der nach Dir der Mächtigste im Staate war, unwürdig wie ein wildes Thier durch die Straßen schleifte — wie das Volk ihn steinigte — wie er sein entsetzliches, qualverwüstetes Antlitz in den Falten seiner purpurverbrämten Toga zu verbergen suchte — wie man ihn schlug, trat, ihm das Ge-

wand vom Leibe riß — seine Ehrenbildsäulen vor seinen Augen niederriß —"

Der Kaiser, den Kopf tief auf die Brust herabneigend, hatte sinnend zugehört. Er gab, als Makro verstummte, weder ein Zeichen des Beifalls noch Mißfallens. Keiner wagte den jetzt in bittere Erinnerungen Verlorenen zu stören, Keiner bewegte sich, keine Gewandfalte knitterte, Einige wollten bemerken, daß ihm Thränen an den Wimpern hingen. Alle fühlten, daß er nicht vergessen konnte, daß dieser Unwürdige einst sein bester Freund gewesen; wohl hatte er, von Gefahren umgeben, dem Untergang nahe, gesiegt — allein die gewonnene Schlacht ließ ihn auf ein verlorenes Leben zurückblicken, er hatte den Feind besiegt, aber auch den thörichten schönen Glauben an menschliche Treue. Mit Sejan sank seine Lebenshoffnung, seine Jugend, sein Streben die Menschheit zu beglücken, ins Grab! Nur sie bleibt mir noch, sann der unglückliche Greis vor sich hin, sie, an die ich mich in meinem Alter, in meiner Krankheit klammern wollte und auch sie verließ mich — auch sie will ich in die Unterwelt stoßen? Giebt es keine Entschuldigungsgründe? Kann ich sie nicht vor mir selbst retten? Wäre es nicht

möglich, daß ich sie mir erhalten könnte? Vielleicht, daß sie ihr Herz mir wieder zuwendet, daß sie mir wenigstens eine treue Pflegerin wird. Und er suchte eifrig nach Eigenschaften im Charakter der Germanin, die es ihm möglich machen könnten, ihr ihre Untreue, ihre Undankbarkeit zu verzeihen. Der Wind stöhnte klagender über das Dach, die Flammen der Erzleuchter drehten sich auf ihren Tellern wie gefoltert, tief aus dem Busen der Nacht herauf rauschte in feierlichem Zorn das Meer, als klage es die Götter an, daß sie die Welt geschaffen und die schweigenden Höflinge, die zweifelhaft beleuchtet aus der Dunkelheit auftauchten, ahnten mit Befremden, daß der leise Seufzer, den ihr Herr in die Nacht hinaus sandte, dem Gegenstand galt, der von Allen am leidenschaftlichsten begehrt wurde — der Krone, der Herrschaft. Endlich hob der Kaiser den Kopf und warf mit erloschenen Augen und herabgedrückten Mundwinkeln, müde, wie ein besiegter Fechter, einen traurigen Blick auf seine Umgebung.

„Laßt mich allein," flüsterte er. Unter den Umstehenden entstand hierauf eine Bewegung, doch Makro trat dem Sessel des Kranken um einen Schritt näher.

„Noch Eines, Herr,“ wagte Makro einzuwenden.

„Was ist's?“ fragte der Monarch theilnahmlos, ermattet.

„Jene andere Angelegenheit —“ stotterte der Höfling, „die Du mich in Rom zu untersuchen bateſt — —“

„Angelegenheit? Wie? welche —?“ Sein Gedächtniß hatte gelitten, er gab sich Mühe, seine Gedanken zu ordnen.

„Ich meine diejenige, die den Tod Deines Sohnes betrifft —?“ stammelte Makro verlegen. Der Kaiser zuckte zusammen und ward sogleich aufmerksam.

„Hast Du Nachforschungen angestellt?“ fragte er hastig. Makro verbeugte sich, nach Worten suchend.

„Es ist Alles am Tag,“ flüsterte er. Der Kaiser sah zweifelhaft angstvoll in die Nacht hinaus, als wolle er einer von dort her auf ihn eindringenden Gewalt wehren.

„Am Tag —?“ lallte er, dann einen unheilahnenden Blick auf den vor ihm gebückt Stehenden werfend, während sein Mund sich qualvoll

öffnete, als raube ihm eine seinen Hals zupressende Faust die Luft.

„Verzeih," wendete Makro betreten ein, obgleich es ihm Freude bereitete, der Ueberbringer einer schlimmen Nachricht zu sein, „ich denke, es ist meine Pflicht, die Wahrheit zu sagen — oder wenn ich lieber schweigen soll —"

„Rede —"

„Oder, wenn ich eine Dir passendere Zeit abwarten soll — ?"

„Rede —"

„Auch hier — hatte Sejan die Hand im Spiel," stotterte der zitternde Makro und nahm die Rolle, die er bisher unter der Schulter getragen, in die Hand, sie zu entfalten.

„Verzeihe Herr — ich habe, damit Du Dich genauer von den Beweisgründen überzeugen kannst, mein ganzes Verfahren hier niedergeschrieben — auch — ich muß gestehen — ich hätte es nicht über's Herz gebracht, einem Vater und Herrscher solche Schändlichkeiten mündlich zu berichten."

Tiberius, der ihn einige Zeit sprachlos angestarrt, sagte nur tonlos: „Gieb!!" Makro überreichte das Schriftstück, wartete einige Augenblicke und wandte sich dann zum Gehen, während der

Kaiser die Rolle überflog. Allein Makro hatte noch nicht die abwärtsführende Thüre erreicht, als er hörte, wie sich der Lippen des mit einem Schlag Alles ahnenden, des in einen scheußlichen Abgrund von Verrath und Meuchelmord blickenden Kaisers, ein ächzender, röchelnder Schrei entrang, ein gräßliches, herzzerreißendes Lachen. Makro drehte sich um.

„Er weiß nun Alles," flüsterte es in ihm und er sah mit der unschönen Neugier eines nach Grausamkeit lüsternen Mitleids, wie der in seinen höchsten Gefühlen so grimmig verletzte Herrscher, dem das Schriftstück entfallen war, hochaufgerichtet dastand.

Makro schien es, als verwandle das Entsetzen die Höflinge in Holzpuppen, als rücke der unerträgliche Seelenschmerz den Kaiser gewaltsam über seine natürliche Höhe in's Uebermenschliche. Seine Muskeln zuckten, sein Gesicht, mit den blutunterlaufnen, jetzt kraß rollenden Augen, hatte jenen sonderbar fröhlich-erhitzten, pfiffig-jammervollen Ausdruck, wie man ihn an Trunkenbolden oder Wahnsinnigen zuweilen bemerkt. Er bewegte die Lippen.

„Thusnelda —" röchelte es tonlos aus der

Brust des unerhört betrogenen, nun völlig aus sich selbst herausgeschleuderten Machthabers, „hört ihr? Thusnelda —“ sein Mund blieb offen stehen — doch verlieh ihm die einen Ausweg suchende Wuth, die über alles Maß hinauswachsende Weltverachtung, die die Enthüllungen des Geheimnisses in ihm heraufbeschworen, noch einmal Kraft. Ihm war, als müsse er mit einem Blick, einem Befehl die ganze Welt in einen Trümmerhaufen verwandeln .... „Sogleich — sie stirbt — fort“ — stöhnte er ....

Die Laute, anfangs kaum vernehmbar, steigerten sich, das letzte Wort schrie er einem nicht weit von ihm stehenden Soldaten zu.

Dann that er ein paar Schritte vorwärts, als wolle er dem in der Nähe der Thüre den Speer Schulternden einen Befehl geben, knickte aber, ehe er ihn erreicht, plötzlich wankend in die Kniee. Das erschrockne Gefolge sprang herzu und fing den zusammenbrechenden Ohnmächtigen mit den Armen auf. . .

* * *

Zu derselben Zeit lehnte Thusnelda auf ihrem Zimmer an einer Säule der Veranda und schaute

in trübes Sinnen verloren auf das immer wüthender aufbrausende Meer. Sie bereute ihre Heftigkeit, die sie bis zur Unklugheit und Lieblosigkeit getrieben, ja sie schämte sich derselben. Da sie allmählich ruhiger über die ganze Angelegenheit nachgedacht, erschien ihr des Kaisers Befehl, der ihr Leben mit dem seinen enden sollte, nicht mehr so ungeheuerlich abstoßend.

Sie vermochte sich allmählich in die Gemüthslage des menschenscheuen, verbitterten Herrschers zu versetzen und glaubte, das, was er ihr anthun wollte, entschuldigen zu dürfen, wenn sie es bis auf die Urquelle, der es entsprang, verfolgte. Dann betrachtete sie ihr eignes Inneres genauer.

Sie erkannte, daß nicht ihr natürliches Empfinden, sondern daß ihr ein Gemisch von weiblichem Stolz und Todesangst, diesen momentan aufbrennenden Unwillen, diesen Abscheu gegen einen Mann in's Herz gelegt, den sie in vieler Beziehung bewunderte, den sie, wenn sie offen gegen sich selbst sein wollte, liebte, wie man das Ungeheuere liebt und fürchtet. Sie erkannte die Liebe des Kaisers jetzt deutlicher, die sich hinter jenem finstren Befehl verbarg, und die aus demselben hervortretend, leuchtete, wie dort oben am

stürmischen Nachthimmel der Mond, der still und geisterhaft klar aus den zerrissenen, fratzenhaften schwarzrollenden Wolkenungeheuern hervorlugte.

Immer mehr war sie geneigt, diese Liebe schön, ja groß zu finden, jetzt in dieser Stunde besonders, da die ganze Natur ihr von ihm zu sprechen schien, in ihrem qualvollen Ringen nach Freiheit, ihrer düstren räthselhaften Selbstzerfleischung.

Doch that sie nichts um eine Aufklärung zwischen sich und dem Kaiser herbeizuführen. Ihr Stolz und ihr Schamgefühl verbot ihr dies.

In echt germanischer, träumerischer Trägheit, die mit einem gewissen schmerzlichen Eigensinn dem Unheil trotzt und es sogar, mit ihm spielend, hervorzulocken sucht, wartete sie ruhig ab, was kommen werde. Sie hoffte im Stillen, der Kaiser würde ihr zuerst wieder die Hand zur Versöhnung bieten, dann aber, als dies nicht erfolgte, machte sie sich auf das Schlimmste gefaßt und nahm sich vor, ihm bis an's Ende Trotz zu zeigen, ja ihm desto frostiger zu begegnen, je mehr sie seine räthselhafte Tyrannennatur mit sich selbst in Widerspruch gebracht, ihm zu zeigen, daß er sie tödten, aber trotz all seiner Macht nicht zur Liebe zwingen könne.

Als sie so zu den sich am Himmel wälzenden Wolkenmassen aufblickte, die vom Mond von innen herausversilbert, bald wie Thürme, bald wie Zaubergärten, bald wie Gebirge erglommen, überdrang sie eine eigenthümliche Sehnsucht zu wandern, fort zu ziehen, mit den Wolken in ihre nordische Heimath. Die weiter rollenden Wolken nahmen ihren Geist mit sich; längst verblaßte Erinnerungen erhielten auf einmal neue Farben, ein unbestimmtes Heimweh nach Schönerem, Besserem beschlich sie. Unter den rollenden Wolken krümmte sich, vom Wind gepeinigt, geschlagen und getreten, das Meer wie ein Sklave. Wenn ein grausilberner Strahl des Monds zuweilen mit wehmüthigem Lächeln durch eine Lücke des Wolkengebirgs schlüpfte, sah man die endlose Wasserwüste, die tobende Wellenschlacht, und es war, als wolle der bleiche Geisterstrahl als Friedensstifter auftreten, ziehe sich aber wieder entsetzt vor solchem Anblick zurück. Dann verschwand das ganze wüste Bild in dicker Nacht. Das Mädchen fühlte sich von dem Anblick dieses Kämpfens und Tosens im Innersten aufgewühlt.

Ein muthvoller Drang zu handeln kam auf einmal über sie; sie dachte daran, den Kaiser aufzusuchen und ihn, von dem sie wußte, daß er

erkrankt sei, zu pflegen. Er hatte ja nur sie allein.

Nun auf einmal schien es ihr reizvoll, den launenhaften, trotz allem groß fühlenden Königstiger zu bändigen, den Kampf mit ihm aufzunehmen, den Gereizten wieder zu beruhigen. Die dämonische Gewalt des Sturms, der das Meer bezwang, erinnerte sie an die dämonische, an Grausamkeit grenzende Liebe des kaiserlichen Weltbezwingers. Es reizte sie, zu erfahren, was er wohl thun würde, wenn sie nun demüthig vor ihn hintrete, sie wurde sich auf einmal ihrer Macht bewußt, die sie über den Mächtigsten besaß und die stolze Erhebung, die sie beschleichen wollte, lockte ihr die Thränen in die Augen, bestärkte sie in dem Vorsatz, ihre Macht nicht zu mißbrauchen.

Als sie sich jetzt dem erleuchteten Zimmer zukehrte, in dessen Wänden sich der Athem des Sturms fing und das daher zu schwanken und zu zittern schien, wie ein Schiff, hörte sie Schritte. Gleich darauf, da sie sich an den Tisch begab, schlüpfte Lygdus durch den Thürvorhang, und schritt langsam auf sie zu. Er sah sie prüfend an und trug dabei ein halb tückisches, halb mitleidiges Lächeln auf dem blassen Gesicht. In der Hand

hielt er einen seiner Ringe, mit dem er spielte. Dann setzte er den einen Fuß auf einen Stuhl und betrachtete mit unverschämtem Schmunzeln die finster die Augenbrauen runzelnde Thusnelda. Ihr Unwille war zu lebhaft, um Worte zu finden, sie gab ihm seine listig musternden Blicke mit wegwerfend stolzen Blicken zurück und veränderte ihre Stellung auch dann nicht, als er eine höhnische Grimasse zu schneiden begann.

Plötzlich reckte er, mit dem Stuhl weiter gleitend, ihr sein Gesicht entgegen, wie eine aus dem Nest züngelnde Schlange.

„Kannst Du sterben?“ fragte er mit burlesk-blödsinnigem Gesichtsausdruck, wie ihn die Spaßmacher der Pantomimen anzunehmen pflegen, wenn sie den Helden des Stücks foppen wollen. Thusnelda sah ihn groß an, von der seltsamen Frage sonderbar berührt.

„Warum nicht!“ murmelte sie gleichmüthig, im Glauben, er wolle sie ärgern. Doch wäre es ihr lieber gewesen, sie hätte geschwiegen. Seine Frage war doch gar zu einfältig und ihm antworten, hieß sich herabsetzen.

„Nun, so übe Dich einstweilen in dieser Kunst,“ lächelte der Grieche behaglich, sich die Nase reibend.

Sie griff zu dem auf dem Tisch liegenden Virgil, dessen Blätter im Wind flatterten und gab sich den Anschein, als wolle sie lesen.

„Hem! so!“ entgegnete sie, ihm beinahe den Rücken kehrend.

„Ja, es ist Zeit,“ sagte er, mit dem Kopf schnickend, fast erstickend vor ingrimmiger Laune.

„Warum? Zeit?“ . . . murmelte sie in den Virgil sehend, und sich im Stillen zurufend: Wie dumm, dem Menschen zu antworten.

„Eben hat der Kaiser den Befehl gegeben, man solle Dich tödten,“ gab er achselzuckend zur Antwort. „Na! gefällt Dir das? Ich bin begierig zu sehen, wie Du Dich dabei stellst —“

„Unsinn,“ murmelte sie verdrossen und doch beunruhigt und beugte sich auf den Virgil herab.

„Gar kein Unsinn,“ lachte Lygdus, „sie werden gleich hier sein — ich wollte Dir die Sache einstweilen mittheilen, weißt Du — vielleicht versuchst Du zu fliehen —“

Sie schnellte empor, indeß ein neuer Windstoß durchs Zimmer heulte, als wollte er die Wände sprengen.

„Ich fliehe nicht,“ entgegnete sie ruhig, „übrigens ist das ja alles dummes Geschwätz — man

kennt Deine Art — Du plauderst mehr in einer Minute, als zehn alte Weiber in einem Tag —"

„Meinetwegen," sagte er, „ich versuch's mit Flucht vielleicht, denn an mich wird die Reihe auch bald kommen — man hat nämlich die ganze Sache entdeckt — der alte Adler weiß, wer ihm sein Junges vergiftet — verstehst Du?"

„Vergiftet?" stieß Thusnelda heraus. Ihr Blick umwölkte sich, wie von grellen Blitzen erhellt, lag das Vergangne vor ihr.

„Nun ja!" fuhr Lygdus nachlässig fort und hielt die Hand vor den gähnenden Mund, „vergiftet — Der Alte wird halt glauben, Du seiest mit bei der Verschwörung gewesen — sie sagen, er sei in Ohnmacht gefallen — na, ich bin unschuldig an Allem —"

Thusnelda that einen Schritt auf die Thüre zu. Ein dunkler Instinkt sagte ihr, sie müsse sogleich den Kaiser aufsuchen, um sich zu rechtfertigen.

„Was? ich? Dabei —" stotterte die Entsetzte und blieb dann, als jene Ahnung sich eiserner in ihre Brust krallte, neben dem Leuchter stehen.

Ein eisiger Stich drang lähmend durch

Thusneldas Brust . . . war's möglich . . . . . Drusus vergiftet? und sie seine Pflegerin? Nein! er konnte diesen Verdacht nicht hegen — und doch bei seiner finstern, stets von den Menschen das Schlimmste ahnenden Denkungsart —! Die Gedanken wirbelten ihr, wie von einem überhellen Licht geblendete Insekten, im Gehirn umher . . . . sie konnte zu keinem Entschluß kommen, die Erkenntniß der Gefahr kam zu plötzlich.

„Horch — da sind sie schon, „murmelte Lygdus, mit der Hand nach der Thüre zu schnickend, von welcher her Waffengerassel und gleichmäßige Fußtritte erschollen. Thusnelda war's, als gerinne ihr ganzer Körper zu hartem, kalten Metall zusammen. Alles in ihr erstarrte, es schlug in ihr nieder, dumpf, schwer, dann ringelte sich's empor, drückend, Athem, Hören, Sehen raubend.

„Mach, daß Du fort kommst," flüsterte Lygdus der Unbeweglichen zu, die sich, irr in's Leere stierend, mit der einen Hand an der Säule des Erzleuchters hielt. Der Wind stöhnte rings um sie her, sie glaubte, sie höre die ganze Menschheit stöhnen und der Wind risse sie tiefer, immer tiefer in den Erdboden hinab.

Lygdus schlich sich, als das Waffengerassel vernehmlicher ward, davon.

„Wie?“ hörte man hinter dem Thürvorhang eine rauhe Soldatenstimme fragen, „ist sie dadrinnen?“

„Wen sucht ihr?“ gab eine andere Stimme zurück.

„Na, des alten Wolfs Lamm —“

„Ihr meint, die Rothhaarige?“

„Ja, ja — die da, weißt Du — mit dem Haarwulst auf dem Kopf —“

„Was soll denn mit der geschehen?“

„Eh', wir sollen sie ein wenig mit den Speerspitzen kitzeln —“

Rohes Gelächter erscholl dazwischen.

„Puh — da möcht ich lieber die Speerspitze sein, als die Gekitzelte —

„Ach was — das ist nicht so schlimm — höre nur zu wie sie lachen wird, das sieht schlimmer aus, als es ist — das thut ganz gut —“

Rohes Gelächter aus mehreren Kehlen erscholl und zwischen durch rief die andere Stimme:

„Geht nur zu — sie ist da innen — aber hütet Euch — die läßt sich's nicht gefallen — die beißt und kratzt wie 'ne Katze —“

„Nu," rief eine Gegenstimme, „wir sind Hunde und beißen auch —"

Thusnelda empfand nichts mehr und dachte zuweilen an Dinge, die mit ihrem jetzigen Schicksal gar nicht im Zusammenhange standen. Als der Vorhang sich hob und fackelbeglänzte, bärtige Soldatengesichter auf sie eindrangen, war ihr das, als sähe sie ein schönes Gemälde, das sie nichts angehe. Besonders den aufquirlenden Rauch der Fackeln beobachtete sie und dachte noch: wo will der hin! Dann lallte ihr eine angstgepreßte Stimme fortwährend in das der Außenwelt gegenüber taube Ohr: „Er will es so — trotze ihm — trotze ihm — er will es so — Du kannst ihn nicht furchbarer strafen, als wenn Du stirbst —"

Dann fuhr ihr's einmal, wie ein matter blasser Blitz durch's Hirn: Du solltest zum Kaiser eilen, deine Unschuld betheuern — dann umwirbelte sie wieder die kalte grausige Nacht einer öden Gleichgültigkeit! Sie öffnete hastig athmend den Mund ein wenig und biß, wie im Vorgefühl des Schmerzes, die Zähne aufeinander. Ihre Hand umpackte krampfhaft die kalte Metallsäule des Leuchters, dessen Flamme sich im Winde drehte. Aus ihrem nicht mehr menschlich blickenden Auge, flackerte eine so

unnatürliche, aus Stolz und fieberhafter Angst zusammengesetzte Todesverachtung, daß der zustoßende Soldat, sich einen Augenblick besann und die funkelnde Speerspitze, die er gegen ihre Brust gerichtet, senkte. Als der Mann zögerte, ward ihr auf einmal wunderlich zu Muth. Sie lächelte und dachte daran, sich zu vertheidigen, auch wenn es fruchtlos sei, nur um diesen Knechten zu trotzen.

„Soll ich's Dich vielleicht lehren?“ hauchte sie verächtlich und wendete dem Krieger fast den Rücken zu.

Der Soldat sah betreten auf seinen Hauptmann. Noch einmal warf sie einen vorwurfsvollen, herausfordernden Blick auf die unschlüssig vor ihr stehende Mannschaft. Dann lallte sie mit gelähmter Zunge, am ganzen Körper von Todesfrost überschauert:

„Könnt ihr kein Weib tödten?“ und riß sich mit beiden Händen ihr Gewand in der Brustgegend auseinander.

* * *

Ueber eine Viertelstunde mochte der Kaiser bereits mit geschlossenen Augen bewußtlos in dem Elfenbeinsessel gelegen haben. Charikles bog sich

zuweilen über ihn, drückte ihm das Ohr auf die Brust und lauschte auf die kaum hörbaren Athemzüge, die aus des Erschöpften schmerzverzogenem, blauem Munde drangen. Die übrigen Höflinge unterhielten sich, theilweise sich auf dem Dache zerstreuend, flüsternd und warfen lauernde Blicke, die zuweilen mordlüstern aus der Dunkelheit hervorblitzten, auf das weit an die Sessellehne zurückgebogene, krampfverzerrte, bleiche Herrscherantlitz. Charikles, der dem Kaiser erwiesener Wohlthaten halber dankbar zu sein hatte, gab sich alle Mühe, die erlöschende Flamme wieder anzufachen, denn er ahnte, daß es in der Versammlung zu gähren begann, daß mehrere Unzufriedene bereits mit dem Gedanken umgingen, das kaum mehr sichtbare Lebenslicht völlig zu ersticken, oder doch nichts zu seiner Wiederentzündung beizutragen. Kajus, den Viele bereits als den Thronfolger des Kaisers bezeichneten, trat jetzt an den Arzt heran, mit seinem hohlen, verkniffenen Wüstlingsgesicht, den starr auf dem Sessel Hängenden musternd.

„Wird er sterben?“ flüsterte er mit vielsagendem scheuen Blick. Charikles sah, ohne zu antworten, in das blutleere Gesicht des Ohnmächtigen, über welches die Schatten der Furchen und der

vorspringenden Stirn- und Nasentheile, im unruhigen gelbrothen Licht der Candelaber, hin und wieder huschten.

„Er regt sich," sagte der Arzt und Kajus, als er dies bemerkte, wich erschrocken und sichtlich verstimmt zur Seite. Wirklich kehrte Leben in das gespenstisch-gelbe Gesicht zurück, es röthete sich ein wenig, blickte aber noch mit so unheimlich wilder Ausdruckslosigkeit, als wolle das bereits dem Tod verfallene, noch einmal Leben heucheln. Zuerst öffneten sich die weiten Augenlider und blieben offen stehen, als faßten die Augen das schmerzlich auf sie eindringende Weltbild nicht. Dann erfolgte ein nervöses Zucken, ein Schlucken, ein röchelndes Hüsteln.

„Wie ist Dir, Herr?" fragte der Arzt, besorgt ja gerührt, zu dem Erwachenden herabgeneigt. Nach einer Pause öffnete der Kaiser die Lippen und sah sich, als käme er aus einem fernen Land zurück, im Kreise seines Gefolges um.

„Ihr seid noch hier?" lispelte er, „aber es ist so dunkel, warum ist's so dunkel — sind wir etwa hier in der Unterwelt —? mehr Lampen —"

Einer der Höflinge trat an die Leuchter, die Flammen zu schüren.

Der Arzt flößte dem Kaiser Wein auf die Lippen und half ihm, sich empor zu setzen. Nach einiger Zeit fand sich der Erwachte wieder in der Welt, die ihm erloschen war, zurecht. Sein Gesicht hing zur Seite, sein Blick brannte in wehem Feuer, seine blauadrigen mageren Finger spielten nervös mit der Quaste des Mantels.

„Nicht wahr, ich hab' euch betrogen?“ flüsterte er mit sarkastischem Lächeln, das jedoch aus Mattigkeit kaum zu bemerken war und das nur in seine Augen einen listig-boshaften Funken warf, „ihr dachtet, die Unterwelt behielte mich? Geduld Freunde, ehe ich hinab muß, will ich noch zuvor einige Andere, mir dort unten die Zeit zu vertreiben, hinabsenden —“

Dann sann er vor sich hin. Es begann klarer in ihm zu werden. Ein dumpfes Schmerzgefühl sagte ihm, daß sich etwas Trauriges ereignet, daß ihm ein großes Leid zugefügt worden war, auf das er sich nicht mehr besinnen konnte. Es war das etwas Blutiges, Treuloses, Unerhörtes . . .

„Ruft mir Thusnelda,“ stieß er plötzlich, von einer unbestimmten Angst befallen, hervor, „nun! warum geht Keiner —? habt ihr mich nicht ver-

standen? Es eilt — ich habe sie Wichtiges zu fragen —" dann murmelte er einmal, ohne indeß zu wissen, was er that: „O, mein Sohn, mein Sohn," vor sich hin.

Er hatte seinen Befehl, man solle Thusnelda tödten, vergessen; es war ihm jedoch, als sei da noch etwas Unaufgeklärtes, als könne er sich in einer hochernsten Sache getäuscht haben und als zöge diese Täuschung seinen Untergang nach sich. Eine innere Stimme raunte ihm zu, er habe sich durch sein stetes Mißtrauen nun selbst eine tödtliche Wunde geschlagen. Nochmals murmelte er: „O mein Sohn," und fragte dann wieder, wo die Germanin bleibe.

„Herr —" stammelte der Arzt, „Thusnelda —"

„Ja, warum gehorcht Ihr nicht —?" fragte der Erzürnte, „wo bleibt sie?"

„Du verlangst nach Thusnelda —?"

„Warum siehst Du mich so räthselhaft an —?"

„Du verlangst nach einer Todten," wagte der Arzt zu flüstern.

„Charikles —" fuhr der Kaiser auf, die Lehne seines Sessels umpackend.

„Du selbst befahlst, daß sie sterbe —" entgegnete der Angerufene bestürzt.

„Ich? was erlaubst Du Dir, Mann —“

Tiberius murmelte diese Worte heraus, nicht drohend, vielmehr, als ahne er, daß der Andere im Recht sei, daß hier jene Wunde saß, die er sich selbst geschlagen.

Alle Umstehenden betheuerten, der Arzt rede die Wahrheit.

„Du gabst, ehe Du umsankst, den bestimmten Befehl,“ bestätigte auch der Astrologe zaghaft. Dann schwiegen Alle, nur der Wind nahm keine Rücksicht auf des Herrschers Gemüthszustand und pfiff und lachte höhnisch über's Dach, als mache er sich über Alle lustig. Der Kaiser antwortete nichts. Er sah allerlei verblassende Bilder vor sich, es rauschte ihm in den Ohren, es war ihm, als wolle er etwas sagen, habe es aber aus Müdigkeit und Schmerztrunkenheit vergessen, Etwas von völligem Alleinsein, von Verrath, Undank, von Nacht, Untergang und Grauen. Aber was kümmerte ihn das Alles! Es gähnte schwarz vor ihm, ein nicht auszufüllender Abgrund, aus dem ein leuchtender Blutstrahl purpurn zum Himmel zischte.

Er kam sich wie innerlich ausgehöhlt vor, wie eine thönerne Aschenurne. Nach einer Pause wandte er sich an den Arzt.

„Sagtest Du etwas?“ zuckte er empor.

„Nein, Herr!“ Wieder schwiegen Alle.

Das Meer brauste erbost, der Wind heulte kläglich über's Dach, die sturmgepeinigten Leuchter erloschen fast. Der, wie in Träume versinkende Herrscher, glaubte manchmal im Sturm die Stimme seines todten Sohnes zu hören, gell aufschreiend, um Rache wimmernd. Dann fuhr er mit dem Haupte um, aber er sah nur die heulende Nacht, die phantastisch angestrahlten Höflinge.

„Führt mich zu ihr,“ sagte er dann. Er richtete sich mit Hülfe zweier Höflinge empor, die ihn unter den Schultern packten. Dann blieb er wieder lauschend stehen. Ganz deutlich hatte er eben den Schmerzensschrei seines Sohnes vernommen, dicht am Ohr und jetzt lachte auch Sejan in der Ferne. Weithin starb das traurige Lachen und Wimmern und versank langsam im Meer. Dann schritt er, Unverständliches murmelnd, weiter. Während die Anderen folgten, gelangte er halb gehend, halb geschleppt, halb getragen an die Thüre. Vor der Treppe blieb er nochmals stehen. Ihm war, als habe sich aus der Dunkelheit eine weiße Hand ihm entgegengestreckt . . . die Hand Thusnelda's — warnend, drohend. Aber

er bezwang sein Grauen und ging weiter. Und wiederum schrie und pfiff es ihm vom Meere nach: Vater! Vater! Hilf mir! Die Schaar erreichte, ohne daß ein Wort gesprochen wurde, das Zimmer der Germanin. Man geleitete den Kaiser durch die Thüre, einige Fackelträger eilten voran und hielten die rauchenden Flammen abwärts.

„Herr," bat Charikles, „schone Dich, meide diesen Anblick — Du bist krank —"

„Ich bin nicht krank," antwortete ihm der Kaiser heftig. Er schien völlig gefaßt. Um seine Lippen spielte wieder jenes wild-pfiffige Lächeln, das die herannahende Geisteszerrüttung verkündete. Sein vorher so bleiches Antlitz glänzte stark geröthet, wie das eines Betrunkenen und während ihm innerlich verstört und elend zu Muth war, fühlte er doch beständig die Neigung zu lachen, aber das Lachen beängstigte ihn. Im trüben Schein der Fackeln sahen die Anwesenden auf dem Fußboden, in der Nähe des Tischs, langausgestreckt ein Weib liegen. Ueber ihrer Brust lag quer die Säule eines Candelabers, dessen Flamme erloschen war, dessen Oel am Boden floß. Sie umklammerte mit der einen Hand fest diese Säule, die andere

Hand lag weit hinausgestreckt mit der Fläche nach oben, wie um ein Almosen bittend. Ihre Augenlider zeigten, halb geöffnet, das kläglich-starre Weiße, ihre schmerzvoll zur Seite verzogenen Lippen ließen die fest aufeinander gebissenen elfenbeinglatten Zähne durchblinken. Ihr aufgelöstes Haar überschwemmte den Mosaikboden wie goldigrother Wein, den die Hand des Zechers aus dem Becher, den Göttern opfernd, herausgeschleudert. Unter der rechten lilienhaft-zarten Brust klaffte ihr eine drei Finger breite häßliche Wunde, deren emporgestülpte Ränder dunkelpurpurne Feuchtigkeit dick und zäh über ihr Gewand gossen, bis auf den Boden hinab. Die Anwesenden wagten nicht, sich zu rühren. Alle sahen ängstlich auf den in den Armen der Höflinge hängenden Kaiser, der den Kopf herabbog. Charikles kniete neben der Leiche nieder und befühlte ihre klare Stirn, ihren vollen weichen Arm. Er sah empor und begegnete dem ganz zum Boden gewandten, finster fragenden Blick des Kaisers, aus dem ein verzehrendes und doch stumpfes Feuer zuckte. Dann beugte der Arzt das Ohr zur Brust des Mädchens, wobei sich der Körper desselben schlaff, willenlos wie ein Sack zur Seite drehte. Längere Zeit lauschte

er. Die Anwesenden hielten den Athem an. Endlich hob er den Kopf.

„Sie ist zwar noch nicht erkaltet, aber es ist vorbei,“ sagte der Arzt und stand vom Boden auf.

Der Kaiser erwiderte nichts. Er wandte den Kopf immer noch der Erde zu und hing so schwer in den Armen der ihn Führenden, daß diese Mühe hatten, ihn aufrecht zu halten. Er suchte sich einzureden, daß er recht gethan, daß sie schuldig sei, daß überhaupt Alles zu Grunde gehen müsse, daß, da er nicht mehr lange zu leben habe, es besser sei, sie folge ihm voran. Endlich erinnerte er sich, aus stierem Brüten erwachend, daran, daß er beobachtet werde. Kein Mensch durfte ahnen, wie unsagbar elend ihm zu Muthe war, er wollte seinen Jammer im Blute derer ertränken, die ihn betrogen, belogen, verrathen, verleumdet, ihm den Sohn gemordet. Wen auch hatte er jetzt noch, dem er sich offenbaren könnte!

„Was starrt Ihr Alle,“ fuhr er die Umstehenden um so zorniger an, da ihm die Brust, von einem unerträglichen Schmerzkrampf zerrissen, zuckte, „was starrt ihr und klatscht nicht? Sie hat ihre Rolle vortrefflich gespielt, aber das Trauerspiel

ist noch nicht zu Ende, Freunde — soeben beginnt der Chor den Gesang der Rache —"

Einen furchtbaren Tigerblick, aus dem jede Verzweiflung loderte, die den Menschen foltern kann, im Kreise seiner Höflinge umherwerfend, raffte er sich empor und ließ sich hinweg führen. Charikles sah ihm, die Schrecken der Zukunft vorausahnend, nach, während es dunkel im stillen Gemach ward. Durch die Säulen der Veranda schielte der Mond auf die anmuthige traurige Mädchenleiche. Der mitleidige Mond blickte wie eine tragische Schauspielermaske, deren weit zum „Wehe!" geöffneter Mund das Treiben der Welt anklagt.

Ende.

Druck von Oswald Schmidt in Leipzig-Reudnitz.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. R. Hofbuchhändler in Leipzig.

Im Erscheinen begriffen:

Schriften von Wilhelm Walloth.

Erste billige Ausgabe.

Mit illustrirtem Umschlag und Titelbild.

Gleichmäßig vornehme Ausstattung.

Preis für 5 Bände Mk. 15.—, eleg. in Calico geb. Mk. 20.—.

„Wilhelm Walloth, obwohl noch ungestorben und unbegraben und noch von keinem gelehrten Professor geaicht, ist dennoch ein vollwichtiger Dichter, dessen Werke nicht als bloßes Lesefutter, sondern als dauernde Kunstwerke zu betrachten sind. Das sind Werke von einem poetischen Reichthum, wie er selten vorkommt, Werke, die man immer wieder lesen kann, ohne daß sie ihren Reiz verloren haben. Die Walloth'schen Dichterwerke sind unvergänglich, denn sie zaubern uns mit wunderbarer, oft fast beängstigender und doch entzückender Deutlichkeit wirkliche Bilder vor die Phantasie, die wir gerne immer und immer wieder sehen, weil sie uns ganz von dem Druck und den Sorgen des alltäglichen Lebens befreien und uns in eine andere, schöne und heitere Welt versetzen, was eben die Aufgabe aller wahren Dichtung ist.

(G. Christaller in der „Frank. Ztg."

Den ersten Band dieser „Schriften" giebt die Verlagshandlung für Mk. 3.— (statt Mk. 6.—), wenn als „Walloth's Schriften" Band I verlangt, ab; die Einzelausgaben können jedoch nur zu den nachstehend verzeichneten Einzelpreisen geliefert werden.

In dieser billigen Ausgabe erscheinen vorläufig:
- Band I. **Octavia**. Roman. (Einzelpreis 6 M.)
- Band II. **Der Mime**. Roman. (Einzelpreis 6 M.)
- Band III. **Seelenräthsel**. Roman (Einzelpreis 6 M.)
- Band IV. **Aus der Praxis**. Roman (Einzelpr. 5 M.)
- Band V. **Dramen**. (Einzelpreis 4 M.)

Von demselben Verfasser erschien:

Der Dämon des Neides. Roman aus der Gegenwart. Preis br. M. 6.—.

Der Gladiator. Roman aus der Zeit Kaligulas. Preis br. M. 6.—.

Das Schatzhaus des Königs. Roman aus dem alten Aegypten. 3 Bde. Preis br. M. 10.—.

Am Starnberger See. Novelle. Preis br. M. 1.—.

Gedichte. Preis br. M. 2.—.

Dichtungen. Preis br. M. 2.—.

Dramen. (Inhalt: Gräfin Pusterla. — Johann von Schwaben. — Marino Falieri.) Preis br. M. 4.—.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig**.

Ernst Wechsler:
Gespenster im Sonnenschein.
Merkwürdige Alltagsgeschichten.
Preis br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Auch dieses neueste Buch des originellen Schriftstellers wird auf den einfachen wie auf den gebildeten Leser einen merkwürdigen Reiz ausüben. In diesen eigenartigen, phantastisch-realistischen Erzählungen zeigt sich Wechsler's reiches Können in seinem vortheilhaftesten Licht.

Wiener Autoren.
Preis br. Mk. 3 —.

... Das Buch empfiehlt sich allen Litteraturfreunden als eine ebenso belehrende wie anregende Schrift zur Kenntniß des schriftstellernden Wiens. Karl Frenzel (‚Nationalzeitung').

Orgien und Andachten.
Preis br. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

In der farbenheißen Stimmungsmalerei bietet der junge Dichter sein Bestes und man wird nicht umhin können, in der Schilderung der liebesschwülen Sommernacht ein großes Talent zu konstatiren.
L. Hevesi (‚Wiener Fremdenbl.').

Hermann Conradi:
Phrasen.
Roman. Preis br. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Adam Mensch.
Roman aus der Gegenwart.
Preis br. Mk. 5.—, geb. Mk. 6,—.

Der junge, sehr reich beanlagte Autor veröffentlicht in diesen Romanen seine ersten größeren Prosawerke. Die Eigenart, die seine Arbeit charakterisirt, tritt auch in vorliegenden Werken auf's Schärfste hervor; es ist ein eigener Weg, auf dem Conradi sein dichterisches Ideal zu erreichen sucht; mit kühner Unerschrockenheit tritt er an die gewagtesten Situationen heran und zeigt in der Ausmalung realistischer Scenen eine Virtuosität, die den Meister erkennen läßt. Seine Romane werden zweifellos großes Aufsehen erregen, sie gehören zu jenen Werken, die jeder, der das litterarische Leben der Gegenwart verfolgt, gelesen haben muß.

Lieder eines Sünders.
Preis br. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

... Das Buch bringt die Quintessenz der Philosophie eines warmpulsirenden begnadeten Poetenlebens, wir halten die vorliegende Sammlung allen Freunden edler philosophischer Dichtungen auf das Wärmste empfohlen." Franz Woenig im „Leipziger Tageblatt."

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig**.

Conrad Alberti:

Die Alten und die Jungen.

Socialer Roman.

Preis br. M. 9.—, eleg. geb. M. 11.—.

Der Roman behandelt den Gegensatz des alten und des jungen heranwachsenden Geschlechts. Er schildert die modernen Bestrebungen und Kämpfe in der Musik, der Kunst des Tages, die moderne Verbindung zwischen Kunst und Großcapital. Die Zeichnung der musikalischen und der Börsenkreise ist von packender Lebenswahrheit.

Wer ist der Stärkere?

Roman aus der Berliner Gesellschaft.

Preis br. M. 9.—, eleg. geb. M. 11.—.

„Das sind Gestalten aus dem modernen Berlin, wie sie nicht echter geschildert werden können." Vossische Zeitung.

Plebs!

Novellen aus dem Volke.

(„Hammer und Nadel" — „Eine Majestätsbeleidigung" — „Im Rechtsstaat")

Preis br. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

„Das Buch gehört zu den hervorragendsten Erzeugnissen des modernen Realismus." Schlesische Zeitung.

Was erwartet die deutsche Kunst von Kaiser Wilhelm II.?

Preis br. M. 1.50.

„Eine Broschüre, in welcher ein ungenannter, aber offenbar sehr sachverständiger Kenner des nationalen Kunstlebens, der namentlich in die Schwächen und Mängel in allen Gattungen derselben tiefe Einblicke gethan, sich über die Aufgaben der staatlichen Kunstpflege in sehr beachtenswerthen Ausführungen und Vorschlägen ausspricht." Magdeburgische Zeitung.

Brot!

Ein sociales Schauspiel in fünf Akten.

Preis br. M. 1.—.

„Das Stück zeugt von einem urwüchsigen Talente, ebenso wie von Begeisterung für die sozialen Probleme." Bukowinaer Rundschau.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig**.

Von **M. G. Conrad** erschien:

„Die klugen Jungfrauen".

Roman. 3 Bände.
br. M. 12,—.

Was die Isar rauscht. Münchener Roman. 2 Bände. Preis br. M. 9.—.

Todtentanz der Liebe. Münchener Novellen. Preis br. M. 6.—.

Lutetias Töchter. Pariser-deutsche Liebesgeschichten. Preis br. M. 5.—.

Madame Lutetia. Neue Pariser Studien. Preis br. M. 6.—.

Flammen! Ein Buch für freie Geister. Preis br. M. 5.—.

Von **M. G. Conrad** und **L. Willfried** erschien:

Die Emanzipirten. Lustspiel in 4 Akten. Preis br. M. 2.—.

Firma Goldberg. Schauspiel in 5 Akten. Preis br. M. 2.—.

Gagern, Carlos von, Schwert und Kelle. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von **M. G. Conrad.** Mit dem Bilde und der Lebensgeschichte Carlos von Gagern's. Preis br. M. 3.—.

Von dem großen Conrad'schen Münchener Roman-Cyklus

„Was die Isar rauscht"

sind folgende Einzelromone in Vorbereitung:

„Der Einsiedler im Steinbruch" — „Die Ungespundeten" — „Die Modelle des Bildhauers" — „Zwischen den Kulissen" — „Der rothe Ludwig".

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Am Starnberger See.

Novelle

von

Wilhelm Walloth.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. K. Hofbuchhändler.
1888.

Alle Rechte vorbehalten.

I.

1. Mai.

Lieber Freund! Dein Wunsch soll erfüllt werden, ich werde Dir Rechenschaft ablegen von jedem Tage, den ich nicht in Deiner Nähe zubringe. Ich bin endlich in einem Fischerdörfchen am Starnberger See angekommen, das mir ein Münchener Arzt empfohlen, und nach dem Getreibe einer Großstadt, nun diese Abgeschiedenheit — es war, als wenn man mich aus einer Schlacht plötzlich in eine Gruft versetzt hätte. Und gleicht das Leben einer Großstadt nicht einer Schlacht, in welcher sich die Krieger mittelst Höflichkeiten verwunden, mit Lächeln würgen? Einer Schlacht, in welcher der Tod, statt im Gewand von Blitz und Dampf, in Pantoffeln und Schlafrock seine Ernte hält?

Doch still davon. „Es hat mich krank gemacht," sagt — Hamlet. Ich wollte von meinem Fischerdörfchen reden. Ich sage Dir — wenn Dich einmal ein Weib betrogen, oder wenn Dich Deine Gläubiger zu sehr bedrängen, wenn Du vielleicht eine Erbschaft, auf die Du gehofft, nicht erhalten, oder wenn Dir eines Morgens beim Aufstehen einfällt, die Welt könne auch ohne Dich weiter existiren, kurzum, wenn Dir das Schicksal aus seiner großen Vorrathskammer von Unannehmlichkeiten irgend eine recht derbe an den Kopf geworfen — ich sage Dir — wähle alsdann Bernried am Starnbergersee zum Aufenthaltsort. Die Stille war von je das beste Pflaster für Herzenswunden, und Stille findest Du dort und zwar ohne sie bezahlen zu müssen, was doch wirklich sehr Erwägung verdient, denn was mußt Du heut' zu Tage nicht alles bezahlen! Mir träumte sogar gestern, Bismarck habe die Luft besteuert und man habe eine Maschine erfunden, die Jedem sein bestimmtes Quantum Luftmischung zumißt. Nun also!

Kostbarste Stille fand ich in Bernried; nicht einmal ein Hund störte meine Nachtruhe; selbst die Hähne scheinen das Krähen für eine, eines gebildeten Federviehes durchaus unwürdige Beschäf-

tigung zu halten. Das Dorf liegt am Rande des See's, versteckt im Buschwerk wie ein buntes Osterei, das die Kinder vergeblich suchen; es liegt so abseits der allgemeinen Heerstraße, daß ich der festen Ueberzeugung lebe, wenn einst die Posaune des Gerichts die Bewohner der Erde zur Versammlung ladet und die Bernrieder ankommen, wird Gott der Herr lange in seinem Adreßbuch zu suchen haben, bis er Name, Wohnort und Charakter dieses Völkchens festgestellt hat . . .

Schon den Tag nach meiner Ankunft sah ich mich nach einem Kahn um, den wunderschönen See zu befahren. Bei dieser Gelegenheit lernte ich einen ehrlichen Fischerjüngling kennen, in dessen Gemüth die Bildung als ein noch nicht urbar gemachter Wald vegetirt und dessen Unterhaltung deshalb einen eignen Reiz für mich hatte. Besonders ließ ich — wie ich solchen Leuten gegenüber meist thue — mir es angelegen sein, ihn über seinen Glauben, seine Religion auszufragen. Nichts ist mir interessanter, als auf diese Art das menschliche Innere zu studiren, und mein Grundsatz hierbei lautet: Wer genau weiß, wie sich ein Mensch das Leben nach dem Tode denkt, der weiß, welches Leben dieser Mensch vor dem Tode führt. In diesem

besonderen Fall hatte ich nun das Vergnügen, im rauhen Fischerrock eine tiefangelegte Natur zu entdecken. So war z. B. die Art, wie er von seiner verstorbenen Schwester erzählte, unvergleichlich rührend und der Schmerz, der sich bei dieser Erinnerung auf seinem häßlichen Gesichte malte, verlieh diesem eine Weihe, vor der alle Schönheit, aller Witz, alle geistige Höhe hohl dastand. Ich lieh ihm sofort einige gute Bücher und erfreute mich an seinem Urtheile.

Trotzdem sehnte sich mein Herz allmählich wieder nach dem civilisirten Herrn der Erde zurück, und da ein solcher in ganz Bernried bis jetzt noch nicht aufzutreiben war, begann ich gemach in eine Art Melancholie zu verfallen. Es ist gefährlich, ausschließlich mit der Natur umzugehen; sie ist so verteufelt folgerichtig, daß man bald wieder nach einer recht menschlichen Albernheit verlangt. Die Natur kennt keine Phantasterei, keine Schwäche, keine Fehler, man kann sich nicht über sie ärgern, man kann sie nicht bekritteln, man kann sich nicht mit ihr zanken; dies alles aber ist uns Modernen Bedürfniß geworden.

Ich komme mir vor wie Krusoe auf seiner Insel, und die Gedanken, die ich mir fern halten

wollte, benutzten die Gelegenheit und machten sich wieder über mein unbeschäftigtes Gemüth her. Das, was Allen so leicht, so beneidenswerth leicht fällt, warum fällt es mir so schwer — das Vergessen! Das Geplauder meines Schifferknechts, das ich, um mich zu zerstreuen, aufsuchte, vermochte mich auch auf die Dauer nicht zu befriedigen; ich hörte nur mit halbem Ohr, und während er mir von seiner verstorbenen Schwester erzählte, weilten meine Gedanken weit, weit wo anders, in einer Stadt, die Du kennst, bei Personen, die Du ebenfalls kennst. Wenn ich in meinem einsamen Zimmer saß, sehnte ich mich in's Freie, war ich im Freien, sehnte ich mich nach meinem Zimmer, nirgends fand ich Ruhe, ich versank ganz in mich selbst, ich glich einem Fieberkranken, der sich auf seinem schweißdurchnäßten Lager wälzt und vergeblich eine kühle Stelle zu finden wähnt. Ach, ich empfand gar betrübend, wie ungenügsam der Mensch ist und welch' schlimme Heuchler wir sind, wenn wir behaupten, Einsamkeit und eine schöne Gegend, mehr brauchten wir nicht, um glücklich zu sein.

Nun hatte ich ja, was ich wollte, ich war fern von Menschen, ich sah die Gesichter, die mich angeekelt und welchen ich so sorgfältig in der Stadt

ausgewichen, nicht mehr vor mir, aber ich hatte das alte Elend mit einem neuen vertauscht . . . Mehr hatte ich nicht gewonnen!

Eines Abends trat ich in das kleine Wirthshaus des Dorfes. Es war finster in der Stube; einige Bauern saßen beim Bier. Ich bestellte mein gewöhnliches Nachtessen und hatte mich eben verdrossen an den rohgearbeiteten Tisch gesetzt, um meinen durchaus nicht menschenfreundlichen Gedanken nachzuhängen, als die Kellnerin, mehrere Maßkrüge in der Hand, eintrat und — ich hatte sie in meinen weltscheuen Zustand ein wenig eingeweiht — mir lachenden Mundes berichtet, es habe sich ein neues menschliches Wesen aus civilisirten Gegenden in diese Einsamkeit verloren. Mit der Begierde eines Gefangenen, dem Freiheit winkt, erkundigte ich mich nach dem Ankömmling und erhielt zur Antwort, es sei kein Er, sondern eine Sie!

Desto besser, dachte ich . . .

Sie ist Malerin, warf das Mädchen hin. Die Nähe der Stadt München treibt zuweilen solche Zugvögel hierher.

Malerin! Lieber Freund, Du weißt, welchen Respect ich vor der Kunst habe; er erstreckt sich jedoch nur ganz schwach auf ausübende Künstlerin-

nen, denn wie mir befreundete Maler versicherten, bewegen sich die Arbeiten dieser Rafaels im Unterrock meist zwischen Baumschlag und Blumenstücken, oder schwingen sich höchstens einmal zu einer alten Kuh auf, die im Wasser steht und mit dem Schwanze wedelt und möglichst dumm glotzt.

Ich dachte mir unter dieser neu angekommenen Malerin sofort eine ältliche Dame, sehr mager, sehr nachlässig grau in grau gekleidet, Schmachtlocken, die um ein männerfeindlich scharfes Gesicht tänzeln, unverstandenes Gemüth, schlimme Erfahrungen in der Liebe, beschmierter Farbenkasten, langer Malstock nebst braunem Riesensonnenschirm, welch' letztere Gegenstände zu beiden Seiten des linken Armes zwar unbehilflich, aber außerordentlich ehrfurchtgebietend hervorragen — ein solches Bild tauchte bei Nennung des Schreckenswortes „Malerin" sogleich vor mir auf. Wie erstaunte ich aber, als ich erfuhr, dies weibliche Pinsel-Talent habe erst achtzehn Jahre hinter sich, ja es trüge vor seinem Namen ein kleines kokettes „Von"! Also Adel der Kunst gepaart mit dem der Familie! Hm! Wird mindestens ein sehr eingebildeter kleiner Teufel sein . . .

Wohl auch etwas leichtsinnig . . .

Reist sie allein? frug ich die Kellnerin. Ja, erhielt ich zur Antwort. Da haben wir's! Adelige Landstreicherin und Farbenkleckserin: fürnehme Lüsternheit unter dem Deckmantel der Kunst. Wirft mit großartig technischen Ausdrücken um sich. Großer gelber Strohhut, Stumpfnäschen, lacht sehr laut, kecksinnliche Blicke bei sehr salonmäßig blassem Teint; nascht Bonbons, reinigt sich die Finger jeden Augenblick; betupft die Leinwand sehr zärtlich und braucht drei Stunden, um ein fingernagelgroßes Stückchen Baumschlag nur halbwegs anzulegen. Oder vielleicht hat sie die Darstellung von Menschen zu ihrer Lebensaufgabe gemacht? Bewundert alte Bauernweiber oder —? Ich bin in der That sehr begierig, diese Dienerin der Musen kennen zu lernen, lieber Freund.

Ich habe so recht Lust, mich in ein Abenteuer zu stürzen, und wenn diese charmante kleine Ungenirte wirklich so viel Sinn für die Qual eines sich einsam fühlenden männlichen Herzens besitzt, als ich ihr zutraue, nun, desto besser! Ich bin ja auf Reisen . . . Sie speist drüben überm Hof im kleinen Nebenhause; ich werde heute Abend ebenfalls dort speisen. Ich muß mich auf alle Fälle dieses alleinstehenden Wesens ein wenig annehmen. —

Ich werde unterbrochen! Meine Hauswirthin bringt Waschwasser und schwatzt und klatscht wie ein Regenfaß im Wolkenbruch. — Uebrigens kann ich Dir, da eben meine Wirthin ging, am Schlusse dieses Briefes noch mittheilen, daß eine ältliche Malerin, wie ich sie oben skizzirt, wirklich hier ihr Dasein fristet, daß aber kein Mensch Etwas von ihr weiß. Sie haust eulenhaft in der Bodenkammer eines baufälligen Häuschens, nährt sich hauptsächlich von Bier und Rettig, zieht Morgens in's Freie und kehrt erst mit Einbruch der Dunkelheit in ihr Nest zurück. Dabei haben die guten Einwohner dieses Dorfes große Scheu vor ihr, da sie Jeden, der sich ihrer Staffelei nähert, mit vernichtenden Blicken vertreibt. Alles dieses theilte mir meine Hauswirthin mit, eine lebhafte alte Frau, die der Mann ihres Mannes zu sein scheint, wenigstens verkriecht sich der Alte stets beim Ton ihrer robusten Stimme. Die gute Frau ist ehrlich, was sie aber nicht abhält, sehr betriebsam nach Trinkgeldern zu fahnden. Hoffentlich kann ich Dir bald Näheres über die in Aussicht stehende Bekanntschaft schreiben.

Meine Wirthin erzählte mir soeben ihr erstes großes Reiseunternehmen von Bernried nach München

(mit der Bahn $1^1/_2$ Stunden). Diese Reise ist der Glanzpunkt ihres Lebens; die gute Frau wird ihr Leben lang von dieser Erinnerung zehren.

4. Mai.

Lieber Freund! Die achtzehnjährige Musendienerin war diesmal mit der Mittagsmahlzeit so rasch zu Ende, daß ich nur ihren langen Regenmantel von hinten bewundern konnte, als sie das Zimmer verließ. Nun hat aber, von dieser Seite aus betrachtet, die Schilderung des weiblichen Körpers solch ungeahnte Schwierigkeiten, daß ich mit meinem Urtheil lieber noch zurückhalten will. Nur soviel — sie scheint schlank gebaut. Während des Essens, muß ich gestehen, hat mir's viel Vergnügen verursacht, über ein achtzehnjähriges malendes Jungfernhändchen nachzudenken. Ein solches Händchen, so formverständig, gewandt, weich, frisch, auf meiner Stirne oder in meiner Hand zu fühlen, Du verstehst mich?

Heute Abend werde ich rechtzeitig auf dem Platze sein, heute Abend muß ich sie sehen von Angesicht zu Angesicht.

Aber gestern Abend! Du hättest dabei sein sollen. So etwas Einfaches kann man nur er-

leben; das kann auch die naivste Phantasie nicht erfinden. Dies Bild wird mir immer vor Augen stehen, diese Empfindung werde ich noch lange mit mir herumtragen. Ich erlebte ein Göthe'sches Gedicht, aber ich fürchte, wenn ich Dir's jetzt wiedererzähle, sagst Du: war es der Mühe werth, sich so zu erregen? Ich weiß wohl, der Reiz dieses Erlebnisses liegt nicht an dem Erlebten selbst, ich habe mir vielleicht diesen Reiz hinzuphantasirt und deshalb hat auch nur für mich diese handlungsarme, schlichte Scene Werth. Ich ging, als es zu dämmern begann, an dem kleinen Friedhof des Dorfes vorbei. Er liegt gar armselig da mit seinen verrenkten Kreuzen und wüsten Hügeln und der baufälligen Kapelle.

Ein grauer Regenhimmel lastete schwermüthig über der Landschaft und der feuchtkühle Abendwind, der mich durchschauerte, rüttelte hohnlachend an dem fratzenhaft geschnörkelten Eisenschloß der Kirchthüre und pfiff unverschämt durch die mageren Kreuze der Gräber. Das alles hatte ich ihm noch verziehen, denn der Wind ist nun einmal ein ungezogener blasirter Gesell. Wenn er mir nur die alten Schädel in Ruhe gelassen hätte, die in einem kleinen offenen Anbau der Kapelle aufgeschichtet

lagen, um dort skeptisch grinsend der Auferstehung am jüngsten Tage zu harren. Diese Schädel gerade waren meine Freunde, und es war in der That schmerzlich, die guten alten Bursche, die so gerne von den Strapazen des Lebens ausruhten, nun wackeln und rasseln zu hören. Besonders mitleiderweckend war das Gebahren des Kopfes eines alten Mütterchens, die unaufhörlich mit dem Unterkiefer klapperte; entweder hatte das Ding wirklich Heulen und Zähneklappern im Fegefeuer auszustehen oder es sehnte sich nach warmem irdischen Cichorienkaffee mit Kuchen lebhaft zurück. Woher ich weiß, daß dieser Schädel einem Mütterchen angehört, fragst Du, erstaunt über meinen kranologischen Scharfsinn? Nun, das ist leicht zu errathen, denn jedem dieser Schädel steht der Name, den sein Besitzer im Leben trug, nebst Angabe des Gewerbes u. s. w. auf der Stirn geschrieben, damit in der allgemeinen Verwirrung der Auferstehung betreffs der Köpfe kein absichtlicher oder unabsichtlicher Irrthum vorfallen könne, oder in Wahrheit, weil die noch Lebenden ihre ausgegrabenen verknöcherten Lieben doch gern unterscheiden möchten. Es muß wohl für die Hinterbliebenen recht erfreulich sein, den Kopf ihres Vorfahren einmal

demaskirt zu sehen. Da weiß man doch eigentlich erst, wen man vor sich hat. Als ich gestern Abend vor diesem Nipptisch des Todes stand und mir der Wind verlorene Regentropfen in's Gesicht jagte, ward mir recht hamletsmäßig zu Muthe. Ich betrachtete die grinsenden Gesichter so lange, bis ich unwillkürlich mitgrinste, und als die ehrwürdige Versammlung so gesprächig die Kiefern regte, ohne doch einen vernünftigen Laut hervorzubringen, glaubte ich mich schließlich in eine unserer Theegesellschaften versetzt. Ich dachte auch daran, welch' pietätloses Wesen doch so ein Wurm ist und wie er z. B. das Gehirn eines Schiller mit demselben Appetit aufzehrt wie das eines Affen. Oder glaubst Du, lieber Freund, diese unheimlichen Gourmands verzehrten das Haupt, das eine Krone trug, mit weniger Freßlust und mehr Ehrfurcht, als dasjenige, welches eine schweißige Bauermütze getragen? Doch horch! Mitten in diese Betrachtungen fuhr das lebensfreudige Gelächter eines Mädchens . . . Ich drehte mich um und hatte einen Anblick, so tiefsinnig, wie ihn sich ein Philosoph oder auch ein unternehmender Wüstling nur wünschen kann — das Leben, das dem Tod seinen vergnügten Respect bezeugt.

Mehrere Mädchen des Dorfes waren damit beschäftigt, die Kreuze des Friedhofes mit Blumenguirlanden zu schmücken, denn Morgen war hoher katholischer Feiertag. Eben stand die Aelteste, Gesetzteste und zugleich Schönste von Allen auf den Zehen, um einen Kranz über die etwas hohen Spitzen des Kreuzes zu legen, als sie auf dem schmalen Sockel ausglitt. Sie lachte nicht, aber ihre Gefährtinnen sprangen lachend herzu, halfen, brachten die Guirlanden in Unordnung statt in Ordnung, kurz das traurige Geschäft ward in das lustigste verwandelt. Ich trat näher mit einem Gefühl in der Brust, als lebte ich in einem seltsamen Traum. „Darf ich Dir helfen?“ frug ich leise. Die Schöne nickte, es war uns Beiden, als wenn wir uns schon lange gekannt. Sie erröthete nicht, sie lächelte ein wenig, dann aber versuchte sie den Ernst, der ihr abhanden gekommen war und der sie an diesem Orte angesichts eines Fremden nicht verlassen durfte, wieder zu erringen. Nun bestieg sie von Neuem den Sockel, schmiegte den schlanken Leib an das Kreuz, hob den Arm, der bei dieser Bewegung, vom Aermel entblößt, die feinste Rundung zeigte, und versuchte den Kranz zu legen. Ein kalter Windstoß seufzte in diesem

Augenblicke über die Gräber, alle Gebüsche brausten auf, die Kränze raschelten und die knöcherne Gesellschaft drüben im Erker gab ihre Mißbilligung durch vernehmliches Geknirsche zu erkennen. Die schöne Dirne wankte, und ich drückte meinen Arm sanft gegen ihren Rücken, um ihr eine Stütze zu bieten. Ich sah zu der Schmückenden empor, sie selbst schien so traumbefangen wie ich, eine wonnige Müdigkeit prägte sich in ihren Zügen aus. Einige Augenblicke gab sie sich in dieser schwebenden Stellung ihrer Versunkenheit hin, dann schauerte sie zusammen, als ein zweiter Windstoß gelbe Blätter vor uns hinstreute, sprang herab und sah mir ganz verwundert in die Augen. Die Gespielinnen kicherten, ich schlenderte von dannen, wobei mir war, als hätte ich ein verklungenes Lied zu singen und es sei mir die Zunge gebunden. Kaum hatte ich den Friedhof hinter mir, so trug der immer feuchter werdende Wind den Gesang der Mädchen an mein Ohr; es ward dunkler, der Gesang verlor sich, schwoll an und verlor sich wieder. — Nicht wahr, du schüttelst den Kopf und hältst mich für einen Phantasten? Wird eine schlaue Dorfkokette gewesen sein, denkst Du im Stillen, deren derbe Reize schon manchen unverfrorenen Bauernknecht

erquickt. Solche „Göthe'sche Gedichte“ erlebt man alle Tage, es schreibt sie nur nicht Jeder auf. Möglich, daß Du Recht hast. —

Angeregt, wie ich einmal war, habe ich in der Nacht doch noch zwei kleine Gedichte verbrochen, die ich Dir zum guten Schlusse hiemit vorlege.

Mahnung.

Mahnt ihr mich zur Fröhlichkeit
Frühlingstrunkne Nachtigallen?
An die schöne Märchenzeit,
An der Kindheit Rosenhallen?

Ungenossen blieb ein Glück,
Zog vorüber ohne Säumen;
Doch genossen — könnt' zurück
Ich so rein, so still mich träumen?

Wie ein leiser Rosenhauch
Von dem Grabe eines Kindes
Weht es mir um Stirn und Aug'
In dem Duft des Abendwindes.

Wolken.

Schwüle Wolken dräuen schwärzlich
Ueber'm Friedhof; die Cypressen
Klagen sturmberauscht ihr schmerzlich
Lied vom Scheiden und Vergessen.

Manchmal zuckt des Wetters blauer
Schimmer auf den Leichensteinen;
Leis will jetzt ein feuchter Schauer
Aus den Wolken niederweinen.

Dort sucht mit den feuchten Blicken,
Kämpfend mit dem Hohn des Windes
Noch ein Mütterlein auf Krücken
Nach dem Grabe ihres Kindes.

10. Mai.

Gestern Abend hatte ich das Vergnügen, der malenden Unschuld vom Fenster der Wirthsstube aus zuzusehen, wie sie mit Würde die Gabel zum Munde führte und mit zierlicher Hand das Bierglas hob. Ein schönes Schauspiel, das noch gewonnen haben würde, wenn ich es in der Nähe hätte genießen können. Im Ganzen sind mir Mädchen nie unausstehlicher, als wenn sie Speise zu sich nehmen, wie ich mir denn überhaupt nichts Lächerlicheres denken kann, als eine große Gesellschaft, die sich zu dem Zweck versammelt hat, den Magen zu füllen, als wenn es nicht weit schicklicher wäre, diese, wie andere Nothdürfte, allein abzumachen.

Ich war eben im Begriff, mir gleichfalls drüben im „Salon“ decken zu lassen, als die Kleine zu meinem Verdruß bereits ihre Mahlzeit beendigte. Nun schritt sie über den Hof.

Eine schlanke Erscheinung. Der Regenmantel hat, wie es scheint, die Ehre, fein entwickelte Glieder zu umschließen, Glieder, wie ich sie gerne sehe,

ohne fleischige Fülle, nervig, schmiegsam. Denke Dir eine griechische Jünglingsgestalt, etwa den Merkur in's Weibliche übersetzt. Mit dem Stumpfnäschen hat es seine Richtigkeit. Im Uebrigen trägt das Gesicht für sein Alter einen auffallenden Ernst zur Schau, so einen gleichmüthigen Backfischernst, eine besonnene Kindlichkeit. Ob man sie eigentlich hübsch nennen kann? Ist denn das absolut die erste Frage, die man an ein weibliches Gesicht stellen muß? Ja, ja, ich will mir's nur eingestehen, ich möchte mich mit ihr unterhalten, obgleich ich, wie Du wohl weißt, das Gespräch mit Männern dem mit Weibern vorziehe und überhaupt nicht zu denjenigen gehöre, die das „Ewig-Weibliche" hinter jeder Schürze suchen.

Was uns an den Weibern gefällt, ist eigentlich gerade das, was sie in unsern Augen herabsetzt, und im Ganzen finde ich, daß jenes Ewig-Weibliche in edeln Männern oft weit schöner, ja erhabener zum Ausdruck kommt, und dort gefunden, einen tiefern Eindruck hinterläßt, als bei Weibern.

Ich gebe also der Kellnerin heute ein etwas reichlicheres Trinkgeld und spreche etwa folgendermaßen zu ihr: „Wäre es möglich, die junge Dame

wissen zu lassen, daß außer ihr noch ein einsamer fremder Jüngling Bernried bevölkert?“ Die Kellnerin sieht mich von der Seite an und murmelt: Oh!

„Und,“ fahre ich fort, „daß es drüben in dem Holzbau bei dieser regnerischen Witterung durchaus ungesund ist, sein Abendbrot zu verzehren, wenigstens wenn man es ohne Gesellschaft verzehrt?“ Die Kellnerin zieht die Augenbrauen empor, nickt, und ich praktizire ihr mit bestmöglichster Rücksicht auf ihr Anstandsgefühl noch ein Halbmarkstück in die Hand. Wir wollen sehen, was der Abend des folgenden Tages in seinem geheimnißvollen Schleier birgt.

12. Mai.

Heute befuhr ich den See mit meinem ehrsamen Fischer Jakob. Ich erzählte ihm von dem schönen Mädchen, dem ich auf dem Friedhof die Gräber schmücken half und als ich sie näher beschrieb — blonde Zöpfe, eine für eine Dorfbewohnerin auffallend weiße Haut, große, dunkle Augen — ward er blutroth und wußte sogleich, wen ich meinte. Maria sei ihr Name, sie sei die Tochter des Schneiders. Sie sei mit dem Schmied des Dorfes so gut wie verlobt. Abgewandt von mir, frug er mich dann mit erzwungener Gleich-

gültigkeit, was sie gesprochen, wie sie sich benommen; es schien ihm auch das Geringste, was sie gethan, außerordentlich interessant.

Als ich ihm sagte, das Mädchen habe mir einen sehr sittsamen Eindruck gemacht, hättest Du sehen sollen, wie seine Augen plötzlich aufloderten: „Sie wird nie etwas Schlechtes thun, stieß er hervor, sah mich aber dabei so verlegen an, als bereue er, daß er sich verrathen. Ich erkundigte mich über ihren Verlobten und ob sie etwa gezwungen worden sei, ihn als solchen anzuerkennen. Er schüttelte den Kopf und warf mit rauher Stimme hin: „Heinrich Ecker ist ein braver Mann.“ Dieser Sieg über die Eifersucht! Ich lächelte; er mochte denken, ich lache ihn aus, aber es war das freudige Lächeln, das sich mir stets aufzwingt, wenn ein hohes Gefühl meine Brust bewegt. Als ich merkte, welche Schwierigkeiten es dem Armen bereitete, von dem Schmied weiter zu sprechen, verweilte ich nicht länger bei diesem Gegenstande. Die Ruderbewegungen meines ehrsamen Jakob stiegen auf einmal zu einer noch nie dagewesenen Geschwindigkeit.

O über die Liebe eines naiven Gemüths! Er fühlte bald, daß ich seinen Zustand errathen; das

machte ihn anfangs unwirsch, bald aber zutraulicher in seinem Benehmen. Mich dauerte fast der arme Kerl, und ich begann, ohne direct seiner zu erwähnen, ein trostreiches Gespräch über Liebe zu führen. Ich packte die Rose der Liebe natürlich mit der Beißzange des Verstandes an, zerlegte sie in ihre einzelnen Blätter und hatte ein eigenes mephistophelisches Behagen dabei, ihm in möglichst volksthümlicher Redeweise seine schöne Einbildung zu zerstören. Er hörte mich ruhig an. Am Schluß meiner Rede nickte er träumerisch und traurig mit dem Kopf und sagte: „Ich merk's wohl, was Sie wollen, 's nutzt aber nix." Darauf flog ein schmerzliches Lächeln über sein starkknochiges wettergebräuntes Gesicht.

Gott behüte mich vor solcher Leidenschaft!

Ich war überdies von je dagegen gewappnet. Einen Vorwurf mache ich mir nun doch. Ich habe dem armen Jungen Heine's Gedichte geliehen. Er kann schon einige Verse auswendig. Hier heißt's schleuniges Gegengift.

16. Mai.

Heute Abend waren mir die Götter günstig, und Du sollst genau erfahren, auf welche Art.

Ich weiß nicht, ob die junge Künstlerin von selbst auf den vortrefflichen Gedanken verfiel, sich ihren einsamen Abendmahlzeiten zu entreißen, oder ob der Wirthin ehrliches Herz den Schluß zog, es sei für ihre Kottelets sowohl, als auch für deren Verdauung, im Besonderen aber für die Gemüthsaufheiterung ihrer Gäste entschieden zu wünschen, daß man in Gesellschaft soupire. Kurzum, als ich gestern Abends in die Wirthsstube trat, saß mir gegenüber am entgegengesetzten Tisch der Dir schon bekannte graue Regenmantel. Die Kleine schien sich nicht ganz behaglich zu fühlen. Sehnte sie sich, noch dringender wie ich, ihrer Einsamkeit ein Ende zu machen, war es das peinliche Bewußtsein, zu übereilt gehandelt zu haben, oder wollte sie meine Aufmerksamkeit in nicht eben sehr feiner Weise auf sich lenken, kurz, sie blieb keine fünf Minuten ruhig auf ihrem Platze. Bald klapperte sie mit dem Bierglas, bald vertiefte sie sich in die Zeitung, um über deren Rand zu schielen. Einmal, als die Kellnerin frug, ob sie noch eine „Halbe“ wolle, besann sie sich einen Augenblick, zog die Unterlippe in die Höhe und sagte dann mit einem Anflug von Trotz: Ja! Offen gestanden, gefiel mir das, obgleich ich mir sonst noch

nicht klar über ihren Charakter bin. Ich zerlegte mein Stück Ochsenfleisch mit besonderer Hast und ich glaube, ich gab der Kellnerin in einer Art Verwirrung ziemlich bündige Antworten. Das war zum Theil meiner Beklommenheit zuzuschreiben, die mich jedesmal überfällt, wenn ich neue Menschen kennen lernen will, dann aber bemerkte ich auch, daß das Mädchen bereits abgespeist hatte und daß sie sich nur deshalb zum zweitenmal Bier reichen ließ, um länger bleiben zu können. Wenn ich also ein Gespräch anknüpfen wollte, mußte das bald geschehen, damit sie durch mein Zögern nicht endlich doch zum Aufbruch genöthigt wurde. Man ist im Allgemeinen gar thöricht in solchen Lagen — und ich insbesondere. Ich wußte so genau, als hätte ich in ihrer Seele gelesen, daß die Kleine meine Unterhaltung wünschte und dennoch zerbrach ich mir, während ich krampfhaft an meinem Stück Ochsenfleisch hackte, den Kopf, ob und wie ich ein Gespräch beginnen sollte. Ihr Bier ging gemach auf die Neige, es wäre sehr unschicklich von ihr gewesen, noch viel länger zu bleiben, das fühlte sie, das fühlte ich, und noch war keine Einleitung gebahnt. Dazu füllte sich die enge, heiße Stube mit schreienden Bauern, die Kellnerin flog von

Thür zu Thür und ein übler Tabaksdampf umwölkte das ohnehin sehr schwächliche Oellicht. Endlich blitzte mir die heroische Idee durch den Kopf, die wohl schon Manchem in dergleichen Fällen wie eine Erleuchtung von Oben aus der Noth half: ich fuhr auf (natürlich etwa in der Verfassung, als hätte ich ein kaltes Bad genommen), schritt auf den Tisch meiner Nachbarin los und wühlte mit äußerst verdrießlich sein sollender Miene in den Zeitungen. Meine Nachbarin schien den Wink zu verstehen, auch ihr erleuchtete der Himmel das Herz und sie frug: ob ich vielleicht den „Starnberger Boten“ suche! Natürlich suchte ich den Starnberger Boten! Nichts war mir in der Welt im Augenblick interessanter, als der Starnberger Bote, welcher genauen Bericht über Viehmärkte, den Preis des Ochsenfleisches und andere Weltbegebenheiten erstattet. Und es traf sich sehr glücklich: sie las gerade in diesem weltberühmten Blatt, in diesem wundervollen „Starnberger Boten“, denn auch sie wollte sich über Viehmärkte, den Preis des Ochsenfleisches u. s. w. unterrichten! Doch wollte sie sich mir zu liebe von dem hochinteressanten Blatte trennen und ich konnte selbstverständlich eine solche Großmuth nicht annehmen. Als endlich

die Verhandlungen über den Besitz dieses Organs der öffentlichen Starnberger Meinung, dieses Kleinodes aller Blätter sich in's Endlose zu dehnen anfingen, platzte ich mit der Frage heraus, ob ich die Ehre habe, eine Künstlerin vor mir zu sehen, worauf sie, vielleicht ob des Wortes „Künstlerin" ein wenig erröthete, die Augen niederschlug, dann aber kleinlaut zugab, sie habe allerdings den schweren Beruf einer Malerin gewählt. Nun war das Eis gebrochen, nun war ich im richtigen Fahrwasser, nun fühlte ich mich behaglich. Jetzt hieß es, geschickt sondiren.

Ich bin mir bis jetzt immer noch nicht klar über den Charakter der Kleinen, vielleicht kannst Du mir, wenn ich Dir genau mehrere Einzelnheiten unseres Gesprächs berichte, Aufschluß geben, was von ihr zu halten ist und ob ihre Naivität eine gemachte oder eine natürliche ist. Hinter uns zankte sich der Fischmeister mit dem Krämer über Politik, wir aber hatten uns bald in ein schönes Gespräch über die Kunst vertieft, obgleich wir uns anschreien mußten wie Taube, um uns im Lärm der Stube zu verstehen.

„Sie haben Homer erwähnt," sagte sie im Lauf der Unterhaltung. „Ich muß offen gestehen, daß

dies so ziemlich das einzige Buch ist, welches ich wirklich gelesen habe; es ersetzt mir alle übrigen Bücher."

Es ist bekannt, wie schnell zwei Menschen ein inneres Verhältniß zu einander gewinnen, wenn sie für ein und denselben Gegenstand begeistert sind. Und nun gar, wenn dieser Gegenstand ein so hoher ist wie die Kunst. In wenig Augenblicken war alle Verlegenheit aus unserem beiderseitigen Benehmen verschwunden, unsere Wangen glühten, es war, als erneuerten wir eine alte Bekanntschaft.

Wir kamen nun auf die griechischen Bildhauer zu sprechen, und ich erstaunte, sie einmal sagen zu hören: „Mit der Kunst wird es nicht eher besser, als bis sich das Volk daran gewöhnt hat, im Nackten nichts Unanständiges zu sehen." War das Naivität? Darf ein gebildetes achtzehnjähriges Mädchen, das mutterseelenallein reist, einem jungen Manne gegenüber sich also äußern? Anfänglich mochte ich bei ihrer Bemerkung düster d'rein geblickt haben; das Gefühl gewisser Enttäuschung, das sich in meinen Zügen spiegelte, war ihr nicht entgangen. Ich schwieg; das verwirrte sie jedoch keineswegs. Sie sah mich ganz klar an, fast als wolle sie mich auf die Probe stellen, mich auffordern, ebenso zu denken und sprach ohne zu

stocken weiter, mit Absicht ihren Worten einen höheren Flug, eine stärkere Betonung gebend. Nun verwandelte sich meine Verstimmtheit in beredtes Zugestehen; sie fühlte dies, und ihre Stimme nahm einen weichen Klang an.

„Man wird so leicht mißverstanden," flüsterte sie, „wenn man als Weib einen Beruf gewählt hat, der angeblich über der weiblichen Sphäre liegt."

„Wir besprechen da Dinge," unterbrach ich einmal eine lange Abhandlung über die griechischen Götter, die freilich in unsern Theegesellschaften nicht zur Sprache kommen dürften. Aber Sie sind Künstlerin, ich bin ebenfalls ein Liebhaber der Kunst und mache sogar zuweilen, wenn ich gerade nichts Besseres zu thun habe, Verse."

Als ich ihr mittheilte, daß meine Eltern gestorben, da ich kaum das zweite Lebensjahr zurückgelegt, sah sie mich erst mitleidig an, dann frug sie: „Und leben Sie ganz unabhängig?" Als ich dies bejahte, rief sie: „Sie Glücklicher!" Daß ich hätte Maler werden wollen, mein Talent jedoch nicht ausgereicht, war ihr sehr interessant zu hören. Sie lobte meinen Entschluß, der Kunst völlig zu entsagen; es gäbe genug Mittelmäßiges in der Welt, meinte sie, ein Dilettant sei stets ein liebenswür-

diges Geschöpf, ein Stümper dagegen sei weniger als gar kein Geschöpf.

Auf ihre Frage, welchen andern Lebensberuf ich nun gewählt hätte, konnte ich leider nur erwidern, daß ich mich zu gar nichts berufen fühle, höchstens dazu, meinen Träumen nachzuhängen und dem lieben Gott den Tag zu stehlen.

„Das kann Sie unmöglich glücklich machen," sagte sie mit Nachdruck. Ich konnte ihr aber beim Kuckuck doch nicht jetzt schon das Geständniß ablegen, daß ich mich heimlicherweise mit Leib und Seele der Poesie ergeben habe, und daß es mir nach den unerhörtesten Anstrengungen geglückt war, einige Verse in angesehenen Blättern zum Abdruck zu bringen.

Ein weibliches Gemüth muß man schonen — also! Ich gab ihr mit lächelnder Miene Recht, da sie mich unglücklich nannte, mit jener lächelnden Miene ungefähr, mit der es den Gladiatoren im Circus zu sterben erlaubt war. Ich weiß nicht, wie lange und worüber wir uns noch unterhielten; mir schwindelt heute noch der Kopf. Ich weiß nur noch, daß sie mir gestand, sie hätte es um keinen Preis mehr allein in diesem Dorfe ausgehalten, Heimweh und das beängstigende Gefühl der Einsamkeit habe sie ganz krank gemacht. Dann erinnere

ich mich noch, wie uns die Kellnerin mit verwunderten Blicken betrachtete, wie ich im Eifer des Gesprächs, aus dem Brot des Fräuleins kleine Pillen drehte, welche Pillen sie, ebenfalls im Eifer des Gesprächs, anfangs als höchst merkwürdige Produkte der menschlichen Erfindungskraft einer ernsthaften Betrachtung unterzog, um sie alsdann mit ihren schönen Händen noch einmal zu bearbeiten. Auch müßte ich mich sehr irren, wenn ich ihr nicht, ehe wir das Zimmer verließen, noch das ausführliche Scenarium eines Trauerspiels entwarf, welches ich zu schreiben beabsichtige; wenigstens ist mir noch im Gedächtniß, daß sie im Aufstehen mit ganz erhitztem Gesicht zu mir sagte: „Das ist ja großartig! Es ist mir doch gerade, als hätte ich im Theater gesessen.“

Wir gingen und verabschiedeten uns im Dunkel der Nacht. Wie gut mir der Nachtwind die heiße Stirne kühlte! Ja, ich war in einer so seltsamen Stimmung, daß ich ganz vergessen hatte, mich nach ihren persönlichen Verhältnissen zu erkundigen. Ich weiß nicht, wie sie heißt, kenne ihre Eltern nicht u. s. w. Ich weiß überhaupt nur, daß sie lebt. Sie! Und das sollte mir nicht genügen?

Wie ich nach Hause kam, weiß ich ebenfalls

nicht mehr genau, nur habe ich zum erstenmal seit langer Zeit in dieser Nacht vortrefflich geschlafen und bin heute Morgen mit dem freudigsten Gefühle innerer Erquickung aufgewacht, trotz dem erstickenden Wust von schweren heißen Federkissen, den sie hier zu Lande Bett nennen, und worin man wie in einer Gruft begraben wird.

Halt, da fällt mir ein, daß ich ihr gestern den Regenmantel, den sie abgelegt, anziehen half. Noch nie hatte es mir solche Schwierigkeiten gekostet, einen Rockärmel zu finden, und ihre kleine Hand tappte gar possirlich im Finstern, bis ich ihr die richtige Direction geben konnte. —

Welches Idyll bin ich im Begriff zu erleben! Hat das Schicksal wirklich beschlossen, einem armen Sterblichen, statt ihn mit seinen hysterischen Launen und plattprosaischen Einfällen zu verfolgen, einmal zu zeigen, daß es auch die liebenswürdige Lenkerin zu wunderlieben Dingen spielen kann?

Denke Dir dies friedliche, umbuschte, schattige Fischerdorf am Rand des herrlichsten blauschimmernden Sees, darüber der ewige Himmel voll erquickender Bergluft — und dies süße Kind nebst meiner Wenigkeit mitten in diesem Eldorado schlaftrunkener Häuschen, plaudernder Brünnchen,

gewundener verschwiegener Waldpfade, duftender Auen, worauf wiederkäuende Kühe in seliger Verdauung und stiller Betrachtung liegen!

Wird es Dir nicht ganz homerisch zu Muthe? Nun erst verstehe ich die alten famosen Griechen, und als ich heute in aller Frühe in den Wald lief, war es mir oft, als müsse sogleich ein fideler bocksfüßiger Faun aus dem Gebüsch brechen, eine schreiende Nymphe verfolgend, oder als müsse mir der Götterbote auf meinem Pfade begegnen, mir den olympischen Willen seines allgütigen Gebieters kund zu thun.

Noch einen Zug, den ich an ihr beobachtet, möchte ich hierher setzen, weil er mein Auge so tief erfreut. Wenn sie mir zuhört, neigt sie das Köpfchen auf die eine Seite, öffnet träumerisch ein wenig die Lippen, als söge sie unsichtbare Düfte ein und blickt mich von unten herauf lächelnd an, so zutraulich wie ein Vögelchen.

Zum Beschluß das Geständniß, daß mich der Gedanke an die süße Hexe zu folgendem Lied verführt hat. Hör's gnädig an, Freund!

Nun möcht' ich nicht verlassen sein,
Weil nun der linde Mai erwacht,
Und ohne deiner Augen Schein
Was ist des Frühlings holde Pracht?

Am Bächlein dort belehrst du mich
Was rings den Gräsern klagt sein Schaum,
An dich gelehnt, belausche ich
Der Blumen ersten Liebestraum.

Dein Aug', dein Wort entlockte d'rauf
Dem Vogel seinen tiefsten Sang;
Mit dir wacht erst der Frühling auf,
Du giebst ihm Seele, Sinn und Klang.

O sieh', schon leiht der Mond dem Hain
Die schauernd bleiche Silbertracht —
Nun möcht' ich nicht verlassen sein,
Weil nun der linde Mai erwacht. —

20. Mai.

Du warnst mich vor der kleinen Malerin? Und räthst mir an: „das Gemisch zu prüfen?" Ich will Dir Dein garstiges Mißtrauen verzeihen, weil Du sie nicht kennst. Ich verspreche Dir sogar, auf meiner Hut zu sein. Es soll Dir auch gestanden sein: mir fuhr ein Schreck durch alle Glieder, als ich Deine offenherzigen Mittheilungen über das weibliche Malervolk, sein Leben und Streben, zum zweitenmal überlas. — Beim erstmaligen Lesen schüttelte ich den Kopf. Ist das Wahrheit? Doch Du kennst das Malerleben, Du meinst es ehrlich mit mir, verzeihe mir die Frage. Also es ist auf den Charakter dieser Art Menschenkinder Deiner Meinung nach gar nichts zu geben, und Du selbst

hast mit ihnen auf solche höchst — wie soll ich nur sagen? — leichtsinnig kühne Weise verkehrt?

Nun ich werde heute, wenn ich sie beim Mittagstische sehe, vorsichtig sein und wenn sie wirklich ein leichtfertiges Persönchen sein sollte — ach, ihr Ideale von Frauentugend! — so will ich sie als solche behandeln, d. h. sie als ein Geschenk der gütig lächelnden Venus in Empfang nehmen, aber mein armes Herz dreifach einwickeln, in den schärfsten Essig legen und luftdicht verstöpseln. Mich ernsthaft zu verlieben, lag ja von vornherein nicht in meiner Absicht. Und doch: wie schade, Jago, wie schade! Du magst Recht haben, wenn du schreibst: Diese Mädchen treibt nicht ihr meist geringes Talent, sondern nur die starke Sinnlichkeit in die Arme der Kunst; da können sie sehen und kosten und gelten dabei für anständig, ja für bewunderungswürdig. Doch laß mich nun in meinem täglichen Reisebericht fortfahren. Uebrigens einen Roman will ich nicht schreiben, behüte der Himmel, ich gebe Dir nur trockene Wahrheiten oder vielmehr Erfindungen und Romankniffe des Schicksals.

Doch werde ich mich befleißigen, Deinetwegen alles Romanhafte aus diesen trockenen Thatsachen

zu entfernen. Du sollst ein nüchternes Protocoll vor Dir zu haben glauben, das die Wahrheit mit ihrem dicksten Gänsekiel eigenhändig schrieb, nachdem sie vorher der Erfindung, der schönen Schwester Mamsell Lüge, die Thüre gewiesen. —

Heute Früh, als ich — unaussprechliche Gefühle in der Brust, würden unsere Romandichter sagen — als ich am Rand des Sees dahinwandelte, sah ich in der Ferne im feuchten Sande einen merkwürdig gestalteten Gegenstand liegen, den ich anfänglich mit sehr mißtrauischen Blicken bestaunte, denn ich fürchtete, das räthselhafte Seeungeheuer könne lebendig werden und am Ende beißen. Bald jedoch erkannte ich meinen Irrthum, beschämt bat ich diesen Gegenstand, der, um es endlich zu gestehen, ein alter großer Sonnenschirm war, um Verzeihung, das ich ihm so heimtückische Natur und Absicht zugetraut. Ich hob ihn mitleidigen Herzens auf. Der Schirm trug allerdings einen wahrhaft furchteinflößenden Horngriff am Stiel und streckte alle Fischbeine von sich. Er war sehr durchnäßt, hatte auch einige Löcher oder Blößen, die er mit sichtlichem echt demokratischen Bettlerstolz und allen Schamgefühls ermangelnd, offen zur Schau trug, kurz, es war ein problema-

tischer Schirm, ein Schirm, wie er eigentlich nur in eine nasse Tragödie paßt. Ich überlegte, was ich mit ihm anfangen sollte. Mein Mitgefühl sagte: Laß diesen einzigen Rest der menschlichen Kultur nicht elendiglich in dieser Wildniß ersaufen. Meine Eitelkeit flüsterte: Mach' dich nicht lächerlich und vergrabe das Instrument. Woher kommst Du? rief ich pathetisch über die Wellen des Sees hin. Keine Antwort. Ich hatte die Wahl zu glauben, ein Spaziergänger oder eine von moderner Kultur angekränkelte Najade habe ihn hier verloren. Endlich nahm ich den Schirm mit mir und verfügte mich nach Hause. Kaum habe ich den Eingang des Dorfes erreicht, so frage ich einen kleinen Jungen, ob er wüßte, wem der Schirm gehöre. Der Kleine meinte, er habe die alte Malerin öfter mit diesem Dache in den Wald wandeln sehen. Ich erkundigte mich, wo die alte Malerin wohne und erhielt zur Antwort: beim Schmied! Ich pries die Götter, daß sie mir Gelegenheit gegeben, den Kreis meiner Bekanntschaften vorsichtig zu erweitern und hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich zum Schmied zu verfügen. Dort angekommen, sagt mir dessen Frau, Fräulein Hausner habe bereits auf das Wiedersehen ihres alten Freundes verzichtet.

„Kann ich Fräulein Hausner persönlich sprechen?“

„Eigentlich,“ sagte die Schmiedin ängstlich, „darf ich Niemand zu dem Fräulein lassen. Sie hat es streng verboten.“

„Aus welchem Grunde?“ holte ich höflich aus.

„Sie ist gar so eigen,“ meinte die Frau mitleidig. „Besonders vor Tisch kann sie keinen Besuch empfangen. Indeß heute ist Samstag,“ fügte sie hinzu, am Samstag speist sie einfach.“

„Einfach?“ wiederholte ich. „Was versteht das Fräulein darunter?“ Ich wußte nämlich, daß die Künstlerin schlechterdings nichts anders als das Gebräu aus Hopfen und Malz und den edeln Rettig für würdig hielt, ihr kostbares Leben zu erhalten, vielleicht aus specieller Dankbarkeit gegen diese Gottesgaben, oder weil sie der Welt beweisen wollte, daß Beefsteaks, Kuchen, Rothwein und ähnliche üppige Nährstoffe eitel und sündhaft sind, oder aus anderen räthselhaften Gründen.

„Sie ißt einfach am Samstag, hat sie mir versichert,“ sagte die Schmiedin kleinlaut, „nun, ich denke, daß heißt so viel als gar nichts.“

„Sie ißt gar nichts am Samstag?“ entgegnete ich betroffen, „Ehrt sie vielleicht durch dieses Fasten den Sterbetag eines ihrer Lieben?“

„Dann müßte sie ziemlich viele verstorbene Lieben ehren," flüsterte die Schmiedin, während sie geschäftig Hand anlegte und für ihren hungrigen Mann, der draußen hämmerte, ein opulentes Mahl von Knödel und Schweinernem bereitete.

„Aber," gab ich der Schmiedin zu verstehen, „sehen Sie, gute Frau, wäre es nicht recht schön, ja christlich von Ihnen, wenn Sie mit einem dieser fetten Rippchen oder Knödel in der Hand, die alte Malerin von ihren sehr kleinlichen Vorurtheilen abzubringen suchten? Sehen Sie, mit Knödeln erobert man sich in diesem Falle den Himmel und wenn Sie . . ."

Die Frau zuckte die Achseln.

„Gut," sagte ich, „ich ehre auch ihre Grundsätze, Sie wandeln auf dem Weg des strengen Rechts und wollen keine Seele verführen, sich dem Teufel der Leckerei zu ergeben. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieses Markstück auf den Tisch lege. Wollten Sie für diesen silbernen Unheilstifter der alten Malerin zwei bis drei kräftige Knödel nebst einer tüchtigen Rippe hinauf tragen?"

Es entstand eine Pause.

„Lieber Herr," erwiderte endlich die Frau, trübe lächelnd, „stecken Sie Ihre Mark wieder ein,

wir haben längst versucht, dem Fräulein zuweilen von unserm gottlob reichlichen Mittagstisch etwas abzugeben, sie nahm jedoch nicht das Geringste an, ja sie ward sehr unhöflich und verriegelte uns schließlich die Thüre. Und was das Unglaublichste ist, ob sie gleich kaum zu leben hat, bringt sie unseren Kindern dennoch zuweilen Süßigkeiten mit. Eine gar eigene Dame!“

Dagegen läßt sich freilich nichts einwenden, dachte ich, nahm meinen Sonnenschirm unter den Arm und schlich mich leise die Treppe hinauf. Die Schmiedin hatte mich nicht bemerkt, und ich stand in kurzer Zeit vor einer Thüre, die so weit geöffnet war, daß ich bequem das Innere der kleinen Bodenkammer überschauen konnte, ohne von der Bewohnerin derselben bemerkt zu werden. Vor einer Staffelei von bedauernswürdigem Alter stand ein Fräulein, dessen kleines aber knochiges Gesicht zum größten Theil von einer Hornbrille bedeckt war, zwischen deren glänzenden Gläsern eine Nase von immerhin imponirender Länge hervorragte. Das Kinn der Dame nebst deren Oberlippe machten einen schüchternen Versuch, das weibliche abzustreifen und sich mit jenem keuschen Flaum, auf den die männliche Jugend so stolz ist, zu überziehen.

Sie führte höchst energisch den Pinsel, und wenn sie zurücktrat und ihre Arbeit von Weitem prüfend betrachtete, rückte sie den Kopf mit solcher Präcision nach allen Windrichtungen, daß mir anfing bange zu werden, am Ende bleibe ihr die Visage einmal im Nacken sitzen und sie kriegt sie trotz aller Anstrengung nicht mehr herum. Ihr gegenüber saß ein kleiner Junge im Hemdchen, der ihr, wie ich aus ihrer Skizze ersah, zum Modell diente und zwar für einen entschieden unappetitlichen Satyr. Der Kleine betrug sich indessen dieser seiner Idealauffassung gemäß. Der Stuhl, auf dem er saß, schien keineswegs reinlich. Während das gute Kunstfräulein, hingerissen von ihrem Malwerk, eifrigst pinselte, schoß der nichtsnutzige Modellsatyr mit Kieselsteinen, die er verschmitzt aus der Tasche zog, nach dem kleinen Mops, vielleicht dem einzigen treuen Lebensgefährten der alten Künstlerin. Der Schlingel that dies natürlich immer in den Augenblicken, in welchen die Künstlerin nicht auf ihn, sondern auf ihr Bild blicken mußte. Kaum hörte sie nun den unerklärlichen Schmerzensschrei ihres Lieblingsthiers, als sie ihm begütigende Schmeichelworte: Bello, süßes Hunderl, was ist denn? oder: Liebling, was fehlt dir? — zurief,

worüber sich der ungezogene Satyr-Bengel innerlich halb todtlachte, denn er grinste gewaltig, um nicht herauszuplatzen. Doch jede Schuld rächt sich auf Erden. Ich hatte das Spiel nicht lange beobachtet, als den Verbrecher schon die Hand der Nemesis erwischte. Ein Seitenblick der Malerin hatte den fliegenden Kiesel entdeckt; sprachlos vor Empörung, daß ein jugendliches menschliches Wesen ihren einzigen Freund mit boshaftlächelnder Miene quälen konnte, schritt sie auf den Missethäter los und versetzte ihm mit unnachahmlicher Würde eine preiswürdige Ohrfeige, worauf sie sich wieder gravitätisch auf ihren Stuhl verfügte. Da konnte auch ich ein verrätherisches Lachen nicht unterdrücken. Die Künstlerin fuhr auf ihrem Sitz herum und im Nu durchbohrten mich zwei Blitze aus den Brillengläsern. Einige Worte stammelnd, hielt ich mechanisch den Schirm vor mich hin, auf den sie sogleich losstürzte. Ich bin leider nicht in der Lage, konstatiren zu können, daß die gute Dame den allgemeinen Gesetzen der Höflichkeit huldigte, sie empfing den Schirm, ohne mir zu danken, stellte ihn geräuschvoll in eine Ecke und begann, als sei nichts geschehen, von Neuem an ihrem Satyr zu pinseln.

„Sie leben ja sehr zurückgezogen," wollte ich ein Gespräch beginnen. Die Malerin, herrisch den Malstock im Arm, wandte sich zu mir, als sei sie höchst erstaunt, mich noch hier zu finden. Dann sagte sie kurz mit mißtrauischem Ton, d. h. sie pfiff Ja, ja! durch die Zahnlucken. Indessen kam feierlichen Schritts ein verlaufenes Huhn zur Kammerthür hereinspaziert, ohne sich um die Anwesenden irgend zu kümmern. Es setzte taktgemäß Fuß vor Fuß, hob ebenso taktgemäß den Kopf, kurz, benahm sich so zwanglos, wie man es vom ländlichen Federvieh gewohnt ist. Das Huhn betrachtete mit stupidem Erstaunen die Gegenstände, die sich ihm zeigten, und schickte sich eben an, eine Zeichenmappe mit dem schmutzigen Schnabel zu bearbeiten. Das war der thierfreundlichen Dame doch zu stark. Sie griff zum Malstock, und es entspann sich nun ein, von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführter Kampf um die Mappe. Endlich blieb das entrüstete Fräulein Siegerin; das Huhn schoß kreischend die Treppe hinab. Ich fühlte, daß es besser sei, dem geschlagenen Feind zu folgen und gab es für diesmal auf, das Räthsel dieser Künstler-Existenz zu lösen.

Ich gelangte in mein Wirthshaus, fand meine

junge Freundin jedoch nicht in der Gaststube, sondern im „Salon“. Ich hatte nicht den Muth, mich zu ihr zu setzen. Wer weiß, wie sie dich empfängt, dachte ich; vielleicht bereut sie, sich gestern einem Fremden gleich so zutraulich genähert zu haben und legt nun eine desto strengere Miene an. Auch schien es mir räthlicher, falls sie wirklich Gefallen an mir fände, mit meiner Person etwas sparsam umzugehen und mich nicht gleich zu gebahren, als könne ich ohne ihre allerwertheste Gesellschaft nicht mehr schnaufen. Vielleicht hält mich selbst jetzt noch eine gewisse Scheu von dem lebhafteren Verkehr mit dem Mädchen zurück, die Scheu, mich in ein Verhältniß einzulassen, das am Ende tiefere Wurzeln schlagen könnte, als für meine Gemüthsruhe gut ist. Ich setzte mich also in die Gaststube, aß sehr hastig, überließ mein Bier dem Hausknecht und besann mich dann, ob ich hinüber gehen solle, die gar nicht so ganz ungefährliche Bekanntschaft fortzusetzen.

Nach kurzem Besinnen war mir's im Herzen so gänzlich unbefangen, daß ich die Treppe zum „Salon“ hinaufstürzte und die Kellnerin zu bezahlen vergaß. Ich machte die Versäumniß vor der Thüre des Salons gut, immer mit dem Bewußt-

sein: drinnen sitzt sie und beobachtet jede deiner Bewegungen durch die Scheiben. Richtig! Eben sah sie vom Tische auf, ich glaube, sie lächelte erröthend. Ich machte einen Versuch, meine Freude darüber zu unterdrücken, mit sehr schlechtem Erfolg. Während ich das Geld herausgab, lächelte ich selbst ohne jeglichen Zweck, indeß mir ein Prickeln unter meinem Hut andeutete, daß mir gemach der Angstschweiß auszubrechen begann. Noch nie habe ich mit solcher Consequenz Zehnpfennig-Stücke mit Fünfzigpfennig-Stücken verwechselt. Endlich war die Kellnerin befriedigt und ich trat in das Lokal. Kein Mensch außer ihr war darin — oder ja doch! Im hintersten Winkel saß eine Frau, die ich anfangs nicht bemerkte, da ich ungefähr so scharf sah, wie eine Fledermaus, die man aus ihrem Thurme an's Tageslicht getrieben. Das Mädchen hatte seine geleerten Schüsseln von sich geschoben und war, als ich auf sie zuschritt, plötzlich bis zur völligen Weltvergessenheit in ein Zeitungsblatt vertieft, wobei sie das erröthende Gesicht mit dem Arm stützte. Ich mußte sie nothgedrungen mit einer Anrede aus ihrer Versunkenheit wecken, was ich mit den, jedenfalls sehr geistreichen und passenden Worten that: „Nun Fräulein, wieder so allein?“

Jetzt begann die Unterhaltung, deren Einleitung sich am Besten folgendermaßen wiedergeben läßt. Sie hatte mich selbstverständlich nicht kommen hören, sie war selbstverständlich sehr erschrocken, als ich so unerwartet vor ihr stand und es bedurfte keines weiteren Beweises von meiner Seite, um mir anzusehen, daß ich ebenfalls äußerst überrascht war, sie hier zu finden. Ebenso war ich sofort bereit, es dem Zufall zuzuschreiben, daß sie länger als gewöhnlich nach beendigter Mahlzeit bei den leeren Schüsseln sitzen geblieben. Sodann that ich, nachdem ich mich gesetzt, was Jeder in diesem Falle zu thun pflegt, ich machte einige tiefsinnige Bemerkungen über das Wetter, mit welchen sie, da sie auffallender Weise dieselben meteorologischen Beobachtungen angestellt, völlig einverstanden war. Dann erst fiel mir plötzlich ein, daß wir Beide die gegenseitigen Bezeichnungen, die man uns im Leben zur persönlichen Unterscheidung gegeben, nicht kannten; ich fügte weisheitsvoll hinzu, daß es im Grund genommen ganz einerlei sei, wie man heiße, und daß man aus dem Namen weder auf den Charakter schließen, noch irgend sonst Etwas aus ihm ersehen könne, die Menschheit habe aber nun einmal die an sich nicht ganz unzweckmäßige Einrich-

tung getroffen, alles Existirende mit einem Namen zu belegen. So kam ich über die Vorstellung hinweg; sie flüsterte mit einer leichten Verbeugung, daß sie Emilie Kaiser heiße. Im Stillen pries ich ihre Klugheit, daß sie das „von“ weggelassen, denn ich weiß nicht warum, es paßte durchaus nicht zu ihrem Wesen. Nun fing sie an, sich mit ein paar Strichen zu charakterisiren. Hättest Du sie gesehen, lieber Freund, wie naiv sie ihren Adel nebst ihren Beruf entschuldigte, es würden alle Deine Bedenken betreffs ihrer Sittsamkeit verschämt verduftet sein.

„Ich bin das einzige Kind einer Försterfamilie,“ sagte sie ohne jede Betonung, „der Vater lebt in München von einer kleinen Pension. Schon als Kind war meine liebste Beschäftigung das Zeichnen, und als ich heranwuchs und sich nun einmal kein Freier einstellte und ich bemerkte, daß die kleine Pension kaum ausreichte, die Eltern anständig zu ernähren, — doch das erzähle ich Ihnen später einmal, kurzum — ich ergab mich der Malerei. Ach! mein guter Vater. Als ich abreiste, sagte der Arzt: der alte Mann könne jeden Augenblick sterben, er leide an Wassersucht. Während ich hier sitze und plaudere, kann schon geschehen sein, was

ich und die Mutter seit zwei Monaten täglich befürchten. Ich mußte jedoch abreisen, um ein bestelltes Bild, das uns immerhin einige Hundert Mark einbringt, zu vollenden. Sehen Sie, wie trübselig mein Beruf ist. Ich muß meinen sterbenden Vater verlassen, um Geld zu verdienen." Sie seufzte kaum hörbar und fuhr mit mich eigenthümlich berührender Aufrichtigkeit fort: „Ich liebe meinen Vater, und doch sehe ich jetzt seinem Tod mit völliger Ruhe entgegen."

„Wie erklären Sie diese gefaßte Gemüthsstimmung," frug ich ein wenig betroffen über ihre scheinbare Kälte.

„Ich weiß nicht," sagte sie. „ich glaube, das hat die Kunst an mir verschuldet. Wer sich ihr einmal hingegeben, den absorbirt sie vollständig, er geht durch's Leben, wie ein Blinder durch eine Schlacht. Ich kann Sie versichern, mir wird manchmal bange vor mir selbst, vor meiner Herzlosigkeit, und ich fühle mit Grauen, daß ich die Menschen, mit welchen ich umgehe, allmählich nur als Schattenbilder betrachte, als mehr oder weniger schöne Larven. Ich glaube, ich kann Niemand mehr aufrichtig lieben."

Sie schwieg, und ich bemerkte, daß sie erbleichte,

ihr Gesichtsausdruck war ein starrer, erschrockener. Obgleich ich nun an mir selbst Aehnliches empfunden, war ich doch erstaunt, aus dem Munde eines achtzehnjährigen Mädchens solche Selbstkenntniß zu vernehmen, vor Allem aber war mir auffallend, daß dieses Klarsehen in ihr verbunden war mit einer an Dumpfheit grenzenden Kindlichkeit.

„Ich muß hier ein bestelltes Bild malen," fuhr sie fort, „habe aber bis jetzt noch keinen passenden Baumstamm gefunden. Der hiesige Park ist — verstehen Sie, wie ich's meine? ist zu schön, zu kultivirt. Ich bin ganz unglücklich darüber, daß ich am Ende meine Reise umsonst gemacht habe."

In mir stiegen Befürchtungen auf, sie wolle schon ihren Koffer packen; ich suchte sie auf andere Gedanken zu bringen und fiel ein: „Vielleicht nehmen Sie mich einmal mit, wenn Sie einen passenden malerischen Baumstamm suchen; wir finden gewiß zusammen das Richtige."

Sie nickte mit dem Kopfe. Ich bat sie um die Erlaubniß, ihr Skizzenbuch, das neben ihr lag, ansehen zu dürfen. Sie gab es nicht gerne zu und meinte, es enthielte nur ganz Flüchtiges. Dem war in der That so. Als ich an das letzte Blatt

kam, erröthete sie heftig und nahm mir das Buch rasch aus der Hand.

„Was haben Sie?“ frug ich.

„Sie haben alles Sehenswerthe gesehen,“ antwortete sie hastig, „weiter ist nichts in dem Buch.“

„Doch! doch!“ rief ich, „hier auf dem allerletzten Blatt —“

„Nein,“ fiel sie mir fast erzürnt in's Wort, „Sie irren sich“.

Ich drang, da mich ihre Verwirrung erschreckte, nicht weiter in sie. Du kannst Dich aber darauf verlassen, daß ich noch dahinter kommen werde, was dieses letzte Blatt enthält, und wenn ich einen Diebstahl begehen sollte. Als ich sie frug, was ihr Lehrer von ihrem Talent gehalten habe, lächelte sie ein wenig verlegen über meine indiscrete Frage, dann erwiderte sie schüchtern: „Nun, er meinte, es sei schon der Ausbildung werth.“ Diese Bescheidenheit, verbunden mit Muth, gefiel mir außerordentlich. Bei dieser ganzen Unterredung merkte ich, wie sie der hinter uns sitzenden Frau anzudeuten bestrebt war, daß zwischen uns Beiden nur ein oberflächlicher Verkehr bestände.

„Ich habe,“ sagte sie einmal, wahrscheinlich um

sich mir gegenüber zu rechtfertigen, „mehrmals Anschluß an Fräulein Hausner, die einsame Malerin, gesucht, sie floh aber geradezu vor mir in den Wald.“

Ich bemerkte ihr, daß Fräulein Hausner nicht zugänglich sei und suchte ihr dann zu verstehen zu geben, daß kein Grund bestehe, der Meinung der hinter uns sitzenden Frau über uns irgendwelche Bedeutung beizulegen. Es war sehr rührend, oder auch ergötzlich, wie das allein stehende Kind sich gerne unter den Schutz eines Weibes begeben hätte. und wie es ihr doch wieder recht angenehm war, keinen solchen Schutz zu finden. Ich schilderte ihr die Langeweile, die ihr ein solcher Umgang bereiten könne, und sie stimmte froh, einen Vertheidiger ihrer Selbstständigkeit gefunden zu haben, meinen Ausführungen bei. Darauf machte ich den Vorschlag, sogleich aufzubrechen, da sich eben die Sonne durch die Regenwolken stahl, und gemeinsam nach einer malerischen Stelle des Parks zu suchen.

„Ich bin überzeugt,“ sagte ich, „wir finden einen alten Baumriesen, der sich mit Vergnügen herabläßt, Ihnen zu sitzen.“

Sie willigte ein und wir verließen das Wirthshaus.

Nicht wahr, lieber Freund, nun beginnt Dich dieses mein Erlebniß denn doch gemach zu langweilen, es fehlt Dir an diesem, sich mehr und mehr entwickelnden Roman, wie Du meinen Bericht zu nennen beliebtest, zu sehr das fesselnde Beiwerk. Als da sind: gedämpfte Musik in der Ferne, unheimliche Treppengänge in einem alten Hause, ein komischer Bedienter, der überall da eintritt, wo die Handlung in's Stocken gerathen will. Dann: der nothwendige Bösewicht, welcher die Tugend umschleicht. (Du müßtest denn gerade mich für einen Solchen nehmen.) Dann kann ich mir denken, daß Dir unser Zusammentreffen nicht pikant genug war. Es hätte etwa in einer alten Kirche um Mitternacht stattfinden müssen, nicht wahr? Oder Du siehst mit Bedauern, wie im Charakter meiner Heldin jener interessante, problematische Zug fehlt, den heut zu Tage kein Leser missen möchte. Freilich wenn meine Malerin schopenhauerische Philosophie studirt hätte, würde sie um ein Erkleckliches geistreicher gewesen sein; ich muß jedoch bekennen, daß sie von diesem Philosophen kaum mehr als den Namen wußte, und daß das Ungethüm Philosophie ihrem Glauben nur aus sehr weiter Ferne den drohenden Rachen wies. Ja sieh! ich schreibe eben

das Leben ab wie ich es finde und mache mir ein Vergnügen daraus, Dich zu langweilen.

Als wir durch das Dorf schritten, kamen wir an einem Hause vorüber, dem man, auch wenn es nicht die Jahreszahl 1715 auf seinem verwetterten Giebel getragen, angesehen hätte, daß es zu den Greisen zählte. Fräulein Kaiser hielt plötzlich inne, ein begeisterter Ausdruck überflog ihr Gesicht und sie legte eine Hand auf meinen Arm, während ihre andere stumm auf das Haus deutete. Ich verstand ihren Wink. Das Haus war fast ganz aus Holz gebaut, ringsum führte eine reichgeschnitzte Gallerie, den First schmückten die wunderlichsten Schnörkel, die Wände schimmerten in eigenthümlich tief goldbrauner Holzfarbe. Ganz reizend lugten die Fenster in's Freie und wir Beide malten uns behaglich aus, welch poetisches Dasein die Bewohner in den kleinen Stübchen führen müßten. Welche Eintracht, welch' geheimnißvoller Friede, murmelte ich. Meine Begleiterin äußerte sich weniger laut, sie schien den Anblick mehr innerlich nachzuempfinden, ihr Auge glitt leuchtend über den ganzen Bau.

Es war so recht die Hütte „für ein glücklich liebend Paar", ja der ländliche Schmutz, den man denn doch auch nicht unerwähnt lassen darf, war

hier so am rechten Platz, daß er fast zu einer anderen Art von gemüthlicher Säuberlichkeit wurde, und die Windeln, die von der Gallerie herabwehten, die ehrwürdigen Nachtgeschirre an den Fenstern, die Steine auf dem Dach, der Mist vor der Thüre, dazu Kuhgebrüll und Kinderstimmen aus dem Innern: alles dies trug dazu bei, der Behausung eine gewisse Weihe zu geben. Ich schlug der Malerin vor, dies Haus zu skizziren. Sie nickte, öffnete ihr Buch und begann stehend zu zeichnen. Vor der Hausthüre saß ein kränklich aussehendes Weib. Der kleine Junge, der ihr auf dem Schooße strampfte, fuhr mit dem Löffel unverzagt in einen Breinapf und suchte den Weg zu seinem Munde auf so reizende und unbehilfliche Art, daß er sich bereits Augen und Nase mit Brei förmlich zugeklebt hatte, was ihn jedoch gar nicht hinderte, gemüthlich weiter zu löffeln. Die Mutter brütete traurig vor sich hin. Die Poesie ihres Hauses mochte ihr in anderm Lichte erscheinen, als uns Beiden. Nun rief eine Stimme aus dem Innern wiederholt nach der Frau. Sie hatte den Ruf überhört. Unwirsch und polternd trat ein roh aussehender Mann aus der Thüre, schrie sie mit einigen mir unverständlichen Worten an, und da sie

ihm zu langsam den Knaben vom Schooß setzte, üttelte er mit solcher Wuth an dem Arm der Schwächlichen, daß ihr der Knabe zu Boden glitt, woselbst er ein erbärmliches Geschrei erhob. Die Mutter wollte, ohne sich gegen die Mißhandlung zu wehren, ihrem Kinde zu Hilfe kommen, doch der Unmensch ließ das nicht zu. „Er mag sich selbst wieder auf die Beine helfen," meinte er, „bekümmere Dich jetzt um mich, ich komme um vor Hunger." Und er zog die arme Mutter in's Haus, die noch einen letzten, schmerzlichen Blick auf ihr Kind warf. Drinnen im Hause ging es nun durchaus nicht sehr idyllisch zu. Man hörte Weinen und Schluchzen. Ich sah meine Gefährtin betroffen an, sie hatte die Augen voll Wasser, ihr Gesicht brannte vor Entrüstung, als jetzt ein gewisses Klatschen aus dem Hause drang. Ohne ein Wort zu sprechen oder mich weiter zu beachten, eilte sie zu dem schreienden Kinde, half ihm mit einem fast an's Komische streifenden Ungestüm auf, reinigte sein Gesicht mit ihrem Taschentuch, reichte ihm den Löffel und sprach ihm freundlich zu. Das Kind drückte die dicken Hände in die Augen und hörte auf zu schreien. Ich bemerkte wohl, daß die junge Künstlerin nicht zum Kindermädchen geschaffen war,

doch das Mitleid, der gute Wille ersetzten hier das Talent. Das Linkische ihres Benehmens, ihre Verlegenheit, wie sie mit dem Balg zurechtkommen sollte, ihr hastiges, verschämtes Zutasten war reizend.

Ich stand dabei wie im Halbschlafe, und als sie nun den Mund des Kleinen mit einer Energie wischte, daß ich glaubte, sie würde nächstens die Lippen mit herunterreiben, als sie ihm dann verstohlener Weise einen Kuß beibrachte und den breigefüllten Löffel fast ebenso ungeschickt, wie er es selbst gethan, nach seinen Lippen dirigirte, fühlte ich ein heißes Drücken in meinen Augen. Ja, ja, mir ward wundersam zu Muth. Ich rührte mich nicht vom Fleck, es war mir als könnte ich durch die geringste Bewegung erwachen, das schöne Traumbild dort vor mir zerstören. Nach einiger Zeit, während welcher ich, wie es schien, für Fräulein Kaiser ebensowenig vorhanden war, wie der chinesische Porzellanthurm, kehrte die Frau aus dem Hause zurück. Ihr thränender Blick sah voll Erstaunen, wie ihr Kind mit weit aufgerissenen Augen sich einen großen Löffel Brei von fremder Hand in den Mund schieben ließ. Selbst die unglückliche Frau mußte lächeln, als nun ihr Kind mit den überfüllten Backen hilfsbedürftig zu ihr aufsah,

als wolle es sagen: Sieh doch, Mutter, wie ungeschickt mich diese Fremde füttert. Fräulein Kaiser setzte nun den Knaben zu Boden, die Mutter drückte ihr dankbar die Hand, und bald gingen wir Beide schweigend nebeneinander her, jedes mit seinen Gefühlen beschäftigt. Erst nach einer langen Pause, als wir schon den Park erreicht hatten, sagte sie halb ärgerlich: „Es war eigentlich thöricht von mir, ich tauge nicht dazu.“ Mir war das Herz voll, ich schwieg und sah sie einmal hastig von der Seite an, sie schien mit sich selbst nicht im Klaren und ich hätte ihr gerne das verwunderte Stumpfnäschen geküßt oder die zuckenden Hände, die sie jetzt noch vom Brei reinigte. Dabei lächelte es rings um mich her, jeder Baum schien mir des Malens würdig, jeder Ast schien mir zuzuwinken und ich dankte ihm im Stillen; ja ich hätte darauf geschworen, daß die Vögel mit ihren gesungenen guten Lehren sich direkt an mich wandten. Nicht wahr, wir sind rechte Kinder? Sieh! mir ist manchmal, als hätte man unser ganzes Dörfchen eben aus einer Schachtel Nürnberger Spielzeug gepackt und uns mitten hinein gestellt. Der Weltgeist, das große Urkind, macht sich eine gute Stunde mit uns, bald aber nimmt er wieder seine Watte, legt die Häuschen,

die Bäumchen und das Stück Spiegelglas, das ihm als See gedient, in den Kasten, die Sonne wird mit einer großen Lichtscheere geschneuzt, dann ist's sehr dunkel und — die Auferstehung läßt lange auf sich warten.

Ich muß Dir noch erzählen, was sie mir vorgeplaudert, als wir unter den Bäumen des Parks hinwandelten und von fern her der See tiefblau durch die Zweige schimmerte. Du mußt das unbedingt heute noch erfahren, denn ich bin begierig, Deine Ansicht darüber übermorgen schon zu lesen. Auf meine Frage, ob sie denn später einmal, etwa wenn die Pension ihres Vaters aus gewissen Gründen nicht mehr weiter bezahlt würde, allein auf ihren Pinsel angewiesen sei. Sie verstand meine Anspielung und entgegnete freimüthig: „Ja, fast allein."

„Und doch hätte ich," sagte sie leichthin, „mich völlig aller Nahrungssorgen entschlagen können, die mich jetzt von Weitem bedrohen, wenn ich auf den Wunsch meiner Eltern eingegangen wäre."

Ich machte eine erstaunte Bewegung zu ihr hin und sie fuhr ruhig fort, indeß ihr Auge die blauleuchtende Fläche des Sees überflog: „Ja so ist's. Ich sagte Ihnen vorhin nicht die ganze

Wahrheit, verzeihen Sie mir, Sie verdienen aber, daß man Ihnen die Wahrheit sagt, und warum sollen wir überhaupt Geheimnisse vor einander haben? Wir dürfen hier, so weit von Menschen entfernt, auch völlig Menschen sein. Nehmen wir an, unser Fahrzeug sei gestrandet, wir hausten zusammen auf einer wüsten Insel als die einzig Ueberlebenden!"

Sie blieb vor einer moosbewachsenen Eiche stehen. Aus der Ferne gellte der Schrei eines Raubvogels; ein Eichhörnchen wiegte sich über unsern Häuptern im Geäst. Dann schritten wir weiter. „Sie können sich denken," fuhr sie fort, „daß ich nicht ohne große Kämpfe mich entschloß zum Pinsel zu greifen. Es gehört wahrlich ein fast überweiblicher Muth dazu oder man muß sehr vom Schicksal in die Enge getrieben worden sein, ehe man sich entschließt, diesen Berg hinaufzuklimmen, auf dessen Gipfel allerdings die Freiheit wohnt, den aber ohne blutige Füße und wunde Hände noch Keiner bestiegen hat. Mir ist es, wenn ich einem fremden Menschen begegne, stets, als müßte ich mich rechtfertigen, daß ich die Keckheit besessen, das Nähzeug mit der Palette vertauscht und mich in den Thronsaal der Kunst durch ein

Hinterpförtchen eingeschmuggelt zu haben. Auch Ihr Verzeihen hoffe ich durch einen kurzen Abriß meines Lebens zu erringen."

„Wie können Sie glauben" — begann ich eine verlegene Schmeichelei. Sie jedoch unterbrach mich: „O schweigen Sie. Ich bin kein süßigkeitsbedürftiger Papagei, ich liebe die Complimente nicht, eine richtige Grobheit zur rechten Zeit fördert mich weit mehr. Nein! ich weiß, daß ich nicht zu den Auserwählten gehöre, ich mache der Kunst von Weitem den Hof und sie läßt sich das so gefallen, ohne mir gerade die Thüre zu weisen. Man sagt mir, ich habe Farbensinn und meine Specialität in welcher ich viele meiner Collegen und Colleginnen überträfe, sei — was wir eben suchen — der Baum. Sehen Sie, wie das eigen ist. Mich zieht es nach viel höheren Aufgaben, aber ich werde bei meinen Bäumchen bleiben und Nester bauen. Höchstens erlaube ich mir, den menschlichen Körper im nächsten Winter zu studiren, denn man erhält einen ganz anderen Scharfblick, wenn das Auge versucht hat, der menschlichen Form zu folgen." Wieder hielt sie einen Augenblick inne.

Uns gegenüber breitete sich eine stille Wiese aus, der Eingang in das Innere des Waldes

ragte majestätisch vor uns auf wie das Portal zu einem ägyptischen Riesen-Grabmal.

„Das wäre ein Bild," flüsterte sie, „das mystische Waldesdunkel in Contrast gesetzt mit dem scharfen Sonnenlicht hier außen auf der Wiese; der Pfad, der sich zwischen den ernsten Stämmen so schüchtern verliert — doch die Aufgabe ist mir zu schwierig." — Aus der Ferne ertönte eine Schalmei. Wie ward mir so wundersam zu Sinn! Und es formte sich mir in der Seele ein Lied:

Hernieder klingt in's tiefe Thal
Des Hirten Flöte frisch und frei:
„Das ist die Zeit der Liebe,
O fröhlicher, seliger Mai!"

O fröhlicher Mai! Es grünt der Wald
Und Mädchen wallen durch die Au'
Die Wangen roth von Küssen,
Die Augen süß und blau.

Sie pflücken Blumen lächelnd ab
Und singen hold verschämt dabei:
„Das ist die Zeit der Liebe,
O fröhlicher, seliger Mai!"

Wir gingen weiter. Einige Arbeiter reinigten die Wege des Parks von gelben Blättern, wir erhielten auf unser Befragen zur Antwort: der Herr Baron würde dieser Tage auf seinem Schlosse erwartet.

„Meine erste Erinnerung," nahm Fräulein Kaiser den Faden ihrer Erzählung wieder auf, „knüpft sich an einen schlechten Kupferstich, der in unserer Wohnung über dem alten Clavier hing. Gute Bilder kamen natürlich nicht in unser entlegenes Forsthäuschen. Dieser Kupferstich stellte auf eine haarsträubende Art den guten Abraham dar, wie er, kriechende Frömmigkeit im Gesicht, gegen seinen Sohn, der bereits auf dem Holzstoß kniet, ein enormes Tranchirmesser zieht. Der Sohn lächelt indeß die Waffe so verzückt an, als kümmere ihn die ganze Operation gar nicht; im Hintergrund aber erhebt sich eine plumpe Rauchwolke, auf welcher ein pausbackiger Cherub es nicht unter seiner Würde findet, einen ausgewachsenen Hammel in die Luft zu halten. Vor diesem alten, dummen Kupferstich saß ich einst und versuchte ihn abzuzeichnen, als ein Lakai des Grafen R. meinem Vater gerade betreffs der Jagd eine Bestellung zu machen hatte. Der Lakai theilte dem Grafen mit, was er gesehen, der Graf sprach mit meinem Vater, mein Vater jedoch billigte, trotz der Gegenrede des kunstsinnigen Grafen, meine Liebhaberei durchaus nicht. Ich solle in die Küche, hieß es von da an; die Küche flößte mir aber einen unüberwindlichen Abscheu ein. Von

den Töpfen, die ich zerbrach, von den Suppen, die ich versalzen, will ich lieber schweigen, nur das will ich erwähnen, daß meine gute Mutter erklärte, ich würde es niemals dahin bringen, ein Ei auf kunstgerechte Weise zu sieden. Natürlich wurde ich auch angehalten, Clavier zu spielen und französisch zu parliren! Das Clavierspiel betrieb ich sehr genial auf eigene Faust, d. h. ich beachtete keineswegs die Noten, sondern griff Accorde, erfand Melodien und vertändelte meine Zeit mit Suchen nach Volksliedern. Das Französischlernen hatte ebenfalls seine Schwierigkeiten. Ach Gott! Ich kam auf den Gedanken, diese Sprache könne unter Umständen nur eine schlaue Erfindung verachtungswürdiger Betrüger sein. Man habe die Menschheit schnöde zum Besten, indem man sage: Baum hieße, Gott weiß wo und warum, arbre! Denn was bewiesen mir die armseligen Buchstaben a—r—b—r—e? Ueberhaupt hatte ich damals seltsame Ideen. Aber ganz im Geheimen fröhnte ich meiner Zeichenlust, obgleich ich immer fürchten mußte, wie eine Verbrecherin dabei ertappt zu werden. Doch waren es die glücklichsten Stunden meines Daseins. Von meinem Fenster aus hatte ich Gelegenheit, die schönsten Bäume zu zeichnen. Als ich einst das

Rufen meines Vaters überhörte und er, um zu sehen, wo ich bliebe, in mein Zimmer trat, fand er mich über ein Blatt Papier gebeugt. Den heftigen Zornausbruch, den ich befürchtete, dämpfte der Anblick meiner gezeichneten Bäume auf merkwürdig rasche Weise. Er nickte und ging, ohne sich tadelnd zu äußern. Nun ließ er mich gewähren, ja er ließ es sogar geschehen, daß uns Graf R. einen jungen Künstler vorstellte, der sich einen Sommer hindurch auf dem gräflichen Schloß aufzuhalten die Erlaubniß hatte. Dieser junge Mann — ich sehe ihn noch vor mir mit seinem dünnen Höschen, seinem breiten Hut und seinem flatternden Mäntelchen — dieser junge Mann unterwies mich nun alle Mittwoch und Samstag morgens in den Anfangsgründen des Zeichnens. Er war äußerst schüchterner Natur, sehr mager, sehr blaß und wagte mich kaum zu corrigiren. Obgleich er meine Arbeiten wenig besprach und seine Belehrung darauf beschränkte, das, was ich gezeichnet hatte, einfach noch einmal daneben zu zeichnen, war er mir trotzdem von großem Nutzen. Das ging so drei Monate lang; ich hatte bedeutende Fortschritte gemacht, ja ich hatte sogar angefangen zu aquarelliren, da schien mein Vater das Benehmen

des jungen Menschen mir gegenüber nicht mehr ganz in der Ordnung zu finden. Ich weiß davon nichts, denn ich zählte kaum vierzehn Jahre, nur erinnere ich mich, daß, als meine Mutter uns zuweilen verließ, der sonst so schüchterne Herr Steiner sich mir unter dem Vorwand, meine Arbeit besichtigen zu müssen, mehr näherte als sonst, wobei sein ganzes Wesen eine, mich in Verlegenheit setzende, Unruhe zeigte. Kurzum der Maler verschwand aus unserem Hause, ich war wieder allein auf mich angewiesen.

Eines Tages brachte man meinen Vater auf einer aus Aesten verfertigten Bahre verwundet nach Hause, seine Beinkleider waren mit Blut bedeckt; Graf R. folgte dem Ohnmächtigen stumm und sehr blaß. Es hieß, meines Vaters Gewehr habe sich im Gehen, da es an einer Hecke hängen geblieben, entladen, der ganze Schrotschuß sei ihm in's Bein gedrungen. Daß sich bei der Vorsicht meines Vaters das Gewehr auf diese Weise entladen, glaubte aber im Ernste Niemand. Man erfuhr später, daß die Ungeschicklichkeit des Grafen R. dies Uebel verschuldet. Der Arzt des Grafen ward gerufen und er, den ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal sah, hat mich eigentlich in die Arme der Kunst getrieben." —

Es war inzwischen trübe geworden, ein plötzlicher Regenguß überraschte uns, so ein fröstelnder Regenguß, wie er hier in der Nähe des Hochgebirges nicht zu den Seltenheiten gehört. Wir waren von Bernried in diesem Augenblicke eine halbe Stunde entfernt; zurückeilen konnten wir nicht, auch hatten wir Hoffnung, die Sonne bald wieder entwölkt zu sehen. Ich spannte also meinen Schirm auf und bot ihn dem Mädchen an, erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, mich ihr in der Rolle eines wenn auch bescheidenen Retters zeigen zu können. Sie jedoch wollte nicht zugeben, allein den Segen eines Regenschirmes zu genießen, so daß ich mich entschließen mußte, das kleine Dach mit ihr zu theilen, ein Entschluß, der mir, wie Du Dir denken kannst, nicht sehr schwer fiel. Ich drückte mich also unter den Schirm, den ihre zarte Hand regierte. Man kann nicht eigentlich sagen, daß ich die normale Gangart, wie sie der civilisirte Mensch gewohnt ist, bei diesem Spaziergang üben konnte. Da meine Partnerin etwas kleiner war als ich, mein Bestreben es aber sein mußte zu thun, als befände ich an ihrer Seite mich durchaus in trockener Sicherheit, während mir die naßkalten Regentropfen beständig den Nacken hinunterliefen,

bog, drehte und schraubte ich mich in gebückter Stellung neben ihr her, was sie freilich nicht zu bemerken schien.

Noch jetzt fühle ich die Süßigkeit nach, die ich in dieser Viertelstunde genoß. Ach, welches Gemisch von Gefühlen! Ein wonniges Auflösen in der Brust, während man unaufhörlich darauf bedacht sein muß, diesen nahen Reizen gegenüber in respectvoller Entfernung zu bleiben, die Angst, durch einen falschen Schritt ihr auf die etwaigen niedlichen Hühneräuglein zu treten, beständig in Gefahr, das eine Auge oder den Hut zu verlieren, dabei eine plätschernde Regentraufe im Nacken, angestrengtes Zuhören und Antwortgeben . . . Und doch, trotz aller Folterqual, war ich zu beneiden! Sie, ganz in ihre Erzählung vertieft, schritt immer rascher vorwärts und die Schwierigkeit ihr zu folgen wuchs.

„Dieser Arzt," fuhr sie fort, „kam nun oft in unser Haus. Es war ein langaufgeschossener Mann, seine Stimme klang rauh, seine Augen lagen tief in den gelblichen Höhlen, ein schwarzer Bart hob diese gelbliche Gesichtsfarbe in's Unheimliche. Trotzdem war er gewiß ein guter, pflichtgetreuer Mensch und jenes Unheimliche ließ sich

vielleicht auf seine Kränklichkeit zurückführen; er litt auf der Brust, glaube ich. Herr Weller, wie er hieß, kam stets in einer zweisitzigen Kutsche, der Bediente hielt die Pferde, so lange er bei uns vorsprach. Alle Bauern der Umgegend waren seines Lobes voll, vor Allem erkannten sie an, daß seine Rechnungen stets sehr mäßig ausfielen, während von seinem Vorgänger sich dies nicht sagen ließ. Herr Weller verschrieb nicht viel, er nannte die vielverschreibenden Aerzte: ungehangene Giftmischer. Die Wunden des Vaters waren rasch geheilt, doch stellten sich nun die ersten Zeichen der herannahenden Wassersucht ein. Immer beschwerlicher ward ihm der Dienst, immer verdrießlicher wurden seine Launen und die Pensionirung stieg wie ein fernes Gewitter vor unseren Augen auf. Abends saß dann der ergraute Mann im Lehnstuhl und starrte sinnend in's Feuer, der Zukunft gedenkend, während die Mutter und ich nicht wagten seine düsteren Bilder zu zerstreuen. Ich empfand, wie ich anfing meinen Eltern Sorge zu machen, und diese Empfindung brachte mich um allen Lebensmuth. Die Ankunft des Arztes war für meinen Vater jedesmal ein Fest, besonders wenn er seinen Besuch länger ausdehnte. Auch mir gefiel das gesetzte

Benehmen des Mannes. Er aß meist mit uns zu Nacht und hörte geduldig die Jagdgeschichten meines Vaters mit an, die sich natürlich nicht immer durch den Reiz der Neuheit auszeichneten. Ich muß bekennen, es waren an jedem Abend dieselben. Meine Mutter lächelte dabei stets dem Arzte mitleidig zu, der aber frug gutmüthig, als habe er die Geschichte nicht erst vor drei Tagen mit allen Einzelheiten angehört: „Wie viel Hasen, Herr Oberförster? Wohin trafen Sie das Reh?“ Bei diesen Abendmahlzeiten sollte ich mich als ausgebildete Hausfrau zeigen; es verging jedoch kein Abend, an welchem ich nicht entweder den Thee zu stark oder zu schwach bereitete oder sonstwie meine Ungeschicklichkeit kundthat. Eines Abends ergriff, wie auf Verabredung, Dr. Weller das Wort und verbreitete sich ausführlich über die Eigenschaften, die das Weib eines Arztes besitzen müßte, als da sind: Geduld, häuslicher Sinn, praktisches Geschick u. s. w. Seine Augen suchten auf meinem Gesichte zu lesen, während er that, als richte er seine Worte an meine Eltern. Mir trieb diese Auseinandersetzung das Blut in die Wangen. Nicht als ob ich ihm hätte widersprechen wollen, nein! Was er sagte, war alles richtig, das Weib eines

Arztes muß sich vor allen anderen Frauen durch echt weibliche Talente auszeichnen, aber ich fühlte sehr deutlich, daß mich der Himmel leider nicht mit diesen nothwendigen Gaben ausgestattet, daß aber der unglückselige Doctor diese Gaben gerne bei mir gesucht hätte. Ich sah meine Eltern an. Sie blickten vor sich hin und machten Gesichter, als säßen sie in der Kirche. Als Herr Weller gegangen war, ergriff die Mutter meine Hand und sagte: Emilie, denke über diesen Abend nach, dir steht ein großes Glück bevor. Auf meinem Zimmer angekommen, dachte ich zwar über diesen Abend nach, von dem bevorstehenden Glück konnte ich jedoch nichts weder in noch außer mir bemerken; ich weinte am offenen Fenster in die Winternacht hinaus. Ich fühlte, wie meine Eltern, obgleich sie wußten, daß ich für den Arzt kaum freundschaftliche Gefühle hegte, von mir das Opfer verlangten, die Hand, die er mir anbieten wollte, nicht zurückzuweisen. Meine Eltern thaten, als bemerkten sie meine Abneigung nicht, sie hielten es für selbstverständlich, daß ich mich ihrem Willen fügen würde. Ich selbst gab ihnen keinen Aufschluß über mein Inneres, dadurch sammelte sich allmählich ein trotziger Widerwille gegen meine ganze Umgebung

in mir an, der nur auf die Gelegenheit wartete, aus seinem schweigenden Hinbrüten aufzufahren. Nun besuchte uns Herr Weller eifriger, auch ward er absichtlich oft mit mir allein gelassen, wobei er jedesmal auf das alte Thema, die Pflichten des Weibes, zurückkam, nur mit dem Unterschiede, daß seine Vorträge allmählich lehrhafter wurden. „Thäten Sie nicht besser dies oder jenes?“ „Sie finden dies gewiß schöner als das!“ „Dieses Wort sollten Sie nicht aussprechen!“ „So beträgt sich kein junges Mädchen“ — hieß es beständig in seinen Reden. Wäre er kein Arzt gewesen, so hätte ich mich seiner Gesellschaft entziehen können, indem ich Kopfweh vorgeschützt, da dies alte Mittel jedoch hier nicht wohl von Erfolg sein konnte, mußte ich bei ihm aushalten; sehr erbaut mag er übrigens von meiner Unterhaltungsgabe nicht gewesen sein. Ich hatte ihm anfänglich immer ruhig zugehört, aber als er mir einmal zu verstehen gab, ich sei doch zu alt, um noch länger meine Stunden mit der brodlosen Spielerei des Zeichnens auszufüllen, gab ich ihm gereizt eine sehr scharfe Antwort: das Mediciniren sei im Grunde auch nur eine Spielerei und zwar eine sehr gefährliche. Meine Mutter verwies mir diese Ungezogenheit. Ich fand aber

in jenem Augenblick keinen passenderen Angriffspunkt. Die Entrüstung, die mir heilige Malkunst als brodlose Spielerei betrachtet zu sehen, hätte mich noch zu weit heftigeren Ausfällen hinreißen können. Nun that ich den ersten Einblick in die Gemüther meiner Eltern und des Doctors" — so wendete sie sich nun direct an mich, während ihr Antlitz von einem bitteren Zug durchfurcht wurde — „Herr Wilhelm, ich lernte zum erstenmal kennen, was Kindesliebe ist. Glauben Sie es mir, die vielgepriesene Liebe der Eltern zu ihrer Tochter besteht darin, möglichst bald die Sorge um dieselbe los zu werden, und wenn wilde Völkerstämme ihre Töchter dem Manne verkaufen, so heucheln sie wenigstens nicht. Die Eltern nehmen dazu allerdings den Vorwand, die Kinder glücklich machen zu wollen, aber wer sich nicht selber glücklich machen kann, der bleibt ewig unglücklich. Um kurz zu sein — es kam zwischen mir und meinem Vater zu einer heftigen Scene, deren Endergebniß war, daß man mich ein undankbares Kind nannte und ich den Entschluß faßte, mir ohne Eltern durch die Welt zu helfen. So!"

Es hatte inzwischen aufgehört zu regnen, der Schirm war überflüssig geworden.

„Nicht wahr, ich langweile Sie?“ wandte sich das Mädchen an mich. „Nein? Gewiß, was ich erlebt, erleben Tausende und werden gute Ehefrauen und bleiben zärtliche Kinder.“

Ich konnte ihr hierauf nichts erwidern, ich schüttelte den Kopf. Sie mochte bemerkt haben, daß mich die Bitterkeit, die sich in der Betonung ihrer Worte ausdrückte, schmerzte. Sie blieb stehen und sagte ablenkend: „Diese Stelle werde ich malen.“

Ein Bach schlüpfte vor uns glitzernd durch bemooste Steine, reichbelaubte Aeste breiteten sich wie segnend über sein rauschendes Silber, die Stämme, durch die zuweilen ein blaues Stück Himmel lugte, ragten graziös am Ufer des Baches empor.

„Morgen beginne ich mit der Arbeit,“ sagte sie. Nach einiger Zeit schweigenden Nebeneinanderwandelns begann ich: „Ich kann mir denken, wie das folgende Capitel Ihrer Lebensgeschichte überschrieben ist. Sie haben statt der sicheren Versorgung, die unsicherste, die es giebt, gewählt.“

„Ich habe,“ entgegnete sie, „mich nicht glücklich machen lassen, ich habe versucht, mich selbst glücklich zu machen.“

„Und sind Sie glücklich?“ frug ich.

„Sobald ich meine Leinwand vor mir habe, vollkommen," sagte sie. „Ich eilte nach München zu dem berühmten Maler P. W., ließ mein Talent prüfen und er erklärte, in drei Jahren könnte ich selbstständig sein. Gräfin R. setzte mir für diese Zeit einen kleinen Jahrgehalt aus. Ich befinde mich in dem letzten dieser drei Jahre und nachher — nein! komme es wie es mag, mein Glück heißt: ein Stückchen Leinwand."

„Aber," fuhr ich fort, bis in's Innerste gerührt von dem komisch-tragischen Ausdruck, mit welchem sie diese letzten Worte hervorgepreßt, „haben Sie nicht Stunden, in welchen Sie sich hilflos nach einer Stütze umsehen? Und werden solche Stunden sich allmählich nicht immer öfter einstellen? Und wenn Sie einst der Eltern entbehren müssen —" hier brach ich ab und ergriff ihre Hand. Sie gab hierauf nicht gleich Antwort, sondern that, als betrachte sie den in der Ferne leuchtenden See. Leis entzog sie mir ihre Hand, ihre Finger glitten langsam durch die meinen, und ich wagte keinen Versuch sie festzuhalten.

„Solche Stunden werden ohne Zweifel kommen," erwiderte sie dann mit belegter Stimme, die, von einer Falte verdüsterte Stirne zu Boden nei-

gend. Auf einmal traf mich ein inniger Blick ihres Auges, ohne daß sie den Kopf merklich hob.

„Aber, ich habe," setzte sie hinzu, „ich habe Freunde, die mich verstehen, deren Herz, deren Geist mir eine edle Stütze bietet." Wieder ergriff ich ihre Hand und betheuerte durch ein Nicken, daß ich zu diesen Freunden gezählt sein wollte.

„Muß sich ein Weib, um glücklich zu sein, stets an einen Mann mit Eisenklammern festketten? Ich dächte, eine Hand, die die andere hält, giebt ein Band, stark genug, um ein ganzes, bewegtes Leben hindurch zu dauern," bemerkte sie im Tone innigster Ueberzeugung.

Bei dieser letzten Bemerkung stieg mir das Blut heiß zu Kopf, ohne daß ich wußte, warum. Wie wollte sie dieses „Hand in Hand gehen" verstanden haben? Wieder traten mir Deine Warnungen, lieber Freund, vor Augen, doch bin ich, wie ich fürchte, im Augenblick so bezaubert von dieser kleinen Person, daß ich im Stande wäre, die größte Thorheit meines Lebens zu begehen und mich dabei für einen Weisen zu halten, klüger als die sieben Weisen Griechenlands. Sollte sich später herausstellen, daß ihr ganzes Benehmen eitel Berechnung gewesen? Habe ich als arglose Maus

bereits am Speck geleckt, der mich fangen soll? Einerlei, er schmeckt süß nnd ich werde weiter lecken.

Ich will Dir Etwas verrathen — lache mich nicht aus, ich bitte Dich — oder nein! Du würdest mich für einen eiteln Gecken halten. Und nun kann ich es doch nicht bei mir behalten — also ganz im Vertrauen: Manchmal ruht ihr Auge verstohlen auf meiner Hand, blicke ich sie dann an — Du glaubst nicht wie reizend das ist — so athmet sie einen Augenblick rascher als zuvor und fragt etwas Gleichgültiges. Manchmal trifft ihr Auge das meinige mit einer so seltsam sehnsüchtigen Flamme ganz im Hintergrund der Pupille, manchmal ruht es starr auf mir, als verlöre es sich in sich selbst und erblinde vor seinem eigenen Glanz. O Freund! Was ich dann thue? Kann einer, während er ertrinkt, seinen Zustand beschreiben? Und ist es mir nicht, als ertränke ich in tödtlicher Wonne, wenn sie mich anschaut? Darf ich meiner inneren Stimme Glauben schenken? Darf ich es glauben, was mir gestern Nacht der Traum in die Ohren hauchte, daß eine süße, keusche Sinnlichkeit sie mit dunkler Gewalt zu mir hinzieht, wie mich ebenso zu ihr? Und dann ihr oft

schroffes, strenges Benehmen, wenn sie sich verrathen zu haben glaubt! Wie gut ihr das steht! Als wir Abschied genommen, kam sie noch einmal zurück.

„Nicht wahr, Sie halten mich für eine Pflichtvergessene?“ frug sie leise.

„Ich? Sie? Warum?“

„Weil ich von meinen Eltern nicht in dem Tone gesprochen, wie es ein Kind sollte. Doch glauben Sie mir nicht ganz in diesem Punkt. Wenn ich es meinen Eltern auch gerade nicht als Verdienst anrechne, mir das Leben gegeben zu haben, so haben sie doch in anderer Beziehung mehr für mich gethan, als ich für sie jemals thun kann.“

Ehe ich Etwas erwidern konnte, war sie von dannen geeilt. —

Für morgen plane ich eine Seefahrt. Das einsame Königsschloß Berg am andern Ufer lockt mich.

24. Mai.

Was soll das werden! Wie lange kann ich diesem mir so unbekannten Herzensdrange widerstehen.

Ich fürchte, was die Welt seit viertausend

Jahren „Liebe“ nennt, es hat mich zum erstenmal gründlich überfallen, meuchlings wie ein vermummter Wegelagerer in der Nacht.

„Ich kenne dich nicht,“ sage ich zu diesem Wildfremden, „weiche von mir.“

„Ich aber habe dich gekannt,“ höhnt er, „gestatte, daß ich dich vor Allem deiner werthen Vernunft beraube!“ „Vielleicht werde ich deiner doch noch Herr,“ erwidert mein Gemüth. „Wenn ich dich auch aus eigener Erfahrung noch nicht gekannt habe, an Anderen habe ich dich kennen gelernt und ich weiß, magst du dich auch noch so riesenhaft geberden, ein Schwächling bist du eigentlich doch, den oft der Zwerg Verstand mit einer Drohung seines kleinen Fingers verjagt.“

So rüstete ich mich mit Thatkraft und Vertrauen aus. Ich zwang mich, in dem Mädchen nichts anderes zu sehen, als ein irdisch Wesen, mit allen Gebrechen dieser Zeitlichkeit behaftet. Wie, wenn sie z. B. von Glas wäre und ich sähe ihr Blut pulsiren, ihr Herz und ihre Lunge keuchend arbeiten? Denke sie Dir als anatomisches Präparat von Wachs! Oder lieber in Spiritus. Hätte dieser schöne Körper nicht ebensogut als Mißgeburt das Licht der Welt erblicken können?

Sind ihre Eingeweide nicht allen schmutzigen Nothwendigkeiten der Verdauung unterworfen? Hat sie nicht Sommersprossen auf der Nase? Ich glaube sogar bemerkt zu haben, daß ihr die Kopfhaare leicht ausgehen und wie mich dünkt ist ihre Unterlippe zu dick. Das kann sich nach einigen Jahren schön auswachsen!

Mit solchen Gedanken gewappnet, durcheilte ich den Park und hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als sie nicht zu finden. Leider mußte ich sie aber doch finden. Sie hatte ihre Staffelei aufgestellt und malte eifrig. Es war die Stelle, die ich Dir im vorigen Brief beschrieben, der Bach von Bäumen umrauscht.

„Guten Morgen!“ lachte sie mich an mit ihrem lieben Gesicht, ihren glänzenden Augen. „Wie spät Sie aufstehen! Ich bin schon seit sechs Uhr hier und friere.“

Es war ein feuchter, verdrießlicher Morgen; der Wind rüttelte unwirsch an der Staffelei, so daß sie Mühe hatte, das dünne, fischgrätenartige Gestell auf den Beinen zu halten. Die Sonne fand es heute kaum der Mühe werth, die trübselige Erde zu beleuchten, vielleicht auch hatte sie den

Schnupfen und verbarg deshalb alle fünf Minuten ihre Nase in den Wolken.

„Ei, was Sie für blaue Hände haben," sagte ich recht unfreundlich, knöpfte meinen Mantel bis obenhinauf zu, schlug den Kragen um die Ohren und schickte mich an weiter zu gehen. „Es ist zu kalt, um sich ruhig an einer Stelle aufzuhalten," setzte ich hinzu.

Ich bin tiefbetrübt, hier, nachdem ich so stolz begonnen, von meinem Wankelsinn schmähliches Zeugniß ablegen zu müssen. Neben der Staffelei stand ein Feldstuhl und — statt spornstreichs davonzugehen, setzte sich Dein Freund darauf. Nun begann ich auf das schlechte Bett meiner Hauswirthin zu schimpfen; ich ereiferte mich mehr und mehr, ich gerieth in einen wahren Zorn, und schwor dereinst vor dem Richtstuhl Gottes einen Proceß anzustrengen gegen diese ungastlichen Matratzen.

„Wissen Sie was," schnitt sie meine Auslassungen ab, „meine Hauswirthin hat noch zwei Zimmer unbesetzt."

Mir stockte das Wort im Munde, ich weiß nicht ob aus Schreck oder aus Freude oder aus freudigem Schreck.

„Ja," meinte ich gedehnt, „was wird aber

meine verehrliche Hauswirthin dazu sagen, wenn ich so plötzlich umziehe?"

Jetzt fühle ich erst, wie dumm dieser Einwurf war. Sie malte, ohne aufzusehen, rüstig weiter und erwiderte dann mit Ruhe: „Machen Sie es so: Gehen Sie nach Hause, bezahlen Sie Ihre Miethe, packen Sie Ihren Koffer ganz im Geheimen, alsdann verlassen Sie das Haus so harmlos, als wollten Sie einen kleinen Spaziergang machen. Dann schicken Sie den Hausknecht des Wirths auf Ihr Zimmer mit dem gemessenen Befehl, Ihren Koffer zu nehmen und hinübertragen zu meiner Hausfrau Anna Pinzer. Auf diese Art kommen Sie mit Ihrer Mietherin gar nicht mehr in Berührung."

Ich saß eine Weile betroffen und sinnend auf meinem Stuhl. Da seh' mal Einer her! Sie hat diesen Feldzugsplan mit solcher Sicherheit improvisirt, daß ich fast glaubte, sie müsse Aehnliches während der Nacht erwogen und entworfen haben. Vergebens suchte ich jedoch in ihren Mienen herauszulesen, was ich gerne herausgelesen hätte, irgend einen verrätherischen schlauen Zug; in ihren Worten wie in ihrem feinen Gesicht prägte sich gleichmäßigste, beinahe an Kälte gemahnende Ruhe aus. Endlich sagte ich mit geheuchelter Unbefan-

genheit und in möglichst gleichgültigem Ton: „Der Plan gefällt mir.“ Weiter brachte ich kein Wort hervor. Auch sie schwieg, hauchte sich in die Hände und vertheidigte ihre Leinwand gegen die Angriffe des Windes. Ich zitterte vor Frost, meine Gedanken schlichen wie gelähmt durch mein Hirn — und doch war mir merkwürdig heiß und meine Seele in Aufruhr.

Neben mir rauschte ihr Kleid, wenn ich emporsah, fiel mein Blick auf ihre nachdenklichen Züge, auf ihr still beobachtendes Auge. Der Bach sickerte durch die grünen Steine und Sonnenlichter fielen zuweilen wie ein Goldregen über die Blätter auf die Wellen herab. Wie knapp ihr der Mantel um die schlanke schmiegsame Taille saß! Neben ihr am Boden entdeckte ich plötzlich ihr Skizzenbuch. Eine Siedhitze drang mir nach dem Kopf; ich griff mit den verfrorenen Fingern leise nach dem leinenen Einband. Sie merkte es nicht. Ich tastete mich weiter; jetzt machte sie eine Bewegung — wie ein Dieb zog ich die Hände zurück. Jetzt war sie wieder in ihre Malerei vertieft. Ich begann von Neuem meinen Angriff. In mir dröhnte es beständig: das letzte Blatt mußt du sehen, das letzte Blatt birgt ein Geheimniß, das letzte Blatt! Alle

meine Sinne concentrirten sich auf das letzte Blatt. Nun hatte ich den Zeigefinger zwischen die Einbanddecke geschoben, mein Auge beobachtete, vor Anstrengung thränend, jedes Zucken ihres Kopfes. Ich bog mich herab, — nun rasch einen Blick wie der Blitz in die entfalteten Blätter. In diesem Moment hörte ich, wie sie ihre Pinsel zusammen legte, ihre Arbeit beendigte. Aber ich hatte gerade Zeit genug gehabt zu sehen. Ach, die Entdeckung! Das entschleierte Geheimniß des letzten Blattes! Lieber Freund, sie liebt mich! Wenn ich Dich hier hätte, wie wollte ich Dich umarmen und weinen an Deiner Brust Thränen seligster Lust und das Wort: Sie liebt mich! unaufhörlich hinausrufen in die Welt. Ja, ich habe es hinausgerufen und gewiß hast Du es gehört! Gestehe es nur, als Du vor Deiner Staffelei saßest, hast Du es vernommen, und plötzlich erleuchtete sich bei dem Schall Dein dunkles Atelier und Du lächeltest vor Dich hin. Warum uns nur der Gedanke so tief ergreift, das Alles eines andern Wesens zu sein! Sind wir uns nicht selbst genug? Sind wir nicht unser höchster Besitz? Aber mir ist, als besäße ich mich zweimal, nein, hundertmal und das hundertste Mal besser, edler, ja erstaunenswerther, seit ich

weiß, daß ich in ihr lebe, webe und bin. Meine Kraft hat sich vertausendfacht. Treibe ich Götzendienst mit mir selbst?

Muß ich Dir noch ausdrücklich sagen, was das letzte geheimnißvolle Blatt des Skizzenbuchs enthielt? Hast Du es noch nicht errathen?

Doch Euch kühlen Naturen muß man zu Hilfe kommen, ich glaubt nichts, als was ihr seht, und was ihr seht, bezweifelt eure grobe Kritik noch! Also: Mich enthielt das Blatt! Mich selbst wie ich leibe und lebe, meine Züge in voller Aehnlichkeit, zwar flüchtig skizzirt, aber deutlich erkennbar. Ein unbezweifelbares Document! Ach, und als wir nun gingen! Sie mag mich für betrunken gehalten haben, da ich beständig lächelte und den Bäumen Complimente machte und den vorübergehenden Bauern Geldmünzen zuwarf und auf keine ihrer Fragen antwortete, sondern sie nur immer anlächelte. Nein, sie achtete gar nicht auf mich, sie hielt den Kopf zur Erde gesenkt, als drücke eine ungewohnte Last ihr Haupt. Sie schien nachzusinnen. Ich sollte gleich erfahren worüber. Da wir von Ferne den Dorfkirchthurm, die mit Grün durchwirkten Dächer und als blauen Hintergrund den See erblickten, blieb sie plötzlich stehen

und ich dachte, sie genösse, wie ich, das reizende Welt-Gemälde, da vor uns, das Gemälde des himmlischen Landschafters. Sie aber wandte sich an mich mit den klugen Worten: „Die Bewohner von Bernried sind sehr erpicht auf Klatschgeschichten; von nun an dürfen wir uns nicht mehr zusammen im Dorfe sehen lassen, Jeder muß für sich allein gehen."

Hierauf verließ sie mich, mit einem sanft grüßenden Nicken, und ich sah ihr nach und dachte mit süßem Grauen daran, daß ich heute Abend schon unter einem Dache mit ihr leben sollte, und während ich so stand, in Träumen versunken, bog sie um die Ecke eines Hauses, das Skizzenbuch entglitt bei dieser Bewegung ihren Händen, sie bückte sich hastig, es aufzuheben. Wahrhaftig, sie erröthete? Hatte ihr Blick zufällig das letzte Blatt gestreift? Sie wandte sich noch einmal nach mir um — und war verschwunden.

26. Mai.

Welch' eine Nacht! So muß es der Seele zu Muthe sein, wenn Himmel und Hölle sich um sie reißen. Doch ich muß Dir zuvor berichten, ehe ich weiterfahre, daß ich umgezogen bin. Von

meinen zwei Zimmern ist das eine, das Schlafzimmer, nur durch eine Holzwand von dem des Fräuleins Kaiser getrennt. Meine alte Hauswirthin hat mich, als sie erfuhr, ich wollte plötzlich ihr Haus verlassen, zu finden gewußt, und die Sonate, die sie dann anstimmte und durchspielte, war keine von Mozart. Ich gab ihr drei Mark mehr als die Miethe betrug, jedoch selbst dieses Begütigungsmittel hemmte den Strom ihrer Beredtsamkeit nicht. Sie ließ mich deutlich heraushören, warum, um wen und was es mir bei diesem Wohnungswechsel eigentlich zu thun gewesen sei. Matratzen? Larifari. Worüber ich doch einigermaßen in Verlegenheit gerieth . . . „Ei, freilich! Bei mir wohnt halt kein junges Fräulein!“ waren ihre stets wiederkehrenden Worte. In Gottes Namen!

Meine neue Hauswirthin ist — sie läßt sich nicht leicht beschreiben. Ich könnte sagen, sie sei die komischste Sprachfertigkeit in Person, doch dies giebt Dir kein Bild. Aber die Zunge, sie baut Sätze von einer Länge, daß der Verstand beschämt aufgiebt zu folgen, und windet sich aus ihren Gedankenverschlingungen oft mit einer Geschicklichkeit heraus, um der sie jeder deutsche Kathederheld beneiden würde. Sie war in ihrer Jugend mit ihrer

Herrschaft in Paris und verbindet nun bajuwarische Biederkeit mit französischer Artigkeit. Natürlich, als ich in ihrem Hause ankam, war das Erste was sie that, in echt christlicher Weise auf ihre Vorgängerin loszuhacken. Stolz ist sie auf ihr Französischsprechen und sieht mit einiger Verachtung auf ihre bäuerische Umgebung herab, von welcher sie ehrfurchtsvoll „die Pariserin“ genannt wird.

Fräulein Kaiser hatte sich, während ich mich in den neuen Zimmern wohnlich einrichtete, zurückgezogen. Ich nahm mir ein Herz und klopfte gegen Mittag an ihrer Thüre. Sie öffnete verlegen, und ich erschrak über ihr erhitztes Gesicht. Was sollte das bedeuten? Ihr Auge vermied in das meine zu blicken. Es scheint denn doch eine Art Reue über sie gekommen zu sein . . . Sie habe Kopfweh und wolle heute allein bleiben, war ihre Antwort auf die Einladung, mit mir eine Kahnfahrt nach der poetischen Roseninsel und dann quer über den See nach Schloß Berg zu unternehmen. Mit welcher Heftigkeit sie die Thüre schloß! Der Schlüssel drehte sich so knirschend und energisch, als gälte es eine unüberwindliche Absperrung zwischen ihr und der Welt für ewig.

Was sollte ich nun allein den lieben langen Nachmittag in dieser verteufelten Stimmung anfangen? — Geh', nimm' einen gebrechlichen Seelenverkäufer, ein halbverfaultes Boot und rudere dich gründlich aus! Kämpfe mit dem Element, das ist schließlich heldenhafter und gesünder, als dieser dumme Streit mit Mädchenherzen und verliebten Weiberlaunen — alle Wetter! Aber ich hatte mir gut Muth zusprechen: eine zunehmende seelische Verstimmung umflorte und fesselte alle fröhliche Kraft des Leibes. Mühsam richtete ich mir ein altes Boot zur einsamen Ausfahrt zurecht. Und, o Wunder, wie ich so in gleichmäßigen Ruderschlägen die Fluth durchschnitt, der Himmel sich allmählich umdüsterte und kein Lüftchen sich rührte, da hob in meinem Geiste ein Bilden, ein Singen und Klingen an und alle Wirklichkeit in Traum auflösend, lieh mein Mund den inneren Phantasien lauten, rhythmischen Ausdruck, während ich die Ruder einzog und das Schifflein dem plätschernden Spiel des Wassers überließ.

Das Boot sich auf den Wellen wiegt,
Der Fährmann gähnt verdrossen,
Traumgleich das Ufer vorüberfliegt,
Ich halte die Augen geschlossen.

Nun geht's hinab in die Unterwelt,
Dumpf rauschen des Styxes Wogen,
Von seinen Ufern, kaum erhellt,
Kommt trauriger Sang gezogen.

Schon gähnt der schwarze Schlund mich an,
D'raus weht es mit kalten Schauern;
Die Schatten um meinen zitternden Kahn
In bleichen Gruppen kauern.

Leb' wohl, du schönes Sonnengesicht!
Du stirbst an dieser Schwelle.
Hier herrscht nur graues Geisterlicht
Und der Sterne wehmüthige Helle.

Leb' wohl, mein Freund! Für mich nicht Kuß,
Für mich nicht Wein und Gelächter:
Schon hör ich das Bellen mit Verdruß
Des hündischen Tartarus-Wächter.

Auch du leb' wohl, du süßes Leid!
Ich hab' aus dem Lethe getrunken.
Wie ist, was mich drückte, so weit, so weit
In schöne Nebel versunken . . .

Ich weiß nicht, wie's dann weiter kam. Vielleicht hab' ich mich selbst in Schlaf gesungen. Plötzlich wacht der Gedanke auf: Wo bist du? Wo wolltest du hin? Des Königs Roseninsel und sein weiß-funkelndes Schlößlein Berg da drüben, sind sie dir ein Traumbild aus dem Tartarus geworden? Allein ich habe alle Richtung und Energie scharfen Ruderns verloren. Mit matten Schlägen trieb ich dahin — in eine neue Traumwelt hinein. Ich

war heute wie behext auf diesem matten Wasserspiegel. Ja, der junge König da drüben . . . Seine Braut . . . Die Wassernixe . . . Alle Verhältnisse der Wirklichkeit flossen kaleidoskopisch ineinander bei jedem Ruck meines Fahrzeugs.

Die schöne weiße Nixe muß
Zergehn, verwehn im Wellenschaum.
Wie kalt der Wogen Todeskuß!
O Leben schöner Traum!

Die schöne weiße Nixe singt
Im Mondenschein so krank und müd';
Weit über's Meer zum Feldschloß dringt
Das traurige Sterbelied.

Dort oben schreitet mit seiner Braut
Der Königssohn so stolz und hehr!
Freudigen Muth's er hinunterschaut
Auf's stürmische, dunkle Meer

Es rauscht das Meer, die Wolke flieht,
Der Braut wird es so todesweh,
Sie hört das düstere Sterbelied;
O schöner Tod in der See . . .

Unsinn rief ich mir zu. Vom lichten Starnberger See zum dunklen Meer, vom freudigen, friedlichen Genießen an diesem idyllischen Gestade zu trübem Todesahnen: es ist zu toll. Ganz schwermüthig und mit Gott und der Welt unzufrieden, lenkte ich das Fahrzeug uferwärts und ging heim.

Ich griff zur Feder, um mir die bangen Gedanken aus dem Kopfe zu schreiben. Natürlich wieder Verse! Da, bestaune die Bruchstücke!

Vom Aug' des Monds sein Athmen treu bewacht
In feierlich einsamer Bergespracht,
Schläft er vor mir, der See, der düstre, alte.
Ich wollt' in ihn wie in ein Leichentuch
Einhüllen, senken meines Daseins Fluch
Und all' mein Leid in seine schwarze Falte.

Ich wollt' den Winden lassen meine Pein,
Als wär's ein Wrak, mein steuerloses Sein
Wegreißen lassen, See, von deinen Wogen;
Ich wollt' am Grund, wo keine Welle zieht,
Das Reich des Nichts aufsuchen lebensmüd',
Und fühl' es nun — ich habe mich betrogen.

Ach, wenn der Donner seinen Wolkenleib
Wild um dich schlingt, wie um ein weißes Weib,
Ein zitterndes — ein Mohr die schwarzen Glieder,
Und du dich sträubst, und er kußlechzend brüllt,
Mit Blitz und Sturm den Busen dir umhüllt —
Dann sink ich zitternd auf mein Antlitz nieder . . .

Das genüge als Zeugniß meiner Stimmung an diesem merkwürdigen Nachmittag. Eine genauere Analyse meiner Gefühle würde noch Wunderlicheres zu Tage fördern. Ich will Dich damit verschonen.

Ich blieb den Abend zu Hause, ließ mir das Essen auf mein Zimmer bringen und fühlte mich so unbehaglich wie zuvor.

Mitleid mit dem Mädchen beklemmte mich. Habe ich recht gethan, so rasch ihrem Vorschlage zu folgen? Habe ich nicht zu eilig gehandelt? Die ganze Nacht hindurch quälten mich Vorwürfe. Und dabei die interessante Wissenschaft: es trennt dich nur eine dünne Holzwand von der süßen Schläferin; sie hört es, wenn du leise an die Wand klopfst; sie malt sich vielleicht aus: wie du in den Polstern vergraben schnarchst und schämt sich, die Kleider abzulegen, denn eigentlich ist doch eine dreifingerdicke Holzwand für einen feurigen Liebhaber gar kein Hinderniß . . . Und wenn sie nun doch endlich die Kleider ablegen muß und im unschuldsvollen Nachtgewande behende unter die Decke schlüpft! . . . Ich küßte die wurmstichige Holzwand, bei Gott, ich küßte sie. Auch war ich ungezogen genug, auf jede Bewegung der Kleinen zu lauschen. Da sie aber, wie ich sogleich merkte, auf den Zehen durch's Zimmer ging, strengte ich meine Gehörnerven vergebens an; kaum, daß ein leises Rauschen, ein feiner Tritt wie von einer vorsichtig aufgesetzten Fußsohle zu mir herüber drang. Wie sehnte ich den lichten Morgen heran! Meine Phantasie, von Dunkelheit und Stille entzündet, begann sich zu immer keckeren Entwürfen

aufzuschwingen. Am Ende konnte sie sich aber doch nur an selbst geschaffenen Qualen weiden.

Des Mädchens Eigenheit stand lebhaft vor meiner Seele, ich unterhielt mich mit ihr, ich frug sie, ich legte ihr Antworten in den Mund, ich umschlang sie und küßte sie. Dann bemitleidete ich mich selbst, meine Leiden flößten mir Respect vor mir selbst ein, ich hätte mir selbst um den Hals fallen und mich trösten mögen und sagen: du bist nicht allein unglücklich, sie ist es ebenso, und daß sie unglücklich ist, begründet dein Glück, und daß du unglücklich bist, begründet ihr Glück; ihr seid Beide ein Wesen geworden durch die sich suchenden Seelen. Und ich küßte mein thränenfeuchtes Kopfkissen und lächelte von den Schauern süßester Entsagung überrieselt. Welche Wonne birgt die ungestillte Sehnsucht in sich! Kann die gestillte solche Seligkeiten geben? Und ich faßte den Plan, ihr meinen Seelenzustand zu enthüllen, sie soll erfahren, morgen schon erfahren, wie es um mich steht, dann mag sie über meine Zukunft entscheiden. Seltsam bleibt es doch immer, warum wir Menschen uns scheuen, die einfachsten, natürlichsten menschlichen Empfindungen gegen einander auszusprechen. Das Wort wird mir Schweiß kosten morgen; ich werde

mir vorkommen wie ein auf der That ertappter Tempelschänder. Und was bin ich denn im Begriff, so Schlimmes zu thun? Thue ich nicht, was Millionen vor mir gethan, Millionen nach mir thun werden? Was mein Vater gethan, ehe er meine Mutter heirathete? Und doch liegt es mir wie Blei auf der Zunge und doch schäme ich mich vor mir selbst, diesem Mädchen unzweideutig zu zeigen, was ich für sie so glühend empfinde. Es ist mir gerade, als wollte ich das große Geheimniß der verschleierten Natur aufdecken und rührte dabei an mein eigenes, dunkles Lebensprincip.

1. Juni.

Lieber Freund! Deine Warnung kommt zu spät. Es ist geschehen. Kaum vermag ich mich zu sammeln, um Dir diesen Brief zu schreiben, meine Feder taumelt über das Papier, ich sehe kaum, welche Buchstaben ich mache. Ich muß mich besinnen, was ich eigentlich gestern erlebt. Mein Gehirn ist so leer, so weggeblasen, alle Denkkraft verdunstet; alles um mich her blickt mich so farblos gespenstisch an, als ertränke es in grauem Nebel.

Es ist mir, als hätten sich alle Seufzer, die je auf diesem Erdenrund von verliebten Hansnarren

geseufzt wurden, in meiner Brust gesammelt und sie könnten keinen Ausgang mehr finden, sie seien verirrt und rängen vergebens nach Freiheit.

In meinen Augen zuckt es von Thränen, die nicht fließen können, und wenn ich den Mund öffne, um meiner Hauswirthin einen Wunsch zu äußern, kaue ich mühselig an jedem Worte.

Doch Dir zu Liebe will ich mich zu fassen suchen; es kostet mich mehr, als Du wähnst, aber ich will es aussprechen, was mir widerfuhr, oder vielmehr, ich will Dir den Traum, den ich gehabt, erzählen. Ja! dieser ganze gestrige Tag, er kann nur ein Traum gewesen sein.

Ich traf Fräulein Kaiser beim Mittagstisch. Es war ihr ergangen wie mir, sie gestand mit reinster Kindlichkeit, eine Nacht wie die vergangene habe sie noch nie erlebt. Sie habe geträumt, daß ihr jetzt noch der Kopf wirbele und sie sich besinnen müsse, ob dies eigentlich ein wirklicher Tisch und dies ein Teller sei, oder ob sie diese Dinge sich nur ein wenig deutlicher einbilde. Ich frug, nicht ohne inneren Jubel, von wem, von was sie geträumt. Erst wollte sie nicht mit der Sprache heraus, dann sagte sie lächelnd, es sei ihr gewesen, als läge sie auf Meereswogen, — das Ufer winkt

ihr von Ferne, die Wellen tragen sie bis in die Nähe eines Felsens, den sie umklammern möchte; kaum aber hat sie ihn berührt, so reißt die Sturmfluth sie wieder hinaus in's wogende Unbegrenzte und der Kampf beginnt auf's Neue. —

Du kannst Dir ausmalen, wie dieses Bild auf mich wirkte. Während ich aß, fror ich dergestalt im Fieber, daß ich fürchtete, mit der zitternden Gabel auf dem Teller verrätherische Märsche zu trommeln. Wir hatten ausgemacht, gegen vier Uhr Nachmittags eine Kahnfahrt zu beiderseitiger Erholung zu unternehmen. Gegen drei Uhr brach ein sündfluthartiger Regen nieder. Wir mußten zu Hause bleiben, und ich lud sie ein, zu mir herüber auf mein Zimmer zu kommen: ich wisse wohl, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen meine Einladung nicht schicklich sei, wir befänden uns jedoch einmal in ungewöhnlichen Zuständen und seien überdies Beide viel zu wenig Philisternaturen, um bei jedem Schritt erst die grämliche Matrone „Anstand" zu Rathe zu ziehen. Ich erstaunte über meine Keckheit und dachte: sie weist dein Anerbieten zurück. Wirklich gab sie nicht gleich ihre Einwilligung, doch mußte ihr mein Betragen Vertrauen eingeflößt haben — sie kam auf mein

Zimmer. Natürlich suchte ich ihre Beklommenheit durch ein lebhaftes, sprudelndes Gespräch zu zerstreuen, was mir auch so ziemlich gelang. Sie verließ ihren anfänglichen Standpunkt, das Fenster, um sich an den Tisch zu setzen. Doch ich habe einen Umstand zu erwähnen vergessen, gerade den Umstand, der mich ermuthigte, ihr mein Zimmer als Aufenthaltsort anzubieten.

Sie hatte mir nämlich eine Postkarte anvertraut, welche ich die Gefälligkeit haben sollte in den Briefkasten zu werfen. Auf dem Wege zur Post zuckte es mir beständig in der Hand und der böse Feind rief: „Dreh' sie um! Lies!" Mein Gewissen erhob keine entschiedene Einsprache gegen die Einflüsterungen des Satans und ich warf — wie aus Versehen, einen Blick auf die Rückseite der Karte. „Ich bleibe nun länger, liebe Mama — habe hier einen gebildeten, liebenswürdigen Herrn gefunden" diese zwei Phrasen hatte ich gerade Zeit zu überfliegen, als hinter mir eilige Schritte mich in meinem Frohlocken störten. Ich wandte mich um — sie war es, sie eilte keuchend den Weg herauf und rief mir ein lautes „Warten Sie" zu. „Ich will die Karte selbst auf die Post tragen," sprach sie erröthend, als sie mich eingeholt; „geben Sie her!"

Also wir Beide saßen in meinem Zimmer, indeß draußen der Regen unablässig an die Fenster klatschte.

„Entwerfen Sie mir eine kleine Skizze," bat ich, „ich möchte ein Andenken von Ihnen besitzen."

Sie ergriff die Bleifeder und skizzirte mir eines ihrer Bilder, das gerade jetzt im Münchener Künstlergenossenschaftsgebäude ausgestellt ist. Ich sah still schweigend zu, wie sie Strich an Strich fügte, dabei stets auf die Gelegenheit lauernd, ein Schlaglicht auf mein Inneres fallen zu lassen. Die Gelegenheit wollte nicht kommen.

„Würden Sie mir einen Augenblick sitzen," frug ich sie hierauf. Sie lächelte, bog den Kopf herab, und ich begann zu zeichnen. Mein Kunstwerk kam nicht rasch zu Stande, ich vertiefte mich mit Behagen in die feine Linie ihres Profils und hatte so viel zu verbessern, daß ich in zehn Jahren nicht fertig geworden wäre, wenn sie mich nicht unterbrochen hätte. Meine Ungeduld wuchs, ich fühlte, daß mein Lieblingsthema, auf das ich so gern gekommen wäre, sich in immer weiterer Ferne verlor. Mit dem Muth der Verzweiflung brach ich endlich ein Gespräch über Künstler-Ehen vom Zaun und bat sie, ihre Meinung über diesen Punkt zu äußern.

„Wenn ich ein Mann wäre, ich würde nie eine Malerin heirathen; eher jedes arbeitsame Landmädchen.“

„Haben Sie nie den Wunsch gehegt, an der Seite eines Mannes durch's Leben zu wandeln?“ frug ich mit Anstrengung. „Nie,“ antwortete sie. „Ich glaube mir fehlt alle Zärtlichkeit, oder ist es die Abneigung, die ich vor Kindern habe, — ich weiß nicht, was mich die Ehe mit so mißgünstigen Augen betrachten läßt. Nein, das ist es auch nicht — sollte es doch meine Kunst sein? Muß ich aus Ueberschätzung meiner Kunst so gering von dem Beruf des Weibes denken? Ihr habe ich mich geweiht, und ihr bleibe ich treu, sie ist die Begleiterin, an deren Seite ich durch's Leben wandle. Das Ideal der Kunst ist mein Gatte!“

„Aber,“ wandte ich unverzagt ein, „wenn Sie nun einen Menschen fänden, der im Stande wäre, Sie ganz zu verstehen, der Ihre Liebe zur Kunst theilte, Sie in dieser Liebe zu unterstützen vermöchte, der sich für Sie aufzuopfern bereit wäre — dessen pecuniäre Mittel Sie vor Entbehrungen zu schützen vermöchten —“

Meine Stimme hatte einen leidenschaftlichen Accent angenommen; die Malerin sah mich mit

feuchtglänzenden Augen und einem an's Erhabene streifenden Ausdruck an. „Den," sagte sie, mir die Hand hinreichend, „den würde ich ewig als Freund um mich zu haben wünschen." Hierauf schwieg sie einen Augenblick, ich drückte heftig ihre dargebotene Hand, wollte sprechen, vermochte aber nur zu stammeln.

„Können Sie," begann sie nun wieder, „können Sie sich Fräulein Kaiser als Kindermutter vorstellen? Brei bereiten, durchnäßte Bettchen trocknen, Geschrei beruhigen — wie behielt ich dabei die Fähigkeit, meine künstlerischen Ideen zur Reife zu bringen? Ich wäre im Stande, wenn ich einmal vor der Staffelei säße, meinen Kleinsten ruhig bis zum Abend im Bade zappeln zu lassen, oder wenn mir, während ich ihm das Milchfläschchen ansetzte, ein sublimer Gedanke aufstiege, ihn in die nächst beste Ecke zu werfen im Glauben, es sei ein Packet schmutziger Wäsche. Und erst mein Mann, der könnte sehen, wo er einen zerbrochenen Teller fände, um darauf zu Mittag zu speisen, heißt das: wenn ihm überhaupt nicht der Appetit vor meiner Kocherei gleich am ersten Tag vergangen wäre."

„Wenn Sie so denken, sind Sie allerdings nicht zur Hausmutter zu gebrauchen," brachte ich

hervor, mit dem Bleistift unerhörte Kurven auf das Papier ziehend; „auch ich bin kein Freund von dicken Mamas — von nimmer rastenden Aufziehmüttern — aber zur Liebe ist schließlich doch jedes Weib geschaffen —“

„Die Sonne durchbricht die Wolken,“ fiel sie mir mit seltsamer Lustigkeit in's Wort, „kommen Sie, wir miethen einen Kahn und umschiffen — irgend ein Kap, meinetwegen sogar das Vorgebirg der guten Hoffnung.“ Sie sprang auf, um sich seemäßig anzukleiden. Ich eilte inzwischen zu dem Ortsschiffer, den Schlüssel für die Hütte zu holen, in welcher der Kahn vor Anker lag. Die plötzliche Heiterkeit des Mädchens hatte ansteckend auf mein Gemüth gewirkt; ich lächelte vor mich hin, wie von einem inneren Lichte erfüllt — „das Kap der guten Hoffnung“ sang es leise in mir.

O Frühling, zeig' nun deine Macht,
Dring ihr erwärmend in die Brust,
Daß mir ihr holdes Mündchen lacht
Voll Liebeslust, voll Liebeslust,

Ihr Rosen, redet ihr davon,
Wie heiß euch oft mein Aug' bethaut,
Du Bächlein sag' wie oft ich schon
Nach ihr geschaut, nach ihr geschaut.

O Frühling, zeig' nun deine Macht,
Ihr Vögel singt davon ein Lied,
Wie süß des Lebens Frühling lacht,
Wie rasch er flieht, wie rasch er flieht.

Vor Allem hatte ich ihrer Weisung Acht, außerhalb des Dorfes mit ihr zusammenzutreffen, das Geheimnißvolle dieses Zusammentreffens, das Verstohlene unsrer Fahrt gefiel mir. Ich dachte, als ich nach der Fischerhütte eilte, nichts, gar nichts; eine süße Dummheit lag über meinem Geiste, aber mein Herz jubelte und sang, berauscht von der Ahnung des herannahenden Glücks. Ihr letzter Blick hatte mit so verheißungsvoller Festigkeit auf mir geruht! Die landschaftliche Umgebung, die Arbeiter auf den Wiesen, die weißen marmornen Wolkengestalten, das Grün der tropfenden Bäume, wie es vom Blau des Himmels mosaikartig durchbrochen wurde, dies ganze Bild, ausgefüllt mit dem feinen Goldduft der Sonne, von dem nachlassenden Regen wie von einem leichten Silbernetz überwoben, stimmte mich, ich möchte sagen griechisch heiter und nun erst als der See vor mir blitzte in seinen Ufern, dies feuchte, sich in weiter Ferne verlierende Feuer — ich fühlte meine brüderliche Verwandtschaft mit der Natur nie inniger als in diesem Augenblick. Natur! rief es in mir, dir will ich folgen, du bist mein Gesetz, aus deiner Hand will ich die Holde empfangen, nicht aus der Klaue des kalten Gesetzes. Der Gedanke, daß sie

mich liebe, gab mir eine Lebenssicherheit, als könne mir nun kein Uebel mehr nahen. Lieber Freund, was sind wir Männer für Schwächlinge! Selbstvertrauen genügt uns nicht; daß Andere auf uns vertrauen, giebt uns erst die feste Stütze!

Sie ließ mich lange warten, doch das steigerte den Wunsch, sie durch die Gebüsche des kleinen Bergpfades herabschweben zu sehen, bis zur dramatischen Spannung. Kommt sie noch nicht? Immer noch nicht? Sie ist's! Nein. Es war der Wind. Doch nun naht sie. Immer noch nicht. Gedulde dich, glühende Seele. In der nächsten Schifferhütte hörte ich Kettengerassel; ich trat herzu und fand meinen Fischer Jakob im Begriff, ein Boot zur Abfahrt zu rüsten.

„Wohin?" frug ich. Er theilte mir mit, daß im Dorf Seeshaupt ein Tanzvergnügen für diesen Mittag angesagt sei.

„Und Du willst tanzen?" frug ich. Er erröthete und nach mannigfachem Ausweichen konnte er mir nicht verhehlen, daß er sich erboten hatte, die Schneiderstochter sammt ihrem Verlobten hinüber zu rudern. Sie wollten sich einen vergnügten Mittag machen. „Sie könnten außer mir," setzte er hinzu, „keinen Fährmann haben."

„Und Dein Herz?“ sagte ich leise. Er aber that, als habe er meine Frage überhört, indem er eifriger als zuvor das eingedrungene Wasser aus dem Kahn schöpfte.

„Nimm dir an diesem Gesellen ein Beispiel,“ mahnte eine Stimme in meiner Brust, „und wenn du nicht zum Besitze gelangst, entsage wie er. Aber kannst du, der Gebildete, die Kunst des Entbehrens üben wie dieser Naturmensch?“ Ich sah ihm eine Zeitlang schweigend zu, bis er, das kleine Perspektiv, das ich ihm vor einer Woche geliehen, aus der Tasche zog.

„Nehmen Sie es wieder,“ rief er, „ich habe die Sterne damit betrachten wollen, man kommt ihnen aber nicht näher dadurch, und der Mond sieht nun gar unheimlich in dem Glas aus, so wie er ohne Glas ausschaut, ist er mir lieber. Habe mir überdies Augenschmerzen und Kopfweh dabei geholt.“

„Du hast Recht,“ entgegnete ich ihm, „man darf kein Ding in größerer Nähe sehen wollen als es uns die Natur gerückt, sonst verliert man die Freude daran.“ Ich hatte noch nicht geendet, als wir draußen vor der Hütte Schritte vernahmen. Jakob lauschte, das Lachen, das nun an unser

Ohr schlug, trieb ihm das Blut in die Wangen. Er wandte absichtlich sein Gesicht von dem Eingange weg. Ich hatte mich nicht getäuscht. Die Schneiderstochter erschien am Arm eines kräftigen jungen Mannes auf der Schwelle. Welche Fröhlichkeit brauste in ihren Adern, welche Wonne lachte aus ihren Augen! Mir war, als müßten die altersgrauen Holzbalken der Hütte mit einstimmen in ihr Gekicher und sich biegen vor Lustigkeit. Sie war nicht mehr die träumerische Schöne vom Kirchhof. Sie ließ keinen der Beiden zu Worte kommen, und ich hatte meine Freude daran zu sehen, wie durch ihre Lebensfreudigkeit, sobald sie mit Jakob sprach, aufrichtiger Ernst, fast Mitleid schimmerte, ja es kam mir vor, als wenn sie, wenigstens anfänglich, aus Rücksicht für den Armen, die Hofirung des Schmieds ein wenig unbeachtet lasse.

„Jakob," wandte sie sich an den Fischer, „also wieviel?"

„Nichts," sagte dieser.

„Doch, doch."

„Nein, nichts."

„Ich bitte dich, Jakob," sprudelte sie hervor, „Du kannst es nicht umsonst thun, ich weiß es,

daß Du auf's Feld müßtest, wenn Du uns nicht fahren wolltest. Also geschwind, wie viel?"

„Ich werd' Dich doch einmal fahren dürfen?" lachte er.

„Nein, ich thu' es nicht anders. Bitte, sag' mir's —"

„Steigt nur ein, 's ist alles bereit —"

„Ich steige nicht eher ein, als bis, na, wieviel?"

„Nun gut denn! Unter zweihundert Mark thu ich's nicht —"

„Jakob, keinen Spaß, mir ist's ernst —"

„Mir ebenfalls."

So ging es hinüber und herüber, bis sich der Schmied in's Mittel legte und meinte, wenn Jakob so freundlich sein wolle, sie umsonst zu rudern, könne man ihm das nicht wehren. Er sei ohnedies im ganzen Dorfe als der „gute Jakob" bekannt. Das Mädchen stieg ein und murmelte etwas wie: na, er solle schon sehen.

Mit einem kräftigen Ruck hatte der Fischer das Boot in das richtige Fahrwasser gebracht und sprang dann mit der unverhohlenen Absicht, vor dem Auge des Mädchens durch seine Geschicklich-

keit zu glänzen, in das bereits in Bewegung begriffene Fahrzeug. Leider erreichte der Ehrliche seinen Zweck durchaus nicht, denn sobald die Liebesleute auf ihrer Bank saßen und in die kühle Seeluft hinausglitten, hatten sie nur noch für sich Augen. Selbst die Grazie, mit welcher mein Freund nun die Ruder zu schwingen bemüht war, fand keineswegs die gebührende Anerkennung. Er war vorhin noch der „gute Jakob", jetzt der gehorsame Ruderknecht. Ich winkte ihm noch einmal zu, er nickte nach dem Strand herüber und genoß dann ohne Neid den Anblick der Liebenden, wie sie sich nicht genug thun konnten mit Flüstern und Kosen. — Mich aber — offen gestanden, mich erfüllten alle drei mit Neid.

Eilige Schritte kündigten mir das Nahen Emiliens. Ja, sie war es! Das niedliche Gesicht vom Rund des Sonnenschirms umrahmt, dessen Reflex ihre zarte Haut in bläulichen Schatten tauchte, tanzte sie den Hügel herab. Wie die Füßchen unter dem wogenden Kleid hervorlugten, abwechselnd erst das linke, dann das rechte, wie das glitzernde Sonnengold, die grünen Blätterfunken um ihre Gestalt spielten! Eben war ich im Begriff, ihr ein fröhliches Willkommen zuzurufen,

doch da sie näher kam, hielt ihr umflorter Blick mir das Wort im Munde zurück. Erst als ich bereits die Schifferhütte aufgeschlossen und den Kahn in Bereitschaft gesetzt hatte, wagte ich zu fragen, ob ihr während unserer kurzen Trennung Unangenehmes zugestoßen sei. Sie versuchte zu lächeln, es war ein träumerisches Lächeln, das um ihre weichen Lippen quoll. „Als Sie gegangen waren," gab sie mir nach einer Pause zur Antwort, „überfiel mich eine seltsame Sinnenverwirrung, um nicht zu sagen ein bedrückendes Angstgefühl. Wären Sie nicht bereits nach dem Kahn geeilt, ich würde mein Versprechen, Ihnen zu folgen, rückgängig gemacht haben. Sie mußten lange auf mich warten, nicht wahr?"

„Hat nichts zu sagen," warf ich hin.

„Ich wollte zu Hause bleiben," fuhr sie fort. „Doch die Aussicht, nach langer Zeit endlich einmal wieder das Ruder schwingen zu können, überwog mein Bedenken. Sie wissen nicht, wie leidenschaftlich gern ich das Ruder handhabe."

Der Kahn war von seinem Stützpunkt befreit; ich lud sie mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Kaum saß sie auf der Ruderbank, als sie plötzlich wieder aufstand und mir mit einem so

angstvollen Blick in's Gesicht sah, als befürchte sie, der stark gefugte Kahn könne in Trümmer gehen.

„Wollen wir nicht doch lieber zu Hause bleiben?“ meinte sie leise.

„Zu Hause bleiben?“ entgegnete ich erschrocken, „was ist Ihnen?“

„Nichts, nichts — mir war nur — nein — fahren Sie zu!“

Sie hatte sich wieder gesetzt und ich stieß den Kahn aus der Hütte, während er dahinglitt, an Bord springend, zwar nicht mit der Grazie meines Freundes Jakob, aber immerhin für einen modernen Liebhaber der besseren Stände gewandt und feurig genug. Anfangs sprachen wir kein Wort. Lautlos setzte ich die Ruderschaufeln in die krystallene Fluth, die uns endlos umschimmerte. Kleine Fische huschten unter dem Bug des Kahns vorbei, Wasserpflanzen schlängelten sich auf dem steinigen Boden, drüben am Ufer ragte der zwiebelförmige Dorfkirchthurm aus dem Grün der Gebüsche, das entgegengesetzte Ufer lag als dünner Streifen hinter uns, uns zur Linken erhob sich das Gebirg wie ein blauer phantastischer Traum. Und

nun weiter, immer weiter in die stille blitzende Fläche hinaus!

„Lassen Sie mich rudern," unterbrach sie das Schweigen.

Ich überließ ihr den Sitz. Ich setzte mich ihr gegenüber und verlor mich ganz in die Reize der Natur und die ihren. Wie sanft und doch kraftvoll sie das schwere Ruder hob, wie ihr blasses Gesicht nun zu glühen begann, wie ihre liebliche Brust unter der Anstrengung erbebte! Ich hatte genug zu thun, um jede ihrer Bewegungen in mich aufzunehmen. Die süße Mattigkeit, die sich allmählich in ihren Zügen auszuprägen begann, theilte sich mir mit, ich saß wie ein Berauschter und gab mich dem Wiegen des Kahns mit einer Andacht hin, als habe ihre Berührung sein todtes Holz beseelt. Endlich hielt sie inne. Wir waren in eine Bucht gelangt, ein zierliches Jägerhäuschen drängte sich dort bis dicht an den See heran, hier spiegelte sich dichtes Grün, unser Kahn rauschte behutsam durch Schilf und Binsen, einige Wasserrosenblätter schwammen in unserer Nähe, und die Sonne, die ringsum Funken in die Wellen streute, durchströmte uns mit behaglicher Wärme. Einsamkeit überall, Todtenstille, außer uns keine Men-

schenseele weit und breit, allein mit der Natur, die in sich selber zu versinken schien. Ich sah zu ihr auf. Nun erst bemerkte ich, daß mir der Hemd-Aermel (ich hatte mich des Rocks entledigt) zurückgeglitten war, ihr Auge ruhte mit verstohlener Hast auf meinem nackten Arme, und während all mein Blut in siedender Erregung nach meinem Kopfe drang, zog ich langsam den Aermel bis an die Hand vor.

Sofort nahm ihr Gesichtsausdruck eine solche gleichmäßige Ruhe an, daß mich fast die Lust anwandelte, die Künstlerin auszulachen.

„Es ist schade," sagte sie hierauf sehr gleichgültig, „daß wir Künstlerinnen, wenn wir den männlichen Körper studiren wollen, so übel daran sind. Dieses wichtige Studium ist fast nie vollständig durchzuführen. Die Münchener Männermodelle sind von einer unglaublichen Unverschämtheit. Das schreckt jede anständige Malerin von diesem doch so nothwendigen Studium zurück, und so werfen sich die meisten auf die Landschaft, ohne daß sie ihr Auge an der strengen Form des Menschenkörpers geübt haben."

„Ich würde," antwortete ich, eine gewisse Beklommenheit verbergend, „durchaus nichts Bedenk-

liches dabei finden, mich einer Künstlerin, von deren Sittlichkeit ich überzeugt bin, zum Modell anzubieten. Heißt das — wenn sie mich für würdig hielte, der Kunst als Vorbild zu dienen."

Allmählich wuchs in mir die Sehnsucht, meinem Ziele näher zu kommen, das Geständniß, daß sie mich liebe, von ihren Lippen tönen zu hören, bis zur unerträglichsten Qual. Sie schien das zu bemerken, machte aber keine Miene, mir entgegen zu kommen. Wenigstens wurde ich mir nicht klar über ihre wahre Empfindung. Sie riß, was ziemliche Anstrengung erforderte, eine Binse aus dem Boden und peitschte, in träumerisches Sinnen verloren, damit nachlässig die Wellen. Mir schwoll das Herz höher und höher, ich rückte ihr näher, bis ich mit meiner Hand ihr Kleid berührte. Ihr Auge schielte nach mir, doch als ich nun ihre Hand zu ergreifen suchte, entzog sie mir dieselbe. So saß ich denn wieder rathlos. Um mich zu zerstreuen und abzulenken, begann sie nun sich über das Leben der Künstlerinnen in München zu verbreiten, schilderte einzelne Bekannte, erzählte von einem weiblichen Modell, das eine unerhörte Tugend bewiesen, theilte mir mit, daß sie meinen Freund B. kenne, seine Bilder sogar bewundere

u. s. w., kurz die Absicht, sich über das Thema hinwegzuhelfen, welches ich so gern zu besprechen wünschte, lag klar zu Tage. Ich warf kaum einmal ein Ja oder Nein in ihre langen, langweiligen Berichte. Schließlich als sie sah, daß ich mich auf keinen anderen Gegenstand bringen ließ, sondern meinen Gedanken nachhing, schwieg auch sie und das frühere sonnige Schweigen ruhte über dem Wasser. Ein Frosch begann im Schilf sein melancholisches Quaqua-Lied, verstummte aber wieder, als beklemme ihn die Feierlichkeit ringsum. Der Himmel wölbte sich in reiner, unbewölkter Bläue über dem See, der so klar, so friedlich zu ihm emporlächelte. Eine Libelle summte an uns vorbei, zuweilen brach sich eine Welle mit leisem Klagelaut am Bug des Kahns. Ich sah die Holde unverwandt an, ja! und ich täuschte mich nicht, ihre Augenlider, die sich gesenkt, zuckten, eine feuchte, kleine Perle zitterte an den Wimpern. Ich weiß nicht wie mir da plötzlich wurde. Es begann sich mir allmählich Alles, das Mädchen, der See, der Kahn in ein Gewirr von Sonnengold und grünem Nebel aufzulösen, ein kindischer Drang, laut aufzuschluchzen, überkam mich. Der Kahn trieb ohne jede Leitung weiter, immer mehr in das Binsen-

gestrüpp hinein. Noch fühlte ich mein Herz hämmern, fühlte wie mein Bewußtsein mühsame Anstrengungen machte, über eine zunehmende Schwäche der Nerven Herr zu werden, dann — lieber Freund! von da an weiß ich nicht, was geschah. Ich suche mir umsonst alle Einzelheiten dieses Auftritts zurückzurufen, mein Gedächtniß läßt mich im Stich. Mir ist allerdings, als höre ich sie noch sprechen. Ich hörte sie auch in jenem Augenblick sprechen, aber es klang mir, als habe ich dabei in einem Abgrund gelegen und sie habe mir aus weiter Ferne Worte zugerufen, die ich kaum verstand. Ich glaube, es war gerade das träumerisch-wollüstige Stillschweigen, was mich ermuthigte, mit einem plötzlichen krampfhaften Entschlusse aufzuspringen, auf den Boden des Kahnes zu knieen, sie mit beiden Armen zu umfassen . . . Noch jetzt fühle ich ihre Hand meinen nackten Arm fest umklammern. Ich glaube, sie sprach gütig zu mir; sie stellte mir vor, daß, da eine Ehe zwischen uns unmöglich sei, auch jede andere Art von Vereinigung ausgeschlossen bleiben müßte. „Ich habe geglaubt," flüsterte sie, „mich über die Schranken der bürgerlichen Philistergesetze kühn hinwegschwingen zu können, doch ich bin zu feige dazu. Der Gedanke an

meine Eltern hat jede derarte Verletzung des Hergebrachten mir als ein Unglück erscheinen lassen." Und nun fügte sie nach einer Pause ein Wort hinzu, das sie, weil sie fühlte, wie es mich schmerzen mußte, nur ganz hastig vor sich hinmurmelte. Sie wolle mir offen gestehen, dies war der Sinn, daß sie mich nicht eigentlich liebe: sie nahm mehr ästhetisches Interesse an mir, mein Geist, und vom malerischen Standpunkt aus, auch mein Körper sei ihr interessant gewesen. Aber Liebe sei das nicht. Wo die Besonnenheit ein so lautes Wort mitspräche, solle man sich nicht in absichtliche Täuschung hineinphantasiren. Kurzum, ich solle meine Leidenschaften zügeln, das wäre mannhaft und klug . . .

Ich weiß nicht mehr was ich ihr erwiderte. Sie hatte die Ruder ergriffen und ruderte mit athemloser Schnelligkeit heimwärts. Endlich als sie mir durchaus keine Antwort auf meine vielen bestürmenden Bitten gab, kam es über mich wie eine Art kindischen Trotzgefühls.

„Ich kann es nicht glauben," rief ich aus, des Zusammenhangs meiner Worte kaum mächtig, „daß du mich nicht liebst. Und warum liebst du mich nicht? Was gefällt dir nicht an mir?"

Ihr Auge ruhte forschend auf mir, dann

erwiderte sie mit einem Ton, der gleichmüthige Heiterkeit verrathen sollte, der aber immer beim dritten Worte in weiches Vibriren umschlug: „Es läßt sich auf die Dauer mit dir nicht leben, mein Freund. Dein Charakter ist mir zu verwickelt. Ich glaube sogar, du bist trotz deiner aufrichtigen Herzensgüte ein kleiner Egoist, ein Nero oder irgend ein Scheusal in Miniatur. Verzeihe mir meinen Scherz. Auch bist du mir zu leidenschaftlich. Ich will dir gestehen, daß du mich oft wahrhaft erschreckst durch deine heftigen Ausfälle. Wie kann man mit einem Menschen lange verkehren, der sich von Gegenständen, die Andere mit Ruhe besprechen, oft zu maßlosen Behauptungen hinreißen läßt!“ Ein Lächeln erzwingend fuhr sie dann fort: „Kannst du doch ein Wort aus deinen Lieblingsdichtern mit einer Hartnäckigkeit vertheidigen, die stark an's Unhöfliche grenzt!“

„Ach! das ist ja Unsinn, was du da schwatzest,“ polterte ich fassungslos hervor. „Ging es dir im Gespräch nicht gerade so wie mir? Wie oft haben uns die Vorübergehenden mit geheimer Angst beobachtet, wenn wir zusammen gestikulirten. Wie oft batest du mich um Nachsicht, ich solle deine Aeußerungen nicht so streng nehmen!“

„Du triffst das Richtige," fuhr sie fort. „Sieh, wir beide sind uns viel zu ähnlich, um ein Wesen sein zu dürfen. Eben das was uns scheinbar verbindet muß uns trennen."

„Trennen!" fiel ich heftiger werdend ein. „Stellst du dich oder bist du herzlos! Trennen! Welcher Einfall! Ja! in Beziehung auf die Ehe vielleicht, doch hält uns diese große Aehnlichkeit ab, in einem freien Zusammenleben glücklich zu sein?"

„Ich habe dir gesagt, daß davon keine Rede sein darf," versetzte sie, das eine Ruder heftig in die Wellen stoßend, daß das Wasser hoch emporspritzte.

„Emilie!" kam es halberstickt über meine Lippen.

„Fasse dich, mein Freund," suchte sie mich zu beruhigen, „zeige dich deiner Freundin, ich bitte dich inständig, nicht in kleinlicher Schwäche, es betrübt mich, ich achte dich viel zu hoch."

„Du achtest mich und liebst mich also nicht im Geringsten?"

„Nein!" sagte sie entschlossen nach einer Pause. Gleich darauf durchzuckte es ihr Gesicht, als habe sie das Nein mehr geschmerzt, als es mich schmerzen sollte. Sie schaute finster neben sich in die Wellen.

„Ich weiß es genauer, als du selbst," sagte ich, daß du mich liebst." Sie schwieg. Ich fühlte, wie mir die Thränen über die Wangen liefen, und mich zu ihr herabbeugend, flüsterte ich: „Soll ich dir beweisen, daß du mich liebst?" Und nach einiger Erwartung: „Das letzte Blatt deines Skizzenbuchs sagt es, wie es um dein Herz steht!" Es war ausgesprochen, ich konnte es nicht mehr zurücknehmen. Ein unwilliger Blick aus ihren Augen war meine erste Strafe; sie war todtenblaß geworden. Jetzt ist es aus, jetzt hast du es mit ihr vielleicht für immer verdorben, raunte mir mein Gewissen zu. Und du hast es so gewollt, entgegnete mein Verstand.

Von da an wagte ich nicht mehr sie anzublicken. Ich saß im äußersten Winkel des Kahns und schaute in die Wellen. Als wir das Ufer erreicht hatten, fühlte ich das lebhafte Bedürfniß, meine Thorheit wieder gut zu machen, doch Verlegenheit und ein falscher Stolz hielten mich davon zurück. Ich stand vor ihr wie gerichtet, tausend unausgesprochene Worte auf den Lippen; sie aber, nachdem sie aus dem Kahn gesprungen war, verließ mich ohne Gruß, ohne Blick. Ohne zu wissen, was ich that, befestigte ich den Kahn und ging

dann, fast völlig geistesabwesend, wohin mich meine Füße tragen wollten. Ich weiß nicht wohin und wie lange ich umherlief. Es hatte angefangen zu dämmern, als ich vor meiner Wohnung stand. Ich fühlte die Stiegen unter meinen Füßen erknarren, der Kopf brannte mir, und ich mußte ihn, als ich mich auf mein Sopha geworfen, stützen. Die gesprächige Hauswirthin kam und frug, was ich heute Abend zu speisen wünschte. Ihre Anrede brachte mich wieder zu mir, und ich glaube, ich hörte ihren endlosen Erzählungen mit Interesse zu, ich benutzte sie gewissermaßen als Blitzableiter, ich tauchte mein brennendes Herz in das kalte Wasser ihrer Worte. Als sie gegangen, raffte ich mich auf. Kannst Du Dir denken, was ich nun that? Ich schlich mich an die Thüre ihres Zimmers und lauschte. Es regte sich nichts. War sie überhaupt zu Hause? Nun wagte ich ganz leise zu klopfen. Keine Antwort. Ich klopfte, an allen Gliedern zitternd, zum zweitenmal. Dasselbe Schweigen. Ich wollte jeden weiteren Versuch aufgeben; schon hatte ich die Treppe erreicht, — horch! rief es nicht: „Wer da?“ Ich eilte zurück und klopfte zum dritten Mal energisch. Ja, nun rief es: „Wer ist draußen?“

„Fräulein Kaiser," bat ich, „darf ich ein Wort mit Ihnen sprechen?"

„Ich kann Niemand sehen," erhielt ich zur Antwort, „ich habe heftiges Kopfweh."

„Ich hätte ein sehr lesenswerthes Buch für Sie," gab ich zurück.

„So legen Sie es vor die Thüre."

Ich ging auf mein Zimmer, wo man bereits mein Abendessen aufgetragen hatte. Du kannst Dir denken, daß ich das Bier sehr flau, den Braten äußerst zäh und den Pfannkuchen mit Galle gewürzt fand. Gut, daß die Köchin nicht meiner Mahlzeit zusah, ich hätte es auf Lebenszeit mit ihr verdorben. Mechanisch griff ich nach einem Buch, das vor mir lag, es war Virgil's Aeneide, setzte meinen Hut auf und beschloß mir das Herz draußen im Freien zu erleichtern. Der Mond blickte so zutraulich tröstend durch meine Fenster. Das kleine Zimmer schwamm in sanftblauen Lichtwellen. Gleich legte sich's wie eine warme Hand über mein Herz, es hauchte mich an wie Rosendüfte aus einer anderen Welt und ich nickte dankend zu dem ehrlichen Mondgesicht hinauf. Mir war als lächelte er mitleidig und gähne dann ein wenig. „Mir nichts Neues, Freund," schien er zu

flüstern, „ich habe dieselben Zustände heute vor dreitausend Jahren an einem jungen Aegypter, auch einem Poeten beobachtet. War recht interessant, aber genau dieselbe Geschichte. Kannst dich auch mit dem seligen Leander trösten, den ich ertrinken sah. Auch Romeo mag dir als Beispiel dienen, wie vorsichtig man mit Giften umgehen sollte, wenn man nicht Chemie, besonders die der Liebe, studirt hat.“ Und dann war mir's, als zöge er sich eine alte Nachtmütze über den Kopf und beginne zu schnarchen. Ja, ja! wer so viel Elend in der Welt gesehen wie unser Mond, dem geht es wie dem Todtengräber, der ein Grab schaufelt, während er sich ein Schelmenlied dazu pfeift.

Als ich auf die Hausflur trat, hörte ich die Stimme meiner Wirthin im Zimmer Emiliens. Sofort war mir der Zusammenhang klar. Bedauernswerthes Mädchen! Da sie meine Aufmerksamkeit nicht im gewünschten Maße auf ihre Erzählungen zu lenken gewußt, hatte Frau Anna dich zum Schlachtopfer erwählt; sie ergoß, wie mir ihr schmetterndes Organ bewies, eine wahrhaft beängstigende Fluth über das arme Kind aus, welches nur zuweilen das tiefsinnige Epos von der

gestohlenen Wurst, das Idyll von den Toilettegeheimnissen der Frau Baronin oder das Drama vom theuren Turbot der Excellenz mit einem „so, so“ unterbrach. Hier mußte Rettung geschaffen werden. Also angeklopft! Doch halt! Jetzt war mir, als flüsterten Beide. War der gestohlene Turbot oder die Wurst nur Vorwand? Ich lauschte angestrengt. Klang das nicht wie ein Seufzer? Und jetzt — „ich fühle mich so unglücklich —“ ja, lieber Freund, so hallte es aus dem Innern, — „ich fühle mich so unglücklich!“ Und nun ein unterdrücktes Weinen? Unmöglich! Dieses starke Mädchen? Und Frau Anna? Wo bleibt sie mit ihrer weitläufigen Erzählung? Warum dämpft sie ihre Stimme bis zu zitternder Weichheit? Ich warf den alten Virgil zu Boden und schlich mich davon wie ein Verbrecher. Unglücklich fühlte sie sich! Unglücklich! Und was hält sie ab, sich glücklich zu fühlen, einen Andern glücklich zu machen? Wie kühl schlug mir der Nachtwind entgegen! Die Natur ruhte im Arm der Nacht, wie eine scheue Braut, und die Nacht beugt sich über sie, horcht auf ihre friedlichen Athemzüge und fürchtet, sie könne erwachen und mit ihr entfliehen. Die Häuschen schienen in Schlaf

genickt zu sein, nur hie und da glomm noch ein banges Roth aus einem der Fenster, nur hie und da tönte das schläfrige Gebrumm einer Kuh zu mir herüber. Nun lag der Kirchhof vor mir, die Kreuze hingen schlaftrunken auf die Seite, und ich mußte Derer gedenken, die man so gerne fragen möchte: Wie bekommt euch die ewige Ruhe?

„Auch wir haben geliebt, gelebt und gelitten," rauschte es mir aus den welken Kränzen entgegen, „aber sieh' hin, was uns davon geblieben! Alles geht vorüber, und was vorübergegangen — ist es nicht so gut, als wäre es nie gewesen?"

Und nun knisterten die welken Blätter und wisperten wie die dürren Zungen des Schicksals. Drüben im Erker schimmerten meine stillen Freunde, die Todten-Schädel, zu mir herüber. Ist es nicht Sarkasmus, dieses Grinsen um die Mund- und Nasenhöhle, dieses lächerliche Zähneblecken? Kicherten sie nicht boshaft, diese trübseligen Gestelle, auf die das Leben einmal flüchtig seine Blumen gestreut? Und als mein Blick nun empor sah zum Monde — bist du nicht eben auch ein solcher fleischentblößter Todtenschädel der Ewigkeit, du dort oben?

Nein! Ich will leben und lieben; noch pocht

die Hoffnung in meiner Brust, zum ersten Male widerte mich die knöcherne Gesellschaft an. Dein Blut glüht noch in deinen Adern, dein Mund haucht noch Leben, und er sollte keinen Mund finden, dem dieses Leben ein wonniger Trank ist? Und dein weltwundes Herz sollte nie vernarben können an der Wärme eines andern Herzens? Wie durchschauerte mich die schweigende Größe der Natur, da nun der mondbeglänzte See seinen zitternden Silberspiegel vor mir enthüllte. Rings die Büsche schwarz, wie in süße dunkle Träume versunken; labend der Wind, als käme sein Athem tief aus der innersten Brust der unentweihten Natur. Welch' süße Verstörung nun auch aus dem Monde lächelte! Wie verschämt er den Silberschleier über seine Landschaft hing, und wie ihre Reize nur desto reizender lockten, wie man in jedem dunklen Strauch tausend schöne Geheimnisse vermuthen mochte!

Durch die mondbeglänzten Föhren,
Tief aus wildverwachsner Kluft
Kannst du oft ein Klingen hören
Und es weht wie Zauberduft.

Und du fragst dich wie im Traume,
Wer so wunderlieblich klagt,
Welch' ein Zug am Waldessaume
Dort so bleich vorüberjagt?

Kronen blinken, schlanke Prinzen
Drücken Mädchen an die Brust,
Und die bösen Hexen grinsen,
Und der Knapp' schaut siegsbewußt.

Und du stehst noch bang beklommen,
Sieh, da faßt dich eine Hand:
Willst du, Fremdling, wiederkommen
In mein schönes Fabelland?

Ach, die nichtigen Träume vom Fabelland, die sind für fromme Kinder; davon wird kein krankes, wildbegehrendes Herz gesund . . .

Mondschein will mit sanftem Glühn
Nun des Waldes Dunkel lichten;
Einsam schleicht ein Karrn dahin
Durch des Hohlwegs düstere Fichten.

Müder schleicht am Karrn das Pferd,
Und der Fuhrmann schmiegt sich träumend
An das Mädchen, das er fährt,
Weg und Karrn und Roß versäumend.

Und doch, wie nimmt der Zauber der Nacht alles bestimmte Denken gefangen und entführt unsere Seele in das Traumreich der Romantik! Soll ich mich wehren? Soll ich selbst durch die poetische Larve der Nacht nur das harte Auge vernichtender Wahrheit blitzen sehen? Träume — träume —!

Die Kähne in den Schiffshütten regen sich unter Plätschern und Lecken der Wellen, am Ufer knistert der Schaum, die Luft zittert leise; es ist als ver-

nähme das Ohr die Schritte unsichtbarer Blumengeister, die sich Treppen aus Luftatomen bauen; der Glaube an Elfen, die Mondstrahlen zu Silbertropfen destiliren, um sie an die Gräser zu haften, erwachte. Ach, und wie Dein armer Freund an dem einen Wort hing, das sein ganzes Wesen durchzitterte „unglücklich!“ „Ich fühle mich so unglücklich!“ Grausames Herz, gestehe es, du fühlst dich glücklich, eben weil sie sich unglücklich fühlt!

Doch nun stiegen die Zweifel empor. Kann sie sich nicht auch aus anderen Gründen unglücklich fühlen? Vielleicht deshalb, weil sie deine ehrliche Liebe nicht erwidern kann? Weil es ihr wehe thut, dir, den sie schätzt, die harte Wahrheit sagen zu müssen? Ich sprang vom Boden auf, ein jäher Schreck durchzuckte mich. Ja! das war's, ihre Seele ist so frauenhaft feinfühlend, du stehst so hoch in ihrer Achtung, ihre grausamen Worte schmerzen sie und sie kann es doch nicht ändern: sie liebt dich nicht! Wie einsam ich mir plötzlich wieder vorkam!

Und nun, lieber Freund, als ich mich so verlassen wähnend, hinausstarrte in's nächtige Dunkel mit Thränen überfüllten Augen, da kam das Glück in Person!

Es war so kurz, dieser Augenblick, nur ein Augaufschlagen des Glücks, und von nun an, das fühle ich, kann ich nichts mehr erleben, das dieser Secunde gleich käme an Entzücken, an Qual, an traumhafter Schönheit. Ich fürchte fast diese Erinnerung zu entweihen, wenn ich sie beschreibe. Ich weiß nicht wie lange ich so stand, gelehnt an einen Baumstamm, aber plötzlich — es war keine Einbildung — plötzlich fühle ich mich von hinten umschlungen, zwei heiße Lippen preßten sich zitternd auf die meinen, ein kaum hörbares Lebewohl drang mir in's Herz, und ehe ich noch zu mir selbst kam, war eine weiße Gestalt in dem nahen Gebüsch verschwunden! O, ich habe nicht geträumt . . .

3. Juni.

Lieber Freund! Ich weiß eigentlich nicht, was ich Dir heute schreiben soll und doch fühle ich, daß ich Dir schreiben muß . . .

Der Frühnebel hob sich durchglüht im Sonnenlicht, ballte sich zu Wolken und ließ im Grase unzählige Diamanten zurück, die trügerischen Geschenke seiner Liebe. Dicht am Ufer des See's steht meine Lieblingsbank, dort eilte ich hin. Unterwegs fand ich meinen Schiffer, der in seinem Kahne saß, den

Kopf müßig in die Hand gestützt, sich den Wellen überlassend. Als er meine Schritte vernahm, erhob er sich und rieb sich rasch die Augen, als habe er geschlafen. Ach, diese plumpe Verstellung gelang seiner ehrlichen Gradheit so schlecht, daß ich vielleicht zu anderen Zeiten darüber gelacht haben würde.

„Du hast ja geweint, Jakob," sprach ich ihn an.

„Nein," betheuerte er, „mir ist ganz leicht um's Herz."

„Mache mir nichts weiß, du bist zu ungeschickt zum Lügen, Kamerad," warf ich möglichst leichtfertig hin. Er versuchte auf diesen Ton einzugehen, indem er gezwungen lächelte.

„Was hat sich denn zugetragen," begann ich wieder, „du weißt, daß du mir Alles mittheilen darfst wie deinem Beichtvater."

Sein Gesicht verzog sich zu einer höchst komischen Grimasse, darauf öffnete er den Mund, als ob er sprechen wolle, schloß ihn wieder und machte eine Geberde, die etwa ausdrücken konnte: es ist höchst gleichgültig was mir fehlt, denn wer kann mir helfen!

Die Sonne überglänzte nun den weiten See, das grelle Licht, die dünne Luft durchfröstelte mein Herz.

„Tröste dich mit mir, armer Junge," sagte ich.

„Ich hab's gleich gemerkt," fiel er mir in's Wort, „daß Sie das Fräulein gerne sehen."

Hierauf wußte ich nichts zu erwidern. Die Erinnerung an sie überdrang mich auf einmal mit einer Heftigkeit, daß ich sogleich hätte davonlaufen mögen. Nun erhob der Dorfkirchthurm seine Stimme und rings alle die Kirchen, die um den See zerstreut liegen, fielen ein in den ernsten Morgen-Mahnruf: Gedenket der Zeit, jede vorüberschwebende Stunde gräbt euer Grab um eine Schaufel tiefer! Wie doch der Glockenton an die Hohlheit alles Daseins mahnt — —

„Morgen," flüsterte Jakob, „werden die Glocken ebenso tönen wie jetzt. Dann steht sie vorm Altar mit ihm."

Ich fuhr aus meinem Sinnen empor. Ich betrachtete ihn mitleidig, und da ich nichts sagte, streckte er mir seine knorrige Hand hin, die ich drückte, wie ich lange keine Hand gedrückt. Darauf ging ich schweigend von dannen. Der Sonnenschein kam mir wie mit einem Spinnengewebe überhangen vor; es ließ mich Alles um mich her so gleichgültig, der Gesang der Vögel beleidigte mich.

Ich soll, wie es scheint, in meinem Schreiben

unterbrochen werden, Schritte nähern sich meiner Thüre — Richtig! meine Hauswirthin . . .

Frau Anna überbrachte mir Virgil's Aeneide: Fräulein Kaiser danke mir herzlich für das geliehene Buch — so lautete der Auftrag — sie habe es ihrer raschen Abreise wegen nicht auslesen können.

Ich habe hier abgebrochen und füge jetzt, da bereits das ganze Dorf schläft, noch einige Worte hinzu. Ich war in ihrem Zimmer! Der letzte Strahl der Sonne quoll durch das rebenumlaubte Fensterchen. Die kahlen Wände erglühten, ein mageres Christusbild hing, den Kopf geneigt, die Arme ausgerenkt, kläglich überm Bett. Das Bett stand noch wie sie es verlassen, die Leinen und Decken säuberlich zurückgeschlagen: eine Vertiefung in den Polstern ließ noch die Formen ihres Körpers ahnen. Der Sonnenstrahl, der auf die Komode fiel, konnte die verwelkten Blumen, die sie gestern dort in die Vase gestellt, nicht mehr in's Leben küssen. Auf dem Tisch stand die Schüssel, in welche sie ihre schönen Hände getaucht, der Kamm lag daneben, der ihre Haare durchfurchen durfte, einige dieser braunen Haare hingen in seinen Zähnen . . . Es war, als schwebe ihre Seele unsichtbar durch diesen Raum. Und dann war

mir, als lebe sie nicht mehr, als habe man sie eben hinausgetragen in jene Wohnung, die Keiner mehr verläßt, und als klage der verklimmende Sonnenstreif, wie öd', wie leer, wie unheimlich jetzt das Zimmer . . . Nun nahte Frau Anna mit Besen, Bürste und Wasserkübel. „Ich muß das Zimmer wieder in Stand setzen, es können jeden Augenblick Gäste eintreffen." — Und der Blumenstrauß flog aus dem Fenster, das Bett wurde auseinandergerissen, der Boden, über den ihre lieben Füße geglitten, wurde mit Wasser überschwemmt und gescheuert . . .

5. Juni.

Jetzt erst ist mir der Widerspruch ihres Denkens und Handelns in seiner ganzen Schärfe aufgedeckt, nun erst fühle ich, daß sie mich geliebt. Anfänglich wollte ich verzweifeln an Allem, nun aber habe ich die Ruhe klarer Erkenntniß gefunden. Als ich gestern Abend zu Bette ging, wie süß klang ihr Lebewohl durch jeden meiner Gedanken nach, wie begleitete es jede meiner Handlungen, wie stand es vor der Schwelle des Schlafs freundlich grüßend, wie schlich es sich in meine Träume und wie umarmte es meine ganze Seele, wenn ich

wieder erwachte! Mein ganzes Sinnen war nur ein Echo ihres letzten Wortes. — — — —

Als ich mich gegen Abend wie beiläufig nach Fräulein Kaiser erkundigte, erhielt ich von Frau Anna mit einem prüfendem Blick zur Antwort: Ja! die ist längst weg. „Weg? Wohin?“ „Nach München,“ entgegnete Anna gedehnt. „Einen herzlichen Gruß soll ich ausrichten, ihre Monatsmiethe, 20 Mark, hat sie bis auf den letzten Pfennig richtig bezahlt, obgleich sie doch kaum drei Wochen hier gewohnt. Ich wollte das Geld nicht annehmen, lieber Gott, ich weiß, daß sie sich mühsam durchdrücken muß, aber —“ das Uebrige hörte ich nicht mehr.

1. Juli.

Es ist beschlossen, ich reise ihr nach. Ich muß sie wieder sehen, ich verschmachte in dieser Einsamkeit. Menschliches Treiben mit all deiner Noth, deinem Elend, daß es uns doch stets wieder nach dir zurückzieht! Dem Frosche ist es doch nur im Sumpfe wohl, und wenn auch das Quaken des Einzelnen häßlich klingt, wenn eine ganze Froschversammlung ihr Quaqua erhebt, wird ein Concert daraus. Wie sehne ich mich nach dem Menschen-

land, dem Element, dem ich entsprossen, wie sehne ich mich danach mitzuquaken in ehrenwerther Versammlung der Stadtcultur-Sümpfler!

3. August.

Ein feiner Regen erfüllte die Luft, als ich die Straßen Münchens durchlief und alle Käse- und Gemüsehändler nach der Gartenstraße Nr. 13 befrug. O so eine Stadt! Das Pflaster holprig und schlüpfrig, die Vorübergehenden grob, die Luft feucht grau, den nassen Sprühregen im Gesicht, nasse Füße, ein Anflug von Zahnweh, und ein Wind, der mir dreimal hintereinander den Hut in die Gosse jagte, einmal gerade im Augenblick, als ich die Pferdebahn besteigen wollte. Das sind die Annehmlichkeiten, die meinem Forschen nach meinem romantischen Liebchen die moderne Würze gaben. Wie roh und unmenschlich erschien mir nach der idyllischen Ruhe meines Bernried dieses Hasten und Drängen der Straße!

O säh' ich noch einmal die grünenden Matten
Und könnt' mich ergehen im sonnigen Wald!
Doch mich umschweben die fröstelnden Schatten,
Mein Geist ist trüb, mein Herz ist kalt.

Selbst die Pferde und Hunde haben unter der Geldgier ihrer, ich hätte fast gesagt Mitmenschen

zu leiden. Da stürzen sie durch die Straßen, werfen einander um, treten sich auf alle möglichen leiblichen und moralischen Hühneraugen, nur um einen Zipfel des entschwindenden Glücks zu erfassen. Mir dünkt, ich sehe auf jeder dieser Wangen den rothen Abdruck der fünf Finger des Schicksals stehen.

Dort ein Bettler, dort ein geschundener Arbeiter, dort ein protziger Reicher, dort ein Betrunkener!

Der denkt an seine Acten, der an sein dunkles Bureau, der an seine Kranken, der an seine dumpfe Werkstatt, der an gar nichts, nur um die Qual des Lebens weiter genießen zu können. Und über ihren Häuptern donnert der Kirchthurmglockenschwängel wie ein gewaltiger Geißelhieb der Zeit, und der Zeiger streicht ihnen gelassen eine Stunde nach der anderen vom Leben.

Als ich das Haus gefunden, nach langem Suchen gefunden, fuhr man mich sehr barsch an. Die Familie Kaiser sei vor einigen Tagen ausgezogen. Niemand wisse wohin. Der Vater sei gestorben, die Mutter ihm rasch in's Grab gefolgt. Von dem Fräulein wisse man gar nichts.

2. September.

Eine Spur, eine Spur! Im Blatte las ich, daß eine kleine Waldlandschaft, in der Münchener Künstlergenossenschaft ausgestellt, einen Amerikaner gefunden habe, der 6000 Mark für das Bild geboten. Das Bild sei von Fräulein E. Kaiser. Eine Waldlandschaft! Ich kann mir's denken.

Ueberm todtenstillen Sumpfe
Will der Halbmond trüb sich zeigen,
Ueber öde Weidenstumpfe
Schlummertrunkne Vögel streichen.

Kühle Abendwinde hasten
Durch das Schilf, es aufzuwecken;
Lautlos scheu die Nebel tasten
An des Moorgrunds feuchten Hecken.

Aus dem Schilf ein hohles Röcheln,
Als ob's ahnungstrüb mich frage:
Wird dir jemals Liebe lächeln?
Bleibt sie dir verschollne Sage?

25. September.

Ich durchwandelte heute die Ausstellungs-Säle der Münchener Künstlergenossenschaft. Viel grob naturalistisches Machwerk unter den Bildern, das mich jedesmal ärgert, wenn ich einen Blick darauf werfe. Die Runzeln eines alten Weibes z. B. mit einer Naturwahrheit wiedergegeben, daß die

Natur, könnte sie das geistlos nachcopirte Bild sehen, vor sich selbst entsetzt davonlaufen würde. Dann ein gemalter Morast ohne alle malerische Reize und bei dessen Betrachtung einem die Stiefelsohlen zucken. Dabei ein Goldrahmen um diesen Schmutz: ein in goldener Schüssel servirter Unflat. Das möchten die Dummköpfe für Realismus ausgeben! Elende Falschmünzerei! Ich hielt mich bei diesen traurigen Symptomen eines heruntergekommenen Geschmacks nicht lange auf, sondern schlenderte weiter bis in die entferntesten Säle. Meine Betrachtungen störte Niemand; ich war so ziemlich der einzige Beschauer. Göttliche Stille in dem Prachtraum, und ich allein mit den stummen Bildern!

Mich überkam fast ein Angstgefühl, als würde ich nie mehr den Ausweg aus diesem Labyrinth finden. Die Abendsonne glomm Abschied nehmend durch das Oberlicht, vergoldete die Polster und verschönte manch' häßliches Bild. Es war Zeit zu gehen. Aber ich konnte mich noch nicht trennen von einem Bilde, das im letzten der Säle aufgestellt war, und das durch eine tiefpoetische Auffassung des Waldes meine Phantasie fesselte. Ein dunkelrother Sonnenstreif fiel über das Gemälde und erhöhte dessen Wirkung zur Täuschung. Welch'

trunkene Schwermuth über diesen herabhängenden Aesten hing!

Mein Auge suchte das Namensschildchen, das am Rahmen befestigt war — Fräulein E. Kaiser!

Du kannst Dir nun denken, wie es mich anzog' das süße Geheimniß zu ergründen, das hier auf diesem Waldteiche über dem kärglichen Schilf, den bleichen Wasserrosen schwebte . . . In Gedanken versunken stand ich da, als mich das Rauschen eines Kleides aus meinen endlosen Träumen weckte. Ich wendete den Kopf, eine verschleierte, ganz in Schwarz gekleidete Frauengestalt war mir genaht. Ich kannte sie nicht. Jetzt machte sie eine zuckende Bewegung mit dem Taschentuch nach den Augen. Mein Herz krampfte sich zusammen, ein Schrei blieb mir im Halse stecken, als ich durch den dunklen Flor ein liebes, bleiches Gesicht erkannte, in dessen gerötheten Augenlidern Thränen hingen. Nun streckte sie mir die Hand entgegen — — es war als sie meine Hand nie wieder los lassen wollte, so innig, so fest umklammerte sie dieselbe. Noch immer stand ich, keines Wortes mächtig, von Mitgefühl übermannt. Sie aber flüsterte: „Meine Eltern sind beide todt, die Zeit, von der Sie einst

sprachen, ist für mich gekommen. Wollen Sie — willst. Du mein Freund sein?"

„Für ewig!" preßte ich hervor. Sie sank auf das Polster und ließ ihren Thränen still den Lauf. Ich wagte sie nicht zu stören, bis die Glocke des Aufsehers uns zu gehen befahl.

„Es ist Zeit, Emilie!" flüsterte ich.

Sie reichte mir den Arm und wir gingen.

Druck von C. G. Röder, Leipzig.

Im gleichen Verlage erschien:

Paris der Alme.

Realistisch-Historischer Roman aus der Zeit Domitians

von

Wilhelm Walloth.

In 8° eleg. br. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—

Walloth versteht das Leben der alten Welt mit einer realistisch packenden Kraft zu schildern, der gegenüber selbst die besten Schilderungen des modernen Lebens alltäglich, ja prosaisch erscheinen müssen. Eine Reihe höchst eigenartiger, noch nicht dagewesener Situationen ziehen an uns vorüber, mit realistischer Farbengluth fest und sicher hingemalt. Dabei stellt der Verfasser origineller Weise immer neben das Tragische, daß er mit Vorliebe malt, das komische Element; ja zuweilen durchdringen sich beide Richtungen, so daß hierdurch eine seltsam-schöne Mischung entsteht, die allein ausreichen würde, dem Werk dauernden Werth zu verleihen. Vor allem jedoch ist der mit wahrhaft shakespearischer Tiefe gezeichnete Charakter des „Paris" eine ganz neue Erscheinung! Man fühlt sich einem sympathischen Menschen gegenüber, dessen Eigenart man jedoch nirgends zu fassen vermag, man fühlt sich zum Nachdenken angeregt, ohne je auf den abstrakten Grund des Charakters zu kommen — ein Räthsel, dessen Auflösung uns beständig auf der Zunge schwebt, ohne daß wir sie auszusprechen vermöchten.

Dieser Paris gehört unstreitig zu den höchsten Charakterdarstellungen der Weltlitteratur.

Octavia.

Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero

von

Wilhelm Walloth.

In 8° eleg. br. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—

„Man muß vor allem betonen, wie eigenartig Walloth die Gattung historischer Romane auffaßt, wie dichterisch seine Composition, wie künstlerisch seine fließende, aller Archaismen bare und doch charakteristische und nervige Sprache gegenüber dem glatten, geleckten Korkgeschnitzel des gelehrten Ebers wirkt. Die Charakterisirung Nero's ist ein Meisterwerk und die epischen Schilderungen, wie gleich im Anfang der Cirkuskampf sind von elementarer Kraft der Darstellung. Hier haben wir interessante Gestalten, hier erotische Konflikte von ausnehmender Originalität, dabei Beherrschung der Technik — und über dem allen das undefinirbare je ne sais quoi eines echten Dichteringeniums, das sich in der alles durchdringenden feierlichen und berauschenden „Stimmung" offenbart. Wenn der historische Roman einmal ausnahmsweise echte Poesie ist wie hier — dann, ja dann, ziehe ich, überzeugt „modern" wie ich sein mag, doch ein farbenprächtiges Gemälde vor, das meinem Geiste große historische Ideen vermittelt und eine Reihe wichtiger Vorstellungen vor mir entrollt, statt mich mit den „Realisten der Nüchternheit" zu langweilen. „Gesellschaft."

Seelenräthsel.

Roman aus der Gegenwart

von

Wilhelm Walloth.

In 8°. Preis br. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—

Wilhelm Walloth's neuester Roman ist ein moderner und zwar hat er diesmal modernes Seelenleben zu enträthseln gesucht. Er dringt bis in die geheimsten Abgründe des Gemüthslebens und legt mit Meisterhand

die feinsten Regungen und zuckenden Fasern des Nervenlebens bloß. Dabei sucht der Verfasser offenbar zu beweisen, daß man einen „idealen" Roman schreiben und doch in's Innere der Menschennatur dringen kann, denn der Roman darf unbedenklich jedem Mädchen in die Hand gegeben werden und wird trotzdem den schärfsten Seelenkenner fesseln. Freilich den allermodernsten Klein- und Haushaltungskram setzt der Verfasser, der sich mehr an die Phantasie des Lesers wendet, kühn bei Seite.

Das Schatzhaus des Königs.

Roman aus dem alten Aegypten

von

Wilhelm Walloth.

3 Bände in 8°, eleg. br. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 12.—

„Mit einem dreibändigen Romane introduzirt sich der Autor bei seinen Lesern, und zwar mit einer Arbeit, die gerade, weil sie sich gar nicht auf dem gewöhnlichen Felde des Romanciers bewegt, Anspruch darauf erheben kann, das Interesse wachzurufen. Der Gang der Handlung ist ein zu komplizirter, als das es uns möglich wäre, denselben in gedrängter Kürze darzuthun. Wir müssen uns damit begnügen anzudeuten, daß sich Walloth eine Schilderung der Verhältnisse Aegyptens unter König Ramses, des zu seiner Zeit herrschenden fanatischen Hasses zwischen Juden und Aegyptern zum Motiv genommen; daß es ihm trefflich gelungen, den unversöhnlichen Haß, welcher in dem jüdischen Charakter liegt, einerseits, die mitleidslose Grausamkeit der Aegypter andererseits zu schildern. Wahrhaft erquicklich berührt in dem vor uns entrollten Bilde von Menschenhaß und Grausamkeit die anmutige, liebeathmende Gestalt der Jüdin Myrah, des edlen Jünglings Menes aus ägyptischem Patrizierhaus. Das Liebesverhältniß und die endliche glückliche Vereinigung dieser Beiden, sowie die Schilderung der Leiden und Kämpfe, welchen sie ausgesetzt waren, bildet das Hauptthema des Romanes, dessen Interesse durch prächtige kulturhistorische Schilderungeu nur erhöht wird." „Ost und West."

Aus der Praxis.

Roman aus der Gegenwart

von

Wilhelm Walloth.

In 8°. Preis br. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.—

„Ueber Land und Meer" sagt in einer längeren Besprechung des Romans u. A.: „Walloth's neuester Roman „Aus der Praxis" ist ein großer und entschiedener Fortschritt. Die erste Hälfte gehört vielleicht zu dem Feinsten und Vollendetsten, was die Erzählkunst hervorgebracht hat. Walloth steht hier auf einer Linie mit Daudet und dem jüngeren Dumas in ihren besten Schöpfungen, die Decenz der Darstellung, die Schärfe und Pikanterie der Charakteristik, der fesselnde Reiz der Handlung sind hier gleich musterhaft" u. s. w.

Gedichte

von

Wilhelm Walloth.

In 8° eleg. br. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—

Gleich auf der zweiten Seite finden wir ein tief gedankenvolles Gedicht, „Herbst", das unsere Erwartungen auf den weitern Inhalt des Werkes auf's höchste spannt. Daß wir es hier gleich kurz sagen: diese Erwartungen werden übertroffen. Walloth hat für alles seinen besonderen Ausdruck, und versteht durch Anschlagen einzelner Töne die ganze Besaitung unseres Herzens mit in Schwingungen zu versetzen. Mit einer einzigen Vorstellung, die er unmittelbar anregt, ruft er die volle Harmonie von zehn andern aus ihr entstehenden Vorstellungen wach. Diese Lieder stehen auf Goethe'scher Höhe und werden volksthümlich werden. Noch stolzer und siegesgewisser entfaltet der Dichter sein Banner in den „Oden". Wie prächtig stürmen ihm die Gedanken! Oden wie sein „Meeresleuchten" sind nicht oft geschrieben worden. Die Ode „O Schlaf, der Menschenfreunde holdseligster" ist so

krystallhell in ihrer wundervollen Gedankentiefe, so wohltönend im Flusse ihrer bestrickenden Verse, daß wir keine Ode des Horaz über sie stellen möchten. Die Höhe der Klimax ersteigt Walloth aber in seinen „Elegieen"; diese „Starnberger Elegieen" verdienten eine besondere kritische Abhandlung. Diese urgesunde Sinnlichkeit erweist glänzend die ästhetische Berechtigung des Realismus, sie zeigt, welche anmuthenden Früchte des Realismus in einem deutschen Dichtergeiste reift im Gegensatz zu den fauligfrivolen Erzeugnissen des französischen Geistes, in dem der Realismus zu einem ekelhaften und armseligen Naturalismus entartete. Diese poesie-geadelte keusche Sinnlichkeit, die das Unsagbare so unverletzend zu sagen weiß, erhebt Walloth mit einem Schlage zu hoher Bedeutung unter den dichtenden Zeitgenossen. Man wird ihm das Recht zu dem von ihm gewählten Motto seines Werkes nicht bestreiten können:

„Einst, ich weiß, doch wird mit höhern Schlägen
Manches Herz bei meinen Liedern klopfen,
Wenn das meine längst schon ausgeschlagen."

Kölnische Zeitung.

Gräfin Pusterla.

Drama

von

Wilhelm Walloth.

In 8°. Preis Mk. 2.—

Von Scene zu Scene steigert sich die Spannung und die Effekte erreichen in den letzten Akten eine Wucht, wie wir sie nur in Schiller'schen Dramen finden. Die Charakteristik zeugt von ungewöhnlicher Kraft des poetischen Könnens und das technisch vollendete Drama zeichnet sich noch dadurch aus, daß es auch dem Leser (nicht nur dem Zuschauer) einen seltenen, hohen, echt tragischen Genuß bereitet.

☛ Durch alle Buchhandlungen, wie direkt vom Verleger **Wilhelm Friedrich**, K. K. Hofbuchhändler in Leipzig, zu beziehen. ☚

Von

Hermann Heiberg

erschien im gleichen Verlage:

Aus den Papieren der Herzogin von Seeland.

In 8°. 27 Bogen eleg. br. Mk. 3.—, fein geb. Mk. 4.—.

Ein Weib.

Roman.

In 8° eleg. br. Mk. 6.—, fein geb. Mk. 7.20.

Eine vornehme Frau.

Roman.

In 8° eleg. br. Mk. 6.—, fein geb. Mk. 7.20.

Esther's Ehe.

Roman.

In 8° eleg. br. Mk. 6.—, fein geb. Mk. 7.20.

Gesammelte Schriften

von

Hermann Heiberg.

Billige Ausgabe. I. Serie in 6 Bänden.

Preis br. Mk. 18.—, fein geb. Mk. 24.—.

Inhalt:

Ernsthafte Geschichten — Ausgetobt — Die goldene Schlange — Novellen — Neue Novellen — Apotheker Heinrich.

In Vorbereitung:

Der Januskopf.

Roman in 3 Bänden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

JUL 7 '67

ALDERMAN LIBRARY

The return of this book is due on the date indicated below

DUE	DUE

Usually books are lent out for two weeks, but there are exceptions and the borrower should note carefully the date stamped above. Fines are charged for over-due books at the rate of five cents a day; for reserved books there are special rates and regulations. Books must be presented at the desk if renewal is desired.

L-1—3670930

1/6
80

12 e 663/63